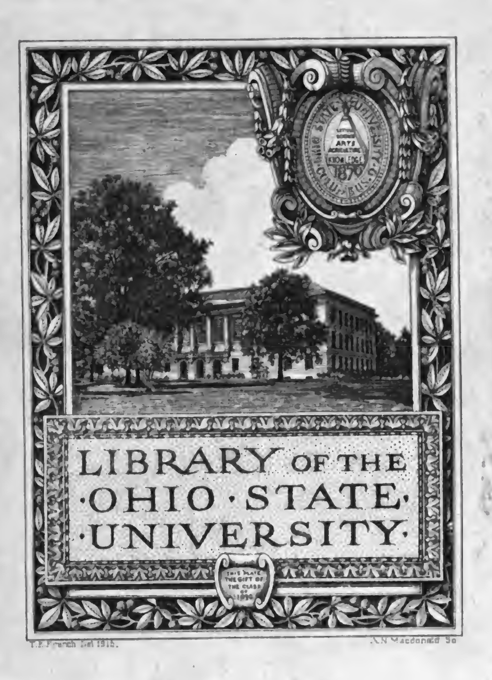
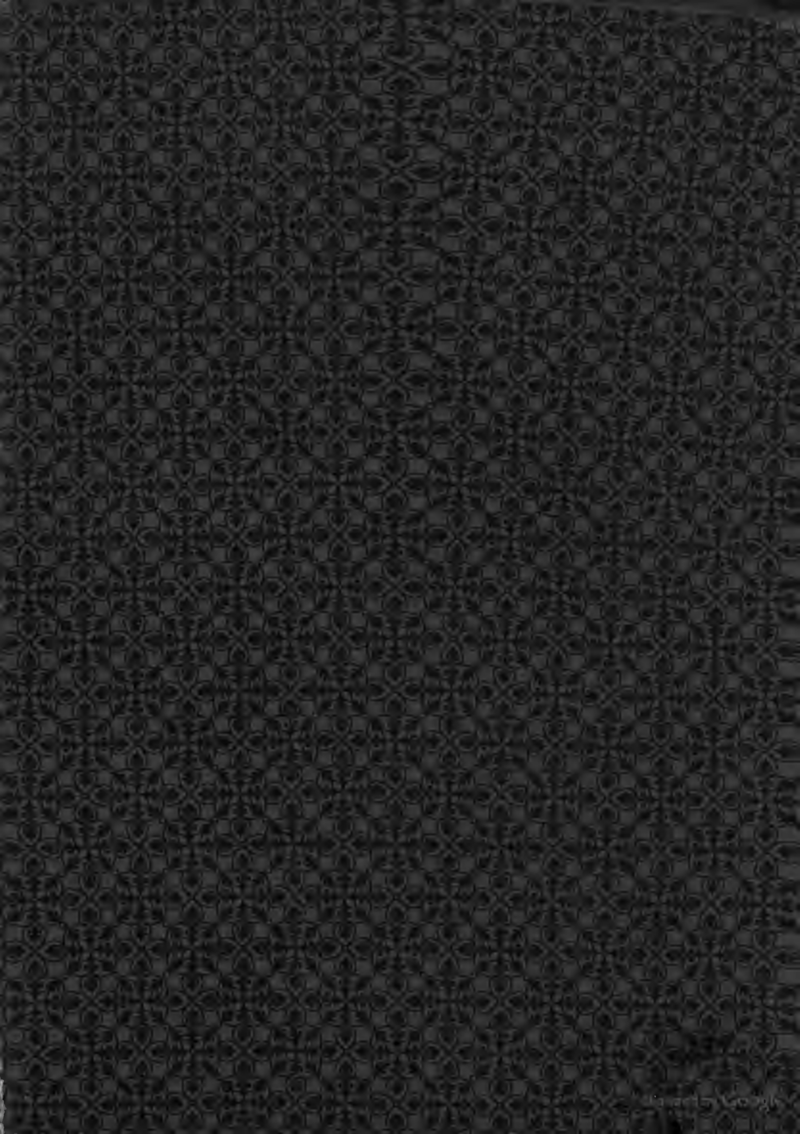
AM HOFE DES KAISERS

Hermann Robolsky

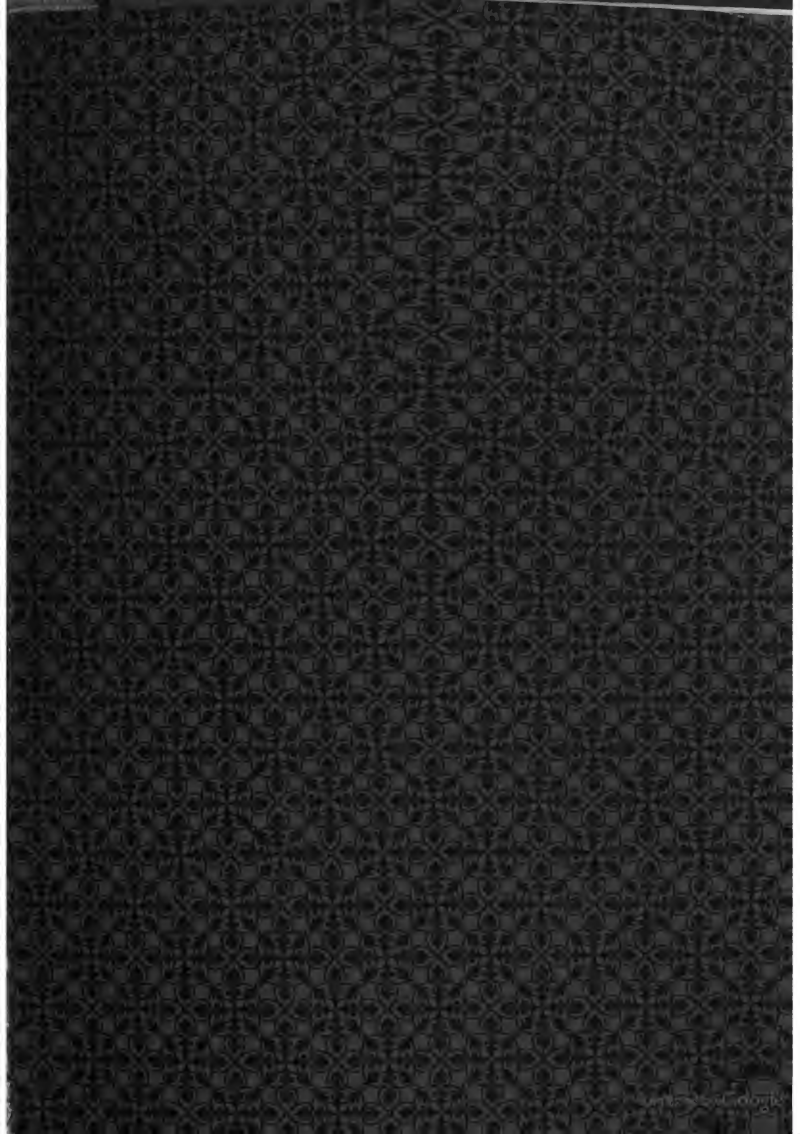




OHIO STATE UNIVERSITY COLUMBUS O.
ARTS
KNOWLEDGE
1870
LIBRARY OF THE
·OHIO·STATE·
·UNIVERSITY·
THIS PLATE THE GIFT OF THE CLASS OF
T.E. French Del 1915.
A.N. Macdonald Sc

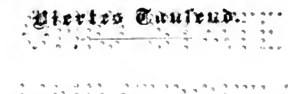



LIBRARY OF THE
·OHIO·STATE·
·UNIVERSITY·



Am Hofe des Kaisers.

Inhalt:



Viertes Tausend.

Berlin.
Walther & Apolant.
1886.

Inhaltsverzeichniß.

Der Hofstaat.

Der prachtliebende König Friedrich I. von Preußen hegte keine Sympathie für Ludwig XIV. von Frankreich; an Glanz aber wollte er es dem Könige von Frankreich und dessen so berühmtem Hofe in allen Dingen gleichthun. Er fühlte sich glücklich, wenn er in der Pracht seines königlichen Ornates auf dem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern vom schwarzen Adlerorden, der alsdann an kostbarer Kette getragen wurde, seinen Kammerherren mit goldenen Schlüsseln, den Mitgliedern seines geheimen Staatsraths und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Kriegsheeres. Was nur irgend zum Hofe gehörte, Garderobe und Stall, Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer, mußte Ueberfluß zeigen. Vierundzwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel. Die Jägerei und die Musikkapelle waren zahlreich besetzt.

Aus dem Jahre 1712 liegt uns ein Almanach vor, der zugleich ein Berliner Adreßbuch ist, freilich in sehr be-

schränktem Sinne. Die Behörden, auch die städtischen, sind aufgezählt, die Beamten der Hauptstadt, worunter z. B. die Thorschreiber eine eigene Kategorie bilden, der gesammte Hofstaat, die Ritter vom schwarzen Adlerorden u. dgl. m. In der Rubrik „Hofstaat“ figuriren u. A. elf „Geheime“ Kammerdiener, darunter ein Kammertürke, zwei Kammerzwerge (einer Namens Schulze), der Leibschneider, der Leibchirurgus. Als Hofbediente finden sich auch verzeichnet: ein königlicher Intendant über die Ausziehung (?), ein Futter- und Vicefuttermarschall, ein Hofreisekonditor. Der heutige Hofstaat bietet ein seitdem sehr verändertes und namentlich erweitertes Bild. Kammertürken und Hofnarren sind längst abgeschafft, zumal unter diesem Titel. Auch „Geheime Kammerdiener“ giebt es nicht mehr, nur noch „Geheime“ Hofräthe und Hofsekretäre. Der Leibschneider ist Hofschneider geworden, der Leibchirurg ein Leibarzt, der jetzt weit über den „Geheimen Kammerdiener“ erhoben ist. Der Unterschied zwischen jetzt und früher besteht darin, daß der Hofstaat, trotz Beseitigung und Einschränkung gewisser Kategorien von Hofbedienten, trotz Abschaffung manchen Luxustrosses, mit dem Staate Preußen gewachsen ist, und daß er gleichzeitig, als ein Staat im Staate, eine schärfere Abgrenzung gegen den Staatsdienst erfahren hat, während ehedem jeder königliche Beamte in der Monarchie Hof- und Privatbeamter des Königs war, wenn auch nicht gerade Leib- oder Kammerdiener, wohingegen wiederum Hofschneider und andere jetzt nicht mehr zur eigentlichen Hofdienerschaft gehören. Dieser

Staat im Staate umfaßt Kammerherren und Kammerdiener, Kammerräthe, Hofräthe, Hofkammerräthe, Ober-Hofkammerräthe, Hofmeister, Oberhofmeister, Erbhofmeister, Hofstaatssekretäre, Hofmarschälle, Hofjägermeister und Hofjagdräthe, Hofschauspieler, Kammersänger, Hofpianisten, Leib- und Hofärzte, Hofbauräthe, Hofstallmeister, Hofgärtner, Hoffouriere, Hofkellermeister, Hofstaatsholzverwalter, Hofküchenkommissarien, Hofpagen u. s. w. Eine Verfassung im modernen Sinne des Wortes hat der Hofstaat nicht. Das Regiment ist absolutistisch. An der Spitze der hierarchischen Rangordnung stehen zwei Minister, von denen nur der eine diesen Titel führt, nämlich der Minister des königlichen Hauses und der Oberst-Kämmerer. Vom Ministerium des königlichen Hauses ressortiren: die persönlichen Angelegenheiten des Königs und der Mitglieder des königlichen Hauses, die Verwaltung des königlichen Kron-Fideikommißfonds, des Krontresors und des königlichen Familien-Fideikommisses, sowie die obere Leitung der Verwaltung der königlichen Haus- und Fideikommißgüter. Vom Oberst-Kämmerer ressortiren: die Hofetikette und das Hofzeremoniell, die Beaufsichtigung der königlichen und prinzlichen Hofstaaten und der großen Hofämter im Königreich Preußen. Unter beiden Ministern gemeinschaftlich, also unter dem Hof-Finanzminister und dem Minister des Innern, wie man die Herren nennen könnte, stehen die Angelegenheiten der Chefs und Mitglieder der einzelnen königlichen Hofverwaltungen, sowie der Provinzial-Erbämter. Dem Finanzminister sind mehrere Kollegien mit Direktoren und Präsidenten untergeordnet.

Ein Kollegium von Geheimen Regierungsräthen mit Geheimen Hofräthen als Subalternen verwaltet den Kron-Fideikommißfonds und den Krontresor, ein Kollegium von Ober- und anderen Hofkammerräthen bildet die Hofkammer der königlichen Familiengüter. Das Kollegium der vortragenden Räthe, welches dem Kron-Fideikommißfonds und dem Krontresor vorsteht, hat auch Vorträge bei dem Minister des Innern, d. h. bei dem Oberst-Kämmerer. Den verantwortlichen Posten eines Ministers des königlichen Hauses verwaltete vom Oktober 1861 bis zu seinem Tode im Februar 1885, also beinahe ein viertel Jahrhundert lang, Graf Schleinitz, der bekannte Vorgänger Bismarcks im Auswärtigen Amt. Schleinitz war seit 1865 mit der als Wagner-Verehrerin bekannten Gräfin Maria vermählt, einer Tochter des preußischen Ministerresidenten in Rom von Buch und dessen Gattin, einer geborenen von Nimptsch, die sich später mit dem Fürsten Hatzfeldt vermählte. Auch die Gräfin Schleinitz hat bald den Witwen- mit dem Brautschleier vertauscht und wurde deshalb in den letzten Wochen viel genannt als die Verlobte des österreichischen Botschafters in Petersburg, des katholischen Grafen Wolkenstein, der jetzt doch schon in der Mitte der fünfziger Jahre stehen dürfte.

Als Oberst-Kämmerer und General-Intendant der königlichen Hofmusik hat viele Jahrzehnte hindurch Graf Wilhelm von Redern eine hervorragende Rolle am Hofe gespielt. Mit seinem Tode — er starb kurz vor dem Grafen Schleinitz — fand ein überaus reiches Leben

seinen Abschluß. Graf Redern hat unter dem Titel „Unter drei Königen" Memoiren hinterlassen, die besonders Einblicke in das rege gesellschaftliche Leben gewähren, das sich im Palais Redern, jenem palastartigen Eckhause am Pariser Platz, abspielte, und an dem die Elite des Adels der Geburt und des Geistes von Berlin theilnahm.

Beide Würden, deren Träger den Hofstaat zu leiten haben, die des Ministers des königlichen Hauses und diejenige des Oberst-Kämmerers, sind jetzt in einer Hand vereinigt, in der des Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode.

Bevor wir nun eingehender die Organisation des königlichen Hofstaates betrachten, wollen wir der interessanten Lebensgeschichte dieser beiden Repräsentanten des preußischen Hofstaates, des Grafen Wilhelm von Redern und des Grafen Otto zu Stolberg und ihrer Familien, einige Augenblicke widmen.

Bei dem Kongreß von Verona war der 20jährige Graf von Redern zuerst mit seinem späteren königlichen Gönner, dem Könige Friedrich Wilhelm III., in persönliche Beziehungen getreten. Die Anknüpfung war ihm durch seine Familie, die zu den ältesten der Mark gehört, wesentlich erleichtert. Zudem hatten sein Vater wie sein Großvater große Hofstellungen bekleidet. Zu diesen günstigen Verbindungen kam noch seine äußere Unabhängigkeit durch die glänzende Vermögenslage, in welcher der 1816 verstorbene Vater seine beiden Söhne, den Oberst-Kämmerer und den späteren preußischen Gesandten und jetzigen Ober-Gewand-Kämmerer,

Grafen Heinrich von Redern, zurückgelassen hatte. In letzter Instanz war, wie in allen Lebensverhältnissen, die Persönlichkeit das Ausschlaggebende, eine jugendlich-aristokratische Erscheinung, vortreffliche Erziehung und ein trotz großer Jugend schon fertiger Charakter. Dabei kam ihm seine Kenntniß der italienischen Sprache wohl zu Statten. Er übersetzte für den König die Operntexte und war dem Fürsten Wittgenstein für die Erledigung von Kurialien und dem Kabinetsrath Albrecht zur Begutachtung der an den König gelangenden Bittgesuche beigegeben. Graf Wilhelm von Redern begleitete den König auf dessen Reise nach Rom und Neapel; er war in der Umgebung des Königs, als am Grabmal des Virgil Friedrich Wilhelm III. die Nachricht von dem in Genua erfolgten Tode des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg erhielt; er war Zeuge der letzten persönlichen Zusammenkunft Friedrich Wilhelm's III. mit dem Kaiser Alexander I. zu Innsbruck am heiligen Weihnachtsabend, dem Geburtstage des Kaisers 1822. Dann wurde er mit Depeschen an den damaligen preußischen Gesandten Fürsten Hatzfeldt nach Wien geschickt, verkehrte dort viel im Hause des österreichischen Staatskanzlers, Fürsten Metternich, mit dem er später in verwandtschaftliche Beziehungen treten sollte, da sein Bruder, Graf Heinrich von Redern, eine Nichte des Fürsten, eine Prinzessin Odescalchi, heirathete. Treu in seinem Gedächtnisse, bewahrte er die Erzählung des Fürsten Metternich über dessen historisch entscheidende Zusammenkunft mit Napoleon I. in Dresden, und nach den Aufzeichnungen des Grafen hat die Erzählung des Fürsten

in dem erwähnten Memoiren-Manuskripte einen Platz gefunden. Nachdem der Graf bei dem Garde-Schützenbataillone, den sog. Neufchatellern, sein Jahr abgedient, seine juristischen Examina absolvirt hatte, und 1824 beim Stadtgericht in Berlin eingetreten war, lenkte seine künstlerisch angelegte Natur, seine hervorragende Begabung für Musik die Aufmerksamkeit des Königs auf ihn. Er ging in die Verwaltung der königlichen Theater über.

Zum definitiven Chef der königlichen Theater wurde Graf Redern im Jahre 1828 ernannt. Durch 14 Jahre, zwei Jahre über den Tod seines königlichen Herrn und Gönners hinweg, blieb er in diesem Amte, und diese Zeit gehört zu einer der glänzendsten Epochen der dramatischen Kunst in Berlin. Sie begann mit dem Enthusiasmus für die Sonntag, in deren Zauberkreis auch Graf Redern gezogen wurde. Henriette Sonntag hatte in den Jahren 1830 und 1831 ihren Siegeszug fast durch ganz Europa gemacht, war aber wieder in dankbarer Erinnerung nach Berlin zurückgekehrt. Für den Sommer hatte sie der König nach Schloß Fischbach in Schlesien eingeladen. Friedrich Wilhelm III. erwartete dort seine Tochter, die Kaiserin von Rußland, und seine Familie; es sollten kleine theatralische Abendunterhaltungen stattfinden. Der König lebte dort vollständig als Landedelmann, und die Kaiserin Charlotte fühlte sich in der schlesischen Heimath mit ihren Brüdern und ihren Frauen in den Räumen des Schlosses, die eher an alles Andere, als an königliche Pracht erinnerten, in der stärkenden, erquickenden Luft der Berge so wohl und heiter, daß

sie die Kaiserin aller Reußen abstreifte und die anspruchslose Tochter ihres einfachen Vaters war. Sie traf darin den Geschmack des Vaters, dem die Kaiserin hier auf dem Lande unbequem gewesen wäre. „Werden sich doch nicht einbilden, daß ich mich vor meiner Tochter geniren soll?“ äußerte er einmal in Bezug auf die kaiserliche Tochter. Hier in Fischbach wurden des Tages über Partien gemacht, weitere Ausflüge in das Gebirge, des Abends war Musik, Theater, oder auch Ball. Zu diesem wurden die Offiziere der Garnison von Schweidnitz befohlen. Wie sich denken läßt, zeigten sich die jungen Krieger in dem Hofzirkel befangen, und obwohl, oder vielmehr gerade weil die Kaiserin mit ihnen tanzte, so wagte keiner „Demoiselle Sonntag“ zum Tanze aufzufordern. Der König bemerkte das und veranlaßte den Grafen Redern, dafür zu sorgen, daß „Demoiselle Sonntag“ Tänzer habe. Der Graf erklärte dem Könige, daß er das bereits gethan, aber mit so wenig Erfolg, daß er nun wohl selbst mit gutem Beispiel vorangehen müsse. Er engagirte Fräulein Sonntag, und so kam es, daß das Paar in die Quadrille der Kaiserin gerieth. Nach Beendigung des Tanzes nahte dem Grafen der Minister des kaiserlich russischen Hauses, Fürst Peter Wolkonski, und apostrophirte ihn in folgender Weise: „Depuis quand est-ce d'usage aux cours d'Europe, mon cher comte, que les chanteuses de l'opéra dansent dans le quadrille de l'impératrice de toutes les Russies?“ — „Ce n'est pas d'usage, mon cher prince, c'est l'ordre du roi!“ — „Ah! C'est différent!“ — war Wolkonski's Antwort.

Im Jahre 1826 war die Oper: „Die Stumme von Portici“ in der großen Oper in Paris in Scene gegangen — mit einem Welterfolge. Die kunstgeschichtlichen Relais waren damals zwischen der französischen Hauptstadt und Berlin noch nicht der Art organisirt, wie heute, wo man die Geisteswerke so rasch und frisch bezieht, wie frische Gemüse. Eine Oper brauchte damals länger, namentlich aber, wenn sie nicht nach dem Geschmack Maestro Spontini's war, der eigentlich nur noch Cherubini neben sich gelten ließ. Aber der Erfolg war ein so riesenhafter, daß sich die Kunde davon dem Könige aufdrängen mußte. Bei des Grafen Rückkehr nach Berlin brachte der König selbst das Gespräch darauf, ob er nichts von der Oper gehört habe, sie bilde den Stoff für alle Feuilletons. Graf Redern überraschte den König mit der bereits gestochenen Partitur und entgegnete auf die mißtrauische Bemerkung, daß die Musik noch gar nicht im Handel sein könnte: „Majestät kennen mich nicht näher, bin kein Windhund, vertrete, was ich sage. Aber wenn ich mir erlaubte, Eurer Majestät gegenüber bei meiner Meinung stehen zu bleiben, müssen Eure Majestät sich überzeugen, ob ich die Wahrheit gesprochen habe. Also meinetwillen bitte ich Eure Majestät gehorsamst, herauszukommen und sich bei der Lampe zu überzeugen. Es liegen sämmtliche fünf Akte da.“ Diese Geschichte war dem Grafen in seinen Beziehungen zu dem Könige von großer Förderung. Sie erwarb dem Grafen das Vertrauen des Königs in vollstem Grade, als hätte dieser ihn schon seit langen Jahren erprobt; dieses Verhältniß kam Redern in

seiner Amtsführung ganz ausnehmend zu Statten. In seiner Führung der Geschäfte der königlichen Theater war Graf Redern allerdings auch vom Glücke begünstigt. Er fand produktive Opernkräfte, er fand dramatisch darstellende Persönlichkeiten ersten Ranges. Unter erstere gehörte Spontini. Die fast mit dem Wechsel der Jahreszeit sich wiederholenden Mißhelligkeiten und Kämpfe zwischen dem bisherigen Generalmusikdirektor und dem Chef-Intendanten führten zum Sturz Spontini's. Es mag allerdings kein angenehmer amtlicher Verkehr mit Spontini gewesen sein, denn die Prätensionen dieses Mannes waren keine geringen, und Unterordnung stand nicht in seinem Wörterbuch. Eine Medaille, welche 1829 beim Hallenser Musikfest auf Spontini geprägt wurde, liegt uns vor; sie zeigt Spontini's feingekräuseltes Lockenhaupt in scharfer erhabener Prägung. Die Umschrift der Vorderseite aber besagt: Spontinio equiti claro primo musici agonis sui directori. Die Rückseite zeigt einen dichten mit Orden behangenen (!) Lorbeerkranz, innerhalb dessen die Namen seiner Hauptopern stehen. Die Umschrift lautet: Lyricae tragoediae principi Germania meritorum cultrix. Diese Medaille pflegte Spontini seinen Freunden zum Andenken zu verehren, er fügte dann wohl ein paar freundliche Worte auf seiner Visitenkarte bei. Diese Visitenkarte! Auch sie verdient unvergessen zu bleiben:

Le Chevalier Spontini.
Surintendant général de la Musique de S. M. le Roi de Prusse. Membre de l'Institut de France etc. etc.

Ja, mit dem Manne war nicht gut Kirschen essen, das hat auch unser guter Graf Redern erfahren.

Mit Giacomo Meyerbeer verband den Grafen von Jugend an eine enge Freundschaft, die aus dem innigen Verkehr der Mutter des Grafen, einer geborenen Freiin von Otterstedt, mit Madame Beer sich herleitete. Ebenso war Graf Redern von Jugend an mit Felix Mendelssohn liirt; mit ihm zusammen hatte er Generalbaß bei Zelter studirt. Nicht bekannt dürfte es sein, daß die Initiative zur Aufführung der „Antigone" und zur Komposition der Chöre durch Felix Mendelssohn von dem damaligen Intendanten der königlichen Theater ausging.

Graf Redern hatte auch die Aufführung des „Faust" vorbereitet und in mehreren Konferenzen in Weimar mit Goethe die Kürzungen und Aenderungen besprochen. Den Dichter Immermann hätte Redern gern als Dramaturgen berufen, er ließ ihn nach Berlin kommen und bei sich wohnen. Schließlich gelang es Raupach, die Stelle zu erhalten.

Mit dieser reichen offiziellen künstlerischen Thätigkeit ging ein gastliches, geselliges, durchgeistigtes Leben im Hause Unter den Linden Hand in Hand. Die Gräfin Redern, die Tochter des Senators Jenisch in Hamburg, mit der sich der Graf 1834 verheirathet hatte, setzte die Tradition des Rederschen Salons fort. Ihre Schwiegermutter hatte diesen begründet, indem sie einen großen Kreis von Gelehrten und Künstlern um sich versammelte. Alexander von Humboldt, Rauch, Schadow, Tieck, Raupach, Mendelssohn, Meyerbeer, Liszt gehörten zu den Habitués des Hauses.

Die Gräfin Redern erhielt den gesellschaftlichen Ruf des Hauses auf seiner Höhe. Als sie vor mehreren Jahren starb, setzte ihr Kaiser Wilhelm das schönste Epitaphium in den Worten, daß er selten eine Frau gekannt habe, welche von ihren reichen Mitteln einen so edlen Gebrauch gemacht habe.

* * *

Graf von Redern lebt noch in der Erinnerung der Berliner fort. In den letzten Jahren war seine hohe Greisengestalt schon seltener bei den Hoffesten zu entdecken; andere als Repräsentationspflichten schlossen sich nicht an seine Charge. Hin und wieder sah man am Thiergarten einen Greis, dessen rechte Hand sich fest auf den gelbbraunen Rohrstock stützte, um dem rechten Bein, das dem linken nicht mehr gut zu folgen vermochte, ein wenig zu Hilfe zu kommen. Trotzdem legte dieser Mann, der stets im Cylinder, im hochgeschlossenen schwarzen Rock (oder im Winter dunkelblauen Ueberzieher) und schwarzen Beinkleid erschien, noch viele Wege zu Fuß zurück. Auch liebte es der Oberst der obersten Hofchargen des Kaisers, der Kanzler des hohen Ordens vom schwarzen Adler, auf einem einfachen Rohrstuhl vor seiner Hausthür die lange Pfeife zu rauchen, wie es unsere Väter und Altväter thaten.

Jetzt wohnt sein Bruder, Graf Heinrich, Ober-Gewand-Kämmerer im Hofstaate des Kaisers, in dem Hause Unter den Linden 1. Es ist schon gesagt worden, daß derselbe eine Gräfin Odescalchi heirathete. Eine jüngere Verwandte derselben ist die bekannte Freundin und

Gastin des Bismarck'schen Hauses, Fürstin Valerie Gobertine Odescalchi, eine geborene Gräfin Erdödy. Die Gemahlin des bisherigen österreichischen Botschafters am Berliner Hofe, Grafen Karolyi, Tochter des Grafen Ludwig Erdödy, ist eine Cousine dieser Fürstin Odescalchi. Die „Freundin des Kardinals Ledochowski“, Fürstin Sophia Odescalchi, geborene Gräfin Braniska, ist die Gemahlin des Chefs des fürstlichen Hauses Odescalchi, Don Livio III., Fürsten Odescalchi, Herzogs von Syrmien u. s. w., sie ist 1821 geboren, also um fast dreißig Jahre älter, als die Freundin des Bismarck'schen Hauses.

Daß in unserer Hofgesellschaft die Verlobung des Grafen Wilhelm Redern, Sohn des Ober-Gewand-Kämmerers, vor einigen Monaten einiges Aufsehen erregte, erscheint erklärlich, da man den Bräutigam, der vierundvierzig Jahr alt geworden, stark im Verdacht gehabt hatte, er wolle gar nicht mehr heirathen. Wer aber beim dritten Ballfeste, welches das Kaiserpaar diesen Winter im Schlosse gab, die anmuthige Gräfin Lichnowsky am Arme ihres Bräutigams, des Grafen Redern, der die rothe Uniform der Zieten-Husaren trug, in ihrer Jugendschönheit glänzen sah, der begriff, daß der Junggeselle Redern bekehrt wurde. Bei diesem Feste trat die gräfliche Braut mit vor Glück strahlendem Gesicht unter ihre Freundinnen und dankte durch herzlichen Händedruck für alle ihr dargebrachten Gratulationen. Sie war bräutlich ganz in Weiß gekleidet und trug ein Riesenbouquet frischer Maiblumen in der Hand.

Die nüchternen Verstandesmenschen behaupten allerdings,

die Rücksicht auf die Erhaltung des Namens und Geschlechts habe mitgesprochen, als Graf Redern sich entschloß, in die Ehe zu treten, denn Graf Wilhelm Redern ist der einzige Sohn seines Vaters und hat keine männlichen Verwandten, die seinen Namen führen. Nun, jedenfalls hat die liebreizende Gräfin Lichnowsky ihm den Entschluß leicht gemacht.

Graf Redern ist einer der reichsten Erben im preußischen Staate, da der ungeheuere Besitz, den der vor einigen Jahren kinderlos verstorbene alte Graf Wilhelm Redern zunächst seinem Bruder hinterließ, schließlich ihm zufallen muß. Von der Größe des Grundeigenthums der Familie Redern mögen folgende Ziffern eine Vorstellung geben: Graf Heinrich Redern besitzt im Kreise Niederbarnim Güter in Größe von 4282 Hektaren mit einem Reinertrage von 28,225 Mark, im Kreise Osthavelland 1070 Hektaren mit 9488 Mark Reinertrag, im Kreise Angermünde 10,644 Hektaren mit 128,631 Mark Reinertrag. Das sind allein in der Provinz Brandenburg (Graf Redern hat außerdem noch große Besitzungen in Pommern) Güter mit einem Reinertrag von 167,347 Mark, also im Werthe von mindestens 10 Millionen Mark. Der Sohn und jetzige Bräutigam hat im Angermünder Kreise ein kleines eigenes Besitzthum von etwa 2500 Morgen. Seine beiden Schwestern, die (wegen der Mutter, jener Prinzessin Odescalchi) der katholischen Konfession folgten, sind an zwei Grafen Zichy verheirathet. Seine Braut, die Tochter des Fürsten Lichnowsky, ist ebenfalls katholisch, und wenn auch der Vater keineswegs der ultramontanen Richtung huldigt, so ist doch die Familie der Mutter um so streng-

gläubiger. — Beiläufig sei bemerkt, daß der Erbprinz von Hohenlohe-Oehringen, der sich ebenfalls vor einigen Wochen verlobt hat (mit dem einzigen Kinde des Fürsten Carolath und seiner von ihm geschiedenen ersten Frau), auch der Sohn einer katholischen Mutter und Bruder katholischer Schwestern ist. Beim hohen Adel sind überhaupt die Mischehen verhältnißmäßig häufiger als beim niederen.

* * *

Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, der jetzige Hausminister und Oberst-Kämmerer, hatte, wie sein Vorgänger Graf Schleinitz, eine große politische Laufbahn hinter sich, ehe er in den Hafen des Hofstaates einlief. Erst dreißig Jahre alt, übernahm Graf Otto Stolberg, der dem Reichstag des Norddeutschen Bundes angehörte, im Jahre 1867 den Posten eines Ober-Präsidenten der Provinz Hannover, eine Stellung, welche er bis zum Jahre 1873 bekleidete. Noch während dieser Periode wurde er zum Präsidenten des preußischen Herrenhauses gewählt, dessen Verhandlungen er bis 1876 leitete, während er zugleich als Mitglied des Reichstages an dem politischen Leben des Reiches in dieser glänzenden Versammlung einen reichen Antheil nahm.

In die Zeit dieser doppelten Thätigkeit fiel endlich noch — gegen Ende des Jahres 1875 — das Präsidium der außerordentlichen Generalsynode, welche die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen feststellte.

Die Thätigkeit auf dem Felde der inneren Politik

wurde im nächsten Jahre unterbrochen, als Graf Stolberg zum Botschafter des deutschen Kaisers am Wiener Hofe ernannt wurde, eine Stellung, welche er während der schweren Zeiten bekleidete, in denen sich die Wolken im Orient immer dichter zusammenballten, bis sie sich in dem Gewitter des russisch-türkischen Krieges entluden.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Frieden von San Stefano wurde Graf Stolberg wieder der diplomatischen Thätigkeit entzogen und mit der Stellvertretung des Fürsten Bismarck im deutschen Reich und Preußen betraut. Er traf unmittelbar nach dem Attentat vom 2. Juni 1878 in Berlin ein, und sein Name steht neben dem des Fürsten Bismarck unter den Aktenstücken, welche die Stellvertretung des Kaisers durch den Kronprinzen regelten, während der Zeit, in der der greise Monarch an den von Meuchlerhand beigebrachten Wunden darniederlag.

An dem wenige Tage nachher eröffneten Berliner Kongreß nahm Graf Stolberg keinen Antheil, und nur einmal noch hat er in jenen bänglichen Tagen, die sich um die Zusammenkunft von Alexandrowo (1879) drängten, eine Sendung nach Baden-Baden übernommen, über welche noch ein dichtes Geheimniß verbreitet ist, von der aber unwidersprochen behauptet wird, daß sie die Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers zu dem deutsch-österreichischen Bündniß erlangte. Im Jahre 1881 (Mai) schied der Graf Otto wieder aus der Stellung als Vicekanzler. Selten drängt sich in eine so kurze Zeit der Thätigkeit eine solche Fülle von Arbeit und Leistungen zusammen. Graf Stolberg

hat zu sehr außerhalb des parlamentarischen und außerparlamentarischen Handgemenges der Parteien gestanden, als daß Gunst und Haß dieser sein Charakterbild entstellen sollten. Im Gegentheil verwischt nur die Raschlebigkeit der Zeit die Züge desselben, und sie nur einigermaßen und zwar ohne jede Bemerkung festzuhalten, möge uns hier gestattet sein.

Als Graf Otto von Stolberg mit der Stellvertretung des Fürsten Bismarck im Reich und in Preußen betraut wurde, schrieb ein Mitglied der deutschen Reichspartei:

„Graf Stolberg bringt eine junge, in den verschiedensten Verhältnissen und im öffentlichen Dienste mannigfacher Art erprobte Kraft mit in sein verantwortungsvolles Amt. Er ist von Jugend auf an große Auffassungen und hohe Gesichtspunkte gewöhnt, er hat überall bewiesen, daß ihm über der persönlichen Unabhängigkeit und der freien Hingabe an seine Neigungen die Pflichten stehen, die mit seiner hohen Lebensstellung verknüpft sind.“

Man kann, wie wir glauben, die Stellung des Grafen nicht schöner charakterisiren, als es in diesen Worten geschieht, zu denen die vierzehnjährige öffentliche Thätigkeit desselben einen Belag lieferte, der keines Kommentars bedarf. Graf Otto Stolberg-Wernigerode ist politisch ein liberaler Mann, der auch im Kulturkampfe immer auf Seiten des Staates gestanden hat, vom Schulaufsichtsgesetze im Jahre 1872 an bis zu der neuesten kirchenpolitischen Vorlage, wo er im Herrenhause zu den Wenigen gehörte, die gegen die Amendements des Bischofs Kopp stimmten.

Es sitzen im Herrenhause noch die Grafen zu Stolberg-Stolberg, Graf Franz zu Stolberg-Wernigerode, Graf Udo Stolberg-Wernigerode, Graf Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode. Sie gehören verschiedenen Linien an und sind theils in der Provinz Sachsen, theils in Schlesien und Westfalen ansässig. Graf Franz ist katholisch und hat den übrigen Stolberg immer als Parteimann gegenüber gestanden.

Graf Otto hat erst im Jahre 1882 in dem früher gräflich von Schwerin'schen Palais in der Wilhelmstraße sein Heim in der Residenz gegründet. Kein anderes Privathaus Berlins kommt an Reiz, Anmuth, Pracht und Geschmack der Einrichtung diesem gleich. Die Eintrittshalle am Fuß der Treppe mit ihren alten und neuen Boiserien, mit ihrem Schmuck an Waffen und Gefäßen, die Treppe selbst mit ihrer Dekoration von Gobelins und orientalischen Teppichen, die Entrées zu den Gesellschaftsgemächern mit ihren prächtigen Holzschnitzereien, der halbrunde Empfangssalon in Weiß mit farbenprächtigen Stoffen dekorirt, der daneben liegende Salon der Gräfin mit seinen Kunstwerken, auf der andern Seite des Empfangssalons eine Art Galerie, mit rothem Damast garnirt, mit den lebensgroßen Bildern des gräflichen Ehepaares und einigen Meisterwerken altdeutscher und moderner Malerei. — In diesen Räumen hat auch der Kaiser schon oft seinen Besuch gemacht. Was bei solcher Gelegenheit die Palmen- und Treibhäuser des Schlosses zu Wernigerode zur Dekoration der Gemächer, der Korridore und der Haupttreppe liefern, läßt sich kaum schildern. Palmen, Orchideen, Kamelien und Azaleen bilden eine tropische Vegetations-

fülle, die sich durch die Beleuchtung der Säle in den Spiegelwänden vertausendfältigt. Graf Stolberg trägt dann die Uniform des Regiments der Gardes du Corps, und der Kaiser erscheint aus Courtoisie gegen den Grafen in Uniform desselben Regiments.*) Die Gemahlin des regierenden Grafen, geborene Prinzessin Reuß, entwickelt als die Wirthin der hohen Gäste die liebenswürdigsten Eigenschaften; sie schmückt sich gern mit Zweigen von weißem Flieder, in denen Brillantsterne funkeln.

---

*) Anmerkung: In den Berichten über größere Festlichkeiten bei Hofe und solchen, bei denen der Hof erscheint, wird so vielfach hinsichtlich der Uniformen des Kaisers gesündigt, in welchen derselbe unter seinen Gästen erscheint, obwohl der Monarch hierin an einer unabänderlichen Konsequenz festhält, die dem Eingeweihten nichts Neues ist. Bei dem Ordensfest und der großen Hofcour trägt der Kaiser stets die große gestickte Generalsuniform, bei dem ersten Hofball den rothen Galarock des Regiments der Gardes du Corps, und beim zweiten Hofball den rothen Galarock der Garde-Kürassiere, der sich von ersterem durch die Paspoilirung unterscheidet, welche bei den Garde du Corps schwarz, bei den Garde-Kürassieren weiß ist. Bei dem Palaisball, der in den letzten Jahren auch in die Prunkgemächer des Schlosses verlegt ist, erscheint der Kaiser stets im Waffenrock des 1. Garde-Regiments zu Fuß, und im Fastnachtsball wieder im rothen Rock eines der beiden obengenannten Garde-Kavallerie-Regimenter, dazu stets in weißen Unterkleidern. Auf den Bällen und zu den Diners bei dem russischen und österreichischen Botschafter legt der Monarch stets die Uniform seines russischen resp. österreichischen Regiments an. Folgt derselbe Einladungen fürstlicher oder sonstiger hochgestellter Personen, welche die Erlaubniß haben, die Uniform eines bestimmten Regiments zu tragen, so erscheint der Kaiser zu Ehren seiner Gastgeber in der kleinen Uniform dieser Regimenter; so z. B. bei dem Fürsten Hatzfeld in Garde-Kürassier-, beim Prinzen Albrecht in 1. Garde-Dragoner-, beim Prinzen Friedrich von Hohenzollern in 2. Garde-Dragoner-Uniform u. s. w.

Die großen Jagden, die Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode in seinen Besitzungen am Harz giebt, sind berühmt, und zumal wenn der Kaiser daran Theil nimmt, wetteifern sie mit denen des Fürsten Pleß. Der Kaiser fragte diesen einmal in Versailles während der Belagerung von Paris: „Sagen Sie, die Einberufung Ihrer Forstleute zur Armee hat Sie wohl recht unbequem betroffen?" — „Ach nein, Majestät," erwiderte der Fürst. — „Nun, wie viel sind Ihnen denn fortgenommen worden?" — „Oh, nur einige vierzig, Majestät." — Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode kann ähnlich sprechen.

* * *

Nachdem wir uns bei Erwähnung dieser Spitzen des Hofstaates etwas lange verweilt haben, wollen wir kürzer die übrigen Obersten-Hofchargen anführen.

Die Region der Obersten-Hofchargen, die Region der Fürsten, umfaßt neben dem Oberst-Kämmerer den Oberst-Marschall, Se. Durchlaucht Alfred Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheid-Dyck, den Oberst-Truchseß, Se. Durchlaucht Wilhelm Fürst und Herr zu Putbus, Erb-Land-Marschall im Fürstenthum Rügen und der Lande Barth, den Oberst-Jägermeister, Se. Durchlaucht Hans Heinrich XI. Fürst von Pleß, Grafen von Hochberg, freien Standesherrn zu Fürstenstein, und endlich den Oberst-Schenk, Fürst Hatzfeld-Trachenberg. Diese durchlauchten Herren sitzen auch im Herrenhause, gehören zu den liberalen Politikern, zwei von ihnen sind katholisch, was sie jedoch

nicht gehindert hat, im Kulturkampf dem Ultramontanismus gegenüberzutreten. Das Herrenhaus zählt nicht weniger als drei Salme. Sie haben einmal die Rolle dort gespielt, als ein Gesetz betreffend die Fischerei auf der Tagesordnung stand und zur Vorberathung einer Kommission überwiesen wurde. Das hohe Haus wählte zu Mitgliedern dieser Kommission den Oberbürgermeister Hering aus Stettin, einen Herrn von Plötz, den Kanzler von Zander und die drei Füsten Salm. Auch das Herrenhaus kann witzig werden! Nähere Bekanntschaft werden wir mit diesen Herren noch in ihren Palais und im Herrenhause machen. In wirklicher Funktion ist von diesen höchsten Würdenträgern am Hofe nur der Oberst-Kämmerer.

Zu den Ober-Hofchargen gehören: der Ober-Gewand-Kämmerer, der Ober-Küchenmeister, der Ober-Schloßhauptmann, der Vice-Ober-Schloßhauptmann, drei Ober-Jägermeister, ein Ober-Zeremonienmeister, ein Vice-Ober-Zeremonienmeister, ein erster Zeremonienmeister, ein Ober-Hof- und Hausmarschall, ein Hofmarschall. Auch von dieser Kategorie figuriren mehrere Chargen nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten. In permanenter Thätigkeit sind die Ober-Zeremonienmeister, der erste Zeremonienmeister, der Ober-Jägermeister, der dem königlichen Hof-Intendant vorsteht, bestehend aus Hof-Jagdräthen, Hof-Jägermeistern und Hof-Jagdjunkern, dann der Ober-Schloßhauptmann, nicht als solcher, sondern als Intendant der königlichen Gärten, endlich der Hof- und Hausmarschall, zugleich Ober-Stallmeister und Intendant der königlichen Schlösser. Es sind

interessante und zum Theil in Berlin sehr populäre Persönlichkeiten, welche diese hohen Chargen ausfüllen. Erst vor Kurzem ist der Nestor unter ihnen, Graf Pückler, Ober-Hof- und Hausmarschall, von seinem Posten zurückgetreten und durch den Grafen Perponcher ersetzt. In der Hand dieses Mannes vereinigen sich alle Zweige des Haushaltes des deutschen Kaisers; er ist der Chef des Hofstaates und vertritt den Kaiser, dem er fast täglich Vortrag hält, als Hausherr gegenüber seinen direkten Untergebenen. Graf Perponcher ist der Cavalier par excellence; die Figur ist imposant, das Haar glatt an den Schläfen nach vorn gekämmt, die Spitzen des stattlichen Schnurrbartes stehen schnurgrade von der Oberlippe ab, und lässig hängt das selten benutzte Monocle herunter. Ob Graf Perponcher in der reichen goldgestickten Gala-Uniform oder im eng ansitzenden Civilrock erscheint, der feine und gewandte Hofmann ist mit dem ersten Blicke zu erkennen. Es ist schwer, sich diese Erscheinung mit dem Modellirstock vorzustellen, und dennoch ist Graf Perponcher mit Begeisterung bildender Künstler. Er opfert einen großen Theil seiner Zeit dem Bildhaueratelier, in dem er als eifriger Schüler eines bekannten Berliner Meisters arbeitet. Der Vice-Ober-Zeremonienmeister und Introducteur des Ambassadeurs, Herr von Roeder, ist eine kleine behäbige Figur, deren Kopf einen südlichen Typus zeigt, mit dunklem Schnurr- und kleinem Kinnbart und lebendig blickendem Auge. Die Aufgabe des Herrn von Roeder ist es, die Gesandten und Botschafter bei den Kaiserlichen Majestäten einzuführen

und alle persönlichen Angelegenheiten zwischen diesen und den Ersteren zu vermitteln. Auf Graf zu Eulenburg, früher Hofmarschall des Kronprinzen, ruhen jetzt die Pflichten eines Ober-Zeremonienmeisters, zu deren Kenntniß gewissermaßen ein völliges Studium nöthig ist; ihm allein liegt es ob, bei allen Festen, Besuchen fremder Fürsten u. s. w. für die Beobachtung der nöthigen Formen Sorge zu tragen resp. dieselben anzugeben. Eine größere Hoffestlichkeit, wo es Tausende von Gästen giebt, wie etwa eine Sprech- und Defilircour nebst Konzert oder gar eine Hochzeit im königlichen Hause, gehört zu den Haupt- und Staatsaktionen, die als die größten Probestücke der wahren Ober-Zeremonienmeisterschaft, im eigensten Sinne des Wortes, gelten können. Sie erfordern die vorher berechnende, erfindende, erwägende Kraft und die reichste Erfahrung bei dem Träger jenes Amtes, damit Alles prompt und richtig funktionire, ineinandergreife und klappe. Man muß ähnliche Feste in Paris und Versailles mitgemacht haben, um solche Leistungen, wie diejenigen unserer Zeremonienmeister, ein solches Organisationstalent und, — was demselben freilich wesentlich zu Hilfe kommt — eine solche Festigkeit in der Tradition und Disziplin wie die an solchem Abend in den Paraderäumen des Berliner Schlosses bewiesenen, in ihrem vollen Umfang zu würdigen. Graf Eulenburg hat einen großen Vorgänger. Am 13. April 1853 ernannte König Friedrich Wilhelm IV. den Grafen Stillfried, welcher schon bei der Huldigung am 18. Oktober 1840 als Zeremonienmeister fungirt hatte und am 9. August

1843 als Vice-Ober-Zeremonienmeister angestellt worden war, zum Ober-Zeremonienmeister. Als derselbe im Jahre 1878 sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte, überraschte ihn der Kaiser mit einem eigenhändigen, huldreichen Handbillet und seiner Marmorbüste. Die Kaiserin sandte ihr von theilnehmenden Zeilen begleitetes Portrait. Auch der Kronprinz schrieb anerkennende Worte und betonte ganz besonders, daß der Mann, der seit fast 50 Jahren so erfolgreich der Familiengeschichte des Hauses Hohenzollern seine Kräfte widme, auch noch Zeit gefunden habe, seit einem Vierteljahrhundert mit so vieler Hingebung ein nicht eben leichtes Hofamt zu verwalten. Viele Freunde und Kollegen des Grafen erinnerten sich des Ehrentages, und die Mitglieder des Ober-Zeremonienmeisteramtes erschienen in corpore, um ihren Chef zu beglückwünschen, der sich seinerseits darüber aussprach, daß er zwar die Herausgabe des „Zeremonienbuches für den königlich preußischen Hof" eben vollendet habe, welches dem Nachfolger in seinem Amte einigermaßen als Stützpunkt werde dienen können, daß er aber auf Wunsch der Majestäten trotz seines hohen Alters seinen in öffentlichen Blättern oft besprochenen Abgang noch einige Zeit hinausschieben wollte. Vor wenigen Jahren ist er gestorben. Sein Nachfolger steht auf der Höhe seiner schwierigen Aufgabe. Erwähnen wir noch, daß Graf zu Eulenburg mittelgroß und von wohlproportionirter Gestalt, sein Haar gelichtet und der dunkelblonde Bart nichts weniger denn dicht ist.

Bei Kanth in Schlesien ist das Domizil des Ober-

Jägermeisters Excellenz von Meyerinck, welcher vor zwei Jahren sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte. Er ist der Schöpfer der bekannten Letzlinger Hofjagd, welche wohl als einzig in ihrer Art zu bezeichnen ist und auf welcher alljährlich ca. 1000 Hirsche und Sauen abzuschießen sind. Herrn von Meyerinck's Schriften über Wild und Jägerei zählen zu den bekanntesten dieses Genres und zeichnen sich dadurch aus, daß sie ohne Ausnahme naturwissenschaftlich belehrend wirken. In den Büchern desselben Verfassers über die Jagdschlösser der Könige von Preußen ist eine Fülle geschichtlichen Materials enthalten. Herr von Meyerinck kommt zu allen größeren Festlichkeiten nach Berlin und fehlt sehr selten bei einer Hofjagd, bei welcher ihm, falls der Fürst von Pleß nicht anwesend ist, die Ehrenrechte desselben zustehen. Seine Gestalt ist groß, was jedoch durch die ein wenig gebückte Haltung nicht so ins Auge fällt. An Gestalt noch überragt wird Herr von Meyerinck durch den Vice-Oberstallmeister Herrn von Rauch, den Chef des königlichen Marstalls. Vielen Berlinern ist wohl die hohe Gestalt bekannt, die oft durch die Straßen der Hauptstadt die feurigen Rosse selbst lenkt und sie in leichten, hochsitzigen, königlichen Wagen einfährt, bevor sie in die Equipagen der königlichen Herrschaften gespannt werden. Herr von Rauch begleitet den Kaiser fast auf allen Reisen und ist ein steter Gast bei den Hofjagden. Eine der bekanntesten Persönlichkeiten des Hofstaates ist der ebenfalls zu den Oberhofchargen zählende General-Intendant der Königlichen Schauspiele, Herr von Hülsen,

dessen Verdienste und umfassende Thätigkeit zu würdigen hier nicht der Ort sein kann; weit über die Kreise des Hofs hinaus wird Hülsen als ein einflußreicher Förderer der Kunst verehrt.

Zu den „Hofbehörden" werden auch die Adjutantur des Königs, bestehend aus Generaladjutanten, Generalen à la suite Sr. Majestät, und Flügeladjutanten, sowie das Geheime Kabinet, sowohl für die Civilangelegenheiten, als für die Militärangelegenheiten, gerechnet. Hier berührt sich aber der Hofstaat stark mit dem größeren Staate. Denn die Adjutanten und das geheime Militärkabinet stehen im Etat des deutschen Reiches und das Geheime Civilkabinet in dem des preußischen Staates. Ich schließe die Serie von Männern aus der Umgebung des Kaisers mit zwei Generälen à la suite Sr. Majestät, welche dem Kaiser besonders nahestehen. Da ist zunächst der Verwandte des Kaisers, General-Lieutenant Fürst Radziwill, eine nicht über mittelgroße Figur, bei der sich ein wenig Embonpoint zu zeigen beginnt. Der dunkle Bart ist stellenweis schon stark ergraut, doch macht sein Träger den Eindruck, als wäre er circa zehn Jahre jünger als er es thatsächlich ist. Aelter erscheint der erst seit wenigen Jahren verheirathete General-Lieutenant Graf Lehndorff, dessen Haar und Bart ganz ergraut sind. Die Riesengestalt des Grafen Lehndorff ist in Berlin ziemlich bekannt. Der Graf gilt vornehmlich als der Vertraute des Kaisers, und zweifellos ist es, daß er sich bei seinem hohen Herrn großer Gunst erfreut. Beiläufig sei noch der

Generalmajor Fürst Dolgorucki genannt, der in der That eine der imposantesten Erscheinungen am Berliner Hofe war, eine Hünengestalt von vollendetem Ebenmaß. Der Fürst hat regelmäßige Züge, einen langen dunkelen Vollbart, eine hohe Stirn, kühn gebogene Nase und ein blitzendes Augenpaar. Fürst Dolgorucki ist General-Adjutant des Kaisers von Rußland und war als erster Militärbevollmächtigter nach Berlin kommandirt; er fehlt bei außerordentlichen Gelegenheiten fast nie in der Nähe Kaiser Wilhelms. Seit Kurzem ist er durch einen Kutusow ersetzt worden.

Die Kategorie der bloßen Hofchargen, wie die den entsprechenden Ober-Hofchargen untergeordneten Zeremonienmeister, Hofstallmeister, Hofjägermeister übergehe ich an dieser Stelle. Die interessanteren Persönlichkeiten, ebenso wie die unter den Kammerherren und Kammerjunkern, werden uns gelegentlich anderswo begegnen.

Fürst Pleß.

Fürst Pleß ist der vornehme Grand Seigneur, für den die Charge eines Oberst-Jägermeisters geschaffen wurde, um ihm einen seiner hohen Stellung passenden Rang im Hofstaate zu geben. Er hat den Ehrendienst bei den Hofjagden, überreicht dem Kaiser für den erlegten „jagdbaren" Hirsch den üblichen grünen Bruch (Baumzweig) auf dem Griffe seines Hirschfängers und sitzt bei Tafel dem Kaiser

vis-à-vis. Die Gestalt des Fürsten Pleß ist über Mittelgröße, er trägt einen dunkelblonden, dichten Vollbart; sein Gesichtsausdruck hat etwas Gewinnend-freundliches.

Statten wir, sonder Zagen, dem Fürsten in seinem Berliner Palais, das der Berliner Witz der wunderbar unförmigen und ins Auge springenden Schornsteine halber „die Schornsteinakademie“ nennt, einen Besuch ab.

In der letzten, an Umwälzungen so reichen Bauperiode Berlin's hat keines von den vielen neu erstandenen Werken der Architektur einen so heftigen Meinungsstreit hervorgerufen, wie jenes Palais, welches vor nunmehr bald zehn Jahren vollendet wurde, und das die starre Regelmäßigkeit der Wilhelmstraße schonungslos durchbrochen hat. Der Erbauer der Schlösser des Fürsten von Pleß in Berlin und Pleß ist der Pariser Architekt Destailleurs. Das Berliner Palais ist im Stil Ludwig des XIV. entworfen, aber ohne sklavische Nachahmung, sagen unsere Architekten. Seine Vorbilder würde man in der Uebergangszeit zu suchen haben, in der sich die schweren Formen des französischen Barockstils zu der Grazie und Zierlichkeit des auflebenden Rococo hinzuneigen begannen. Das Rococo ist eigentlich kein neuer Baustil, sondern nur eine neue Dekorationsmanier, die sich naturgemäß zunächst in der Ausstattung der inneren Räumlichkeiten kundgab. Die schweren, strengen Gesimse lösen sich allmälig in leicht geschwungene, graziöse Linien auf. Die Profile gewinnen an Mannigfaltigkeit und Gefälligkeit, und die Farbe belebt das dunkle Getäfel der holzbekleideten Wände. Luft und Licht — die Lebensprinzipien des Menschen,

finden zum ersten Male ungehinderten Eingang in die menschliche Wohnung, ohne die Gemüthlichkeit, die Traulichkeit des häuslichen Herdes zu mindern.

Die Paläste der italienischen Renaissance sind kalt und frostig; sie haben das Licht ohne die Wärme. Ihre Räume begünstigen die Entfaltung festlichen Pompes, aber sie zerstören die Entwicklung des intimen, häuslichen Lebens im Keime. Die Häuser der deutschen Renaissance hatten die Wärme ohne das Licht und die Luft. In ihnen entwickelte sich das deutsche Familienleben, aber die eigentliche Geselligkeit, der freie, ungezwungene Verkehr in größerer Gesellschaft verbot sich in den engen, winkligen und niedrigen Stuben. Der Zug ins Große aus der kleinbürgerlichen, beschränkten Atmosphäre heraus, die Kunst im großen Stile zu leben, ohne die Gemüthlichkeit des Hauses preiszugeben, fehlt den Deutschen noch bis auf den heutigen Tag. Die Franzosen üben diese Kunst seit zwei Jahrhunderten. In den Palästen Ludwig's XIV. entwickelte sich zuerst das gesellschaftliche Leben, das von so großem Einflusse auf die geistige Bildung der Zeit war. Die Reunions des Hôtels Rambouillet sind weltbekannt geworden.

Licht, Luft und Wärme — das sind auch die Grundprinzipien, welche bei dem Bau des fürstlich Pleß'schen Palais maßgebend waren. Alle Räume des Hauses sind gleichmäßig beleuchtet, alle Räume können durch eine wohl praktikable, leicht zu regulirende Luftheizung gleichmäßig erwärmt werden und eine vortreffliche Ventilation, die durch zwei an den Seiten angebrachte Lichthöfe wesentlich

unterstützt wird, sorgt für das dritte Lebensbedürfniß des Menschen.

Ist nach dieser Richtung hin das Palais des Fürsten das Muster eines Wohnhauses, so ist es hinsichtlich seiner inneren Ausstattung ein Muster von Harmonie, die ebensosehr dem Geschmack des fürstlichen Besitzers wie dem strengen Stilgefühle des Architekten zuzuschreiben ist. Es mag dabei noch bemerkt werden, daß bei dem Bau außer an den Fußböden, Thüren, Fenstern u. dergl. kein Holz verwendet worden ist. Die struktiven Glieder bestehen durchweg aus Eisen. Durch diese Eisenkonstruktion ist der Architekt in die Lage versetzt worden, eine größere Mannigfaltigkeit und Ungebundenheit im Grundriß zu entwickeln als es bei der in Deutschland üblichen Balkenlage aus Holz möglich gewesen wäre.

Das Souterrain des Hauses birgt die umfangreichen Küchenräume, die Anrichtezimmer, eine Wasch- und Plättküche, ein Speisezimmer für die Dienerschaft, einen Aufenthaltsort für die nichtbeschäftigten Diener, die Vorrathskammern u. dergl. m. Aus dem Souterrain bis ins Dachgeschoß führen eiserne, mit Holz belegte Treppen, welche den Verkehr für die Hausgenossen und die Dienerschaft vermitteln. — Die Haupttreppe liegt in dem rechten Flügel. Man tritt zunächst in ein Vestibül von doppelter Stockwerkshöhe, dessen Wände mit weißem schlesischen Sandstein bekleidet sind. Die Treppenstufen, die Hauptgesimse, die Panele sind theils aus schwarzem französischen, theils aus dem leuchtenden, rothen, stark mit weißen Adern versetzten

Languedoc-Marmor hergestellt. Ein großer Kamin mit mächtigem Spiegelauffsatz verbreitet in dem hohen Raum, den drei Glasthüren von dem Hofe trennen, eine behagliche Wärme. Eine Gruppe von hochstämmigen Blattpflanzen, von breiten Marmorborden umschlossen, erhöht den freundlichen Eindruck des Vestibüls.

Aus dem Vestibül führen einige Stufen in das geräumige Treppenhaus. Eine breite Marmortreppe mit schmiedeeisernem Geländer, dessen innere Ornamente vergoldet sind, vermittelt in zwei Zügen die Verbindung mit dem oberen Stockwerk. In das untere gelangt man direkt aus dem Treppenhaus. Hier liegen die Gesellschaftszimmer und der Speisesaal in geschickter Gruppirung um den vornehmsten Raum, den mittleren Salon, der das Centrum der ganzen Anlage bildet. Auf drei Seiten wird dieser Salon, dessen Möbel mit gelbem Damast überzogen sind, von dem Empfangszimmer, dem Herrensalon und dem Boudoir der Fürstin eingeschlossen. Die vierte Seite öffnet sich zu einem Wintergarten, den eine gewölbte Glaswand gegen den Hof abschließt. Ein weiß und hellgestreiftes Velarium, das wie ein Zeltdach unter die Glasdecke gespannt ist, hindert den direkten Eintritt der Sonnenstrahlen. Eine kolossale Majolikavase, ein italienisches Prunkstück der Wiener Weltausstellung, hebt sich aus der Mitte dunkler Baumgruppen. Rechts davon leuchtet aus dem dunklen Grün Ginotti's graziöse Marmorstatue, Nidia, die Blinde, die tastend vorwärts schreitet, in jenen delikat und minutiös ausgeführten Figuren, die wir der wunderbaren Kunst-

fertigkeit der modernen italienischen Bildhauerkunst verdanken. Ein paar Schritte nach rechts führen uns in ein lauschiges Boudoir, dessen kostbarer Schmuck das Portrait des Fürsten von Pleß von Gustav Richter bildet, eine der vornehmsten Zierden der letzten Kunstausstellung, die noch in Jedermanns Erinnerung ist. Dem Boudoir entspricht auf der andern Seite des Wintergartens der Speisesaal, nur in räumlich verschiedener Ausdehnung. Die Dekoration dieses Saales bildet ein dunkles Grün in verschiedenen Abstufungen mit bescheidenen Goldverzierungen. Es ist, nebenbei bemerkt, der einzige Raum des ganzen Palais, in welchem Gold zur dekorativen Verwendung gelangt ist. Die Panele des Speisezimmers sind mit einem überaus feinen, zartpolirten Oelanstrich überzogen. Die Wände decken große Gobelins aus dem vorigen Jahrhundert von seltener Farbenfrische. Der Kamin ist aus dem schon erwähnten großgeäderten Languedoc-Marmor hergestellt.

Es würde zu weit führen, wollte ich die einzelnen Räume des Palais in gleicher Ausführlichkeit beschreiben. Selbst die größte Anschaulichkeit der Schilderung würde den Eindruck nicht wiedergeben, den man beim Durchschreiten der einzelnen Gemächer empfindet. Das Behagliche, das Anheimelnde, das Harmonische läßt sich nur fühlen, nicht definiren. Im April 1878 gab es ein großes Ballfest in dem neuen Palais. Es waren Einladungen in großer Zahl an die vornehmste Gesellschaft der Hauptstadt zu einem Thé dansant ergangen, welcher, ziemlich an den Schluß der Saison fallend, noch manchem der Eingeladenen

die Gelegenheit bot, die wahrhaft glänzenden Räume des neuen Hôtels unter dem doppelten Zauber der glänzendsten Gesellschaft und einer Erleuchtung zu sehen, welche alle Schönheiten der Architektur und allen Komfort des Hauses zur höchsten Wirkung brachte.

Schon bald nach der für den Beginn des Festes bestimmten Stunde begann die Auffahrt der Equipagen, begannen die Räume sich zu füllen. Es erschienen der Kronprinz in der Uniform seines Schlesischen Dragoner-Regiments und die Kronprinzessin mit der Prinzessin Charlotte. Sie wurden von dem Fürsten empfangen und in die Empfangsräume geleitet, wo schon die Mehrzahl der Gäste versammelt war. In der links anstoßenden Galerie machten der Fürst und die Fürstin von Pleß und die Gräfin Ida von Kleist die Honneurs des Hauses und empfingen die fortwährend eintreffenden Gäste, während in dem Saale der Tanz schon kurz vor 10 Uhr lebhaft begonnen hatte.

Der Saal, welcher in der Mitte einer peripherischen Flucht von Galerien liegt, nach denen auf allen Seiten Thüren hinausgehen, so daß die Cirkulation nach allen Richtungen vollkommen frei ist, erschien bei dem milden Lichte, welches Hunderte von Kerzen eines mächtigen krystallenen Kronleuchters darüber ausgegossen, wie ein luftiges Zelt, aus dem jeder Gedanke an Massivität und Schwere verbannt ist. Das zarte Blau der Decke drückt sinnig den Gedanken des freien Raumes aus, und nur der kostbare Schmuck der Wände und die mächtigen Spiegel, welche immer den Raum zwischen den Thüren decken, erinnern

daran, daß man sich in einem für die Dauer bestimmten Palaste befindet. In den weitläufigen Galerien, die mit überaus reichen Tapisserien, mit Gemälden und Gobelins geziert sind, ist das Mobiliar in solcher Fülle verstreut, daß selbst eine so zahlreiche Gesellschaft Platz zur Ruhe und zur Konversation fand, auch wenn der Tanzsaal sich für Augenblicke in den Pausen leerte.

Unter den Anwesenden befanden sich unter Anderen die Erbgroßherzöge von Mecklenburg-Strelitz und Oldenburg, der Erbprinz von Sachsen-Meiningen, der Prinz zu Lippe, die Herzoginnen von Ujest und von Ratibor, Fürst Hohenlohe-Langenburg, Fürst Carolath, Graf und Gräfin Maltzahn, die Botschafter von Oubril und von Gontaut-Biron, die Minister von Kameke, von Stosch und von Schleinitz, die Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, Prinz und Prinzessin Liechtenstein, die Frau Minister Friedenthal, Gräfin Bethusy-Huc, die Gräfin Perponcher, der Gesandte von Radowitz und viele Mitglieder des Reichstages und Offiziere der Berliner Garde-Regimenter. Der Kronprinz und die Kronprinzessin bewegten sich wie immer in lebhaftester Unterhaltung. Bald nach 11 Uhr wurde das Zeichen zum Souper gegeben, welches auf einem glänzend ausgestatteten Buffet in einem der an den Tanzsaal grenzenden Räume aufgestellt war.

Nach halb zwölf Uhr verließen die Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten das Hôtel, während die übrige Gesellschaft sich bis zur frühen Morgenstunde in bester Laune den Freuden des Tanzes und der Konversation hingab.

In der Saison von 1880 hatten der Fürst Heinrich XI. Pleß und seine Gemahlin, die eine geborene Gräfin Kleist-Zützen ist, ihre Salons für größere Festlichkeiten nicht geöffnet. Im Februar 1881 fand wieder ein großes Ballfest statt, welches um so höheren Glanz erhielt, als sowohl der Kaiser und die Kaiserin, der Kronprinz, die Kronprinzessin sowie die königlichen Prinzen und Prinzessinnen, mit Ausnahme der Prinzessin Friedrich Karl, und ferner folgende fürstliche Herrschaften: die Prinzessin Christiane zu Schleswig-Holstein, der Großherzog und die Großherzogin von Baden mit dem Erbgroßherzog und der Prinzessin Viktoria und der Herzog und Herzogin von Ossuna, daran Theil nahmen. Das Vestibül des Palais' war auf das Reichste mit den mannigfachsten Gewächsarten und Blumen dekorirt; die sämmtlichen Salons, der große von Säulen aus schlesischem Granit getragene Ballsaal, der nach der Gartenseite hin mit einem pompösen Wintergarten abschließt, und der Gobelin-Saal waren von einer Menge Blumen und Dekorationspflanzen geschmückt. Unten im Portal stand der große Huissier in reich gestickter Livrée, welche die Farben des Hauses in Blau und Roth zeigte, mit dem Stabe salutirend, sobald ein Gast in das Vestibül eintrat. Der Fürst, Oberst à la suite der Armee, in der Uniform der Gardes du Corps, und die Fürstin empfingen ihre Gäste in dem Gobelinsaal; ihnen zur Seite machte die Tochter, Gräfin Luise von Hochberg, die Honneurs. Von 8½ Uhr an fuhr Wagen auf Wagen durch das mächtige eiserne Gitterthor in den Vorhof des Palais. Die Prinzen und Prinzessinnen des könig-

lichen Hauses und die fremden Fürstlichkeiten mit ihrem Gefolge und Ehrendienst waren nach und nach erschienen, als ungefähr um 9¾ Uhr die Anfahrt der Majestäten erfolgte. Der Kaiser erschien in geschlossener Stadtkutsche, während die Kaiserin mit der Großherzogin von Baden in einer großen Galaequipage, der ein Spitzreiter mit brennender Fackel vorauftrabte, in den Vorhof einfuhr. Das Kaiserpaar begab sich sodann, der Monarch die Fürstin Pleß führend, während die Kaiserin am Arm des Fürsten folgte, in die Festräume. Nachdem die Majestäten kurze Zeit Cercle gehalten, währenddessen der Thee eingenommen wurde, ertönten die Klänge des ersten Walzers aus dem Ballsaal. Lieutenant Freiherr von Reischach vom Regiment der Gardes du Corps eröffnete den Reigen als Vortänzer mit der Tochter des Hauses, Gräfin Luise Hochberg. Der Kaiser durchwandelte fast ununterbrochen die Reihen der Tanzenden. Gegen die im Ballsaal herrschende Hitze bot der anstoßende Wintergarten, in dem sich auch der Kaiser mit großer Vorliebe aufhielt, angenehme Kühlung. Eine kostbare, auf einem von Schlingpflanzen bekränzten Podest stehende Kolossal-Vase, ein königliches Familiengeschenk, erregte hier allgemeine Bewunderung. Unter den anwesenden Gästen bemerkte man von den landsässigen Fürstlichkeiten die Fürstin Bismarck, den Herzog und die Herzogin von Sagan, Herzog von Ratibor mit seinen Söhnen und Töchtern, Prinzessin Biron von Kurland mit dem Prinzen Gustav, Fürst Hatzfeldt-Trachenberg, Fürst Anton Radziwill mit Familie, dann die Botschafter und Gesandten mit ihren

Damen, kurz, die ganze Gesellschaft, welche man auf den Hofbällen bei den Majestäten zu sehen gewohnt ist. Von fremden Uniformen fiel besonders diejenige des Herzogs von Ossuna auf, der in großer spanischer Marschallstracht erschienen war, sowie diejenigen seiner drei Begleiter. Die Toilette der Kronprinzessin bestand aus heliotropfarbener damassirter Seide, die einen überaus reichen Besatz an Duchessespitzen trug, wozu die hohe Frau ein Diadem von Smaragden und Brillanten nebst einem Epheukranz, und um den Hals ebenfalls Brillanten und Smaragden gewählt hatte. Bald nach 11 Uhr erfolgte Seitens der Majestäten und des gesammten königlichen Hofes der Aufbruch zum Souper, für das im großen Speisesaal die Kaisertafel mit wahrhaft fürstlicher Pracht gedeckt war. In den anderen Sälen waren für die übrige Gesellschaft luxuriös besetzte Buffets aufgestellt. Die Liebigsche Kapelle ließ nach dem Souper abermals ihre Weisen erklingen, und nun begann mit einem Walzer der Tanz. Erst um 3 Uhr erreichte derselbe in einem an Ueberraschungen reichen Kotillon sein Ende.

* * *

Haben wir den Fürsten Pleß in seinem Berliner Schloß als einen der vornehmsten Kavaliere am Hof, als einen der Großen des Reichs kennen gelernt — er ist in der Berliner hohen Gesellschaft doch immer nur einer unter vielen gleich Hochstehenden —, in seinen schlesischen Herr-

schaften ist er der Fürst, hier in seinen weit ausgedehnten Jagdgründen ist er der Serenissimus.

Das Fürstenthum Pleß ist das Eldorado der Jäger. Hier harrt ihrer stets reiche Waidmannslust. Der Hof bis zum Kaiser hinauf ist häufig Gast des Fürsten. Besonders der verstorbene Prinz Friedrich Karl sprach gern von den Tagen, die er beim Fürsten Pleß verlebt hat. Im Dezember 1880 verweilte er bei ihm drei Tage hintereinander. Auf Station Kobier empfing der Fürst seinen hohen Gast und geleitete ihn nach dem Jagdhause Promnitz, das der Prinz kennen zu lernen wünschte. In der mit Geweihen reich gezierten Halle des Jagdhauses, welche eine herrliche Aussicht über den Promnitzer See bietet, wurde ein Frühstück eingenommen und dann nach Pleß durch den Thiergarten gefahren. Am anderen Morgen brachten zwei rasche Juckerzüge die Jagdgesellschaft von 12 Herren nach dem Mezerzitzer Revier, wo sie am Eingang des Saugartens von der fürstlichen Jägerei mit Hörnerklang begrüßt wurde. Die erste Frage galt dem vornehmsten Wilde des Tages, dem starken Auerstier, welcher wo möglich von Sr. Königl. Hoheit erlegt werden sollte. Der hohe Jagdherr und die Jägerei hatten alle waidgerechten Mittel aufgeboten, um den Stand des Wildes zu bestätigen und um es in einem eingestellten Jagen fest zu machen. Wenig erfreulich war daher die Meldung des Wildmeisters Stange: ein Auer sei diesen Morgen wohl bestätigt worden, aber, ehe das Jagen abgestellt war, flüchtig ausgebrochen.

Rasch war eine neue Disposition der Jagd gegeben,

und in lautloser Stille begaben die Schützen sich auf die Stände. „Kein Schuß auf anderes Wild, bis der Auer nicht vorgetrieben ist!“ so lautete die Ordre des Jagdherrn. Das Treiben begann und die Herzen der erprobten Jäger in den Ständen kamen in eine fieberhafte Aufregung; galt es doch einem gewaltigen Wilde, über dessen Kraft und Grimm die Waidmänner der Vorzeit wundersame Dinge berichteten; Rothwild und Schwarzwild brachen aus der Dickung hervor — aber der Auer blieb aus. Die Treiberlinie kam heran und der Wildmeister meldete: Er war schon wieder weiter gewechselt, jetzt aber haben wir ihn wohl sicher. Hohe 100jährige Kiefern mit Unterwuchs von Fichten wurden jetzt getrieben. Se. Königl. Hoheit stand am rechten Flügel. Plötzlich trat der Gesuchte gerade vor der Mitte der Schützenlinie aus einem Horste hervor. Das gewaltige Haupt hoch erhoben und mit dem Wedel die Flanken schlagend, sicherte er um sich. Einen Moment darauf ging er flüchtig vorwärts und nahm die Richtung schräg gegen Se. Königl. Hoheit. Die Sicherheit des Prinzen war bedroht. Da aber bog der Stier ein wenig aus und passirte in voller Flucht die Schützenlinie. Einen Augenblick darauf traf ihn die sichere Kugel des Prinzen und bald nachher eine zweite. Auf diese brach das gewaltige Thier hinten nieder, hob sich aber sofort nochmals und zog langsam und schwerkrank in dichteres Holz. Der Prinz und seine Nachbarn schlichen vorsichtig nach, um einen Fangschuß anzubringen, aber die Schüsse schienen wirkungslos. Bald jagte der Jagdherr heran und befahl,

einen Schweißhund auf der Fährte zu lösen. Drei firme Hunde nahmen den reichlichen Schweiß wohl auf — aber die Fährte verfolgte seltsamer Weise keiner. Eine kurze Weile verging, da kam Meldung, der Stier sei noch hoch und wende sich wieder den Ständen zu. Alles eilte zurück, und kaum war der Prinz, der nunmehr auf den anderen Flügel geführt wurde, zur Stelle, als der Auer schon hervorbrach. Der Herzog von Ratibor gab ihm auf 30 Schritt eine Kugel auf den Stich, der Prinz traf ihn noch zweimal, da erst war der Gewaltige gefällt und verendete in Mitten der jubelnden Gesellschaft. Die Jägerei trat zusammen und verblies in schmetternder Fanfare das edle Wild.

Nun aber ging's ins Frühstückszelt unter lebhaftem Gespräche, und hier begrüßten die Fürstin von Pleß mit ihrer Tochter und Gräfin Frankenberg den königlichen, glücklichen Jäger. Zwei Treiben folgten nach und gaben reiche Beute. Um 3 Uhr waren auf der Strecke, um den riesenhaften Auerstier gelegt, 6 Stück Rothwild, 2 Stück Dammwild und 31 meist grobe Sauen, darunter mehrere Hauptschweine mit weißschimmernden Gewehren, und endlich ein Hase, der in dieser Gesellschaft sich äußerst seltsam ausnahm. Der Prinz hatte noch erlegt 1 Rothspießer und 4 Sauen. Für den anderen Tag war die Parole: Fasanen und Hasen.

* * *

Der noble Wirth von Pleß und Fürstenberg ist auch der bei seinen „Unterthanen" beliebte und gefeierte Fürst. Die Macht seiner Persönlichkeit hat sich in einer schweren

Probe bewährt, auf welche sie durch eine wilde ultramontane Agitation, wie sie kaum anderswo im deutschen Reiche vorgekommen ist, durch alle die unlauteren Mittel der Hetzerei oder Verdächtigung, die gegen die Wahl des „Ketzers" zum Reichstage Seitens der katholischen Geistlichkeit in Anwendung kamen, gestellt wurde. Wir können in dieser Beziehung ein Schreiben mittheilen, das im Jahre 1871 Fürst Pleß an einen katholischen Geistlichen seines Kirchenpatronats richtete, und in dem es u. A. hieß:

„Daß ich persönlich alle Ursache habe, mit dem Verhalten der Geistlichen meines Patronates bei den letzten Wahlen unzufrieden zu sein, werden Sie aus meinem Schreiben um so besser erkennen, wenn Sie sich erinnern, welche Stellungen die Herren Geistlichen bei den Wahlen eingenommen haben. Wie der ganzen Welt, so mußte es auch der Geistlichkeit bekannt sein, mit welchen Lügen die Wahl des geistlichen Raths Müller unterstützt wurde. Man hat gesagt, daß der Herzog von Ratibor ein halber Protestant sei, daß man ganz Oberschlesien mit Gewalt protestantisch machen würde, sobald nicht Katholiken einer besonderen Gattung gewählt würden, und ähnliche nichtswürdige Lügen. Ich bin weit davon entfernt, zu behaupten, daß die Geistlichen so nichtswürdige Lügen verbreitet habe, aber es wäre ihre Pflicht gewesen, aus solchen Lügen nicht Nutzen zu ziehen, sondern die Aufmerksamkeit des gemeinen Mannes auf das, was wahr und falsch ist, zu lenken. Seit langer Zeit bemühen sich die sogenannten „Hausblätter", die in großer Anzahl unter dem Volke und unter der Geistlichkeit

verbreitet sind, den Einfluß des Herzogs von Ratibor wie den meinigen, namentlich bei den Wahlen, zu bekämpfen. Diese „Hausblätter“, von Geistlichen geschrieben, gefallen sich darin, über mich die nichtswürdigsten Lügen zu verbreiten, z. B. ich sei ein Feind der katholischen Kirche, ich nehme keinen Katholiken in meinen Dienst und dergl. mehr. Obgleich nun die Herren Geistlichen meines Patronats „jeden Sonntag von der Kanzel für mich beten“, obgleich sie ohne Ausnahme wissen müssen, daß ich, wenn es sich um Anstellungen handelt, oder wenn Bittgesuche an mich gelangen, sei es von einzelnen Personen oder öffentlichen Anstalten, keinen Unterschied im Bekenntnisse mache — obgleich, wie Jedermann weiß, in meinen Diensten mehr Katholiken als Protestanten sich befinden, und obgleich die Herren alle diese über mich verbreiteten Lügen wiederholt lesen, ist es doch keinem in den Sinn gekommen, daß es doch eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre, mich gegen solche Verleumdungen zu vertheidigen. Wie man nun behaupten kann, daß „meine Person bei den letzten Wahlen von feindseligen Verleumdungen unberührt geblieben ist“, das verstehe ich nicht. Ich verstehe ferner nicht, wie die kirchlichen Oberen immer behaupten, daß sie auf die Thätigkeit der untergebenen Geistlichen in Betreff der Wahlen oder in Sachen, die das kirchliche Gebiet kaum berühren, keinen Einfluß ausüben können oder wollen — die untergebenen Geistlichen und Lehrer aber umgekehrt behaupten, daß sie nicht aus eigenem Willen, sondern nur auf Befehl so und nicht anders gehandelt haben. Niemand mehr als ich kann es bedauern,

daß in der jüngsten Zeit ein konfessioneller Hader absichtlich hervorgerufen worden ist, wovon ja die letzten Wahlen ein offenkundiges Zeugniß ablegen. Daß solcher Streit nicht durch mich, sondern durch die Geistlichkeit hervorgerufen ist, wissen Sie aber ebenso gut als ich.

Ich habe um des Bekenntnisses willen Niemand bevorzugt oder benachtheiligt, Niemand angegriffen oder ihm mehr oder weniger Gutes erwiesen. Wenn aber die Geistlichkeit in Sachen der Politik mit konfessionellen Dingen hervortritt und sie in einen Kreis zieht, in den sie gar nicht gehört — wenn sie in solcher Weise mich überwältigen und zeigen will, daß ihr Einfluß in rein weltlichen Dingen weiter reicht, als der meinige, so zwingt sie mich, so sehr und so aufrichtig ich dies bedauere, nicht aus persönlicher Herrschsucht, sondern um meine Pflichten gegen das Vaterland zu erfüllen, zur Abwehr und führt mich leider auf ein Feld, welches zu betreten ich, wie ich durch viele Jahre bewiesen, allen Widerwillen habe, d. h. einen Unterschied zwischen den Konfessionen zu machen."

Fürst Pleß hat den ultramontanen Orgien zum Trotze sich die Liebe und Verehrung der großen Mehrzahl der Bevölkerung seiner Besitzungen zu erhalten verstanden. Bei seiner Beliebtheit am Hofe vernahm man hier die Zeugnisse dieser Haltung der Bewohner des Fürstenthums immer gern. Im September 1881 gab es im Schloß Fürstenstein ein Doppelfest: das des Geburtstages des Fürsten und die Vermählung seiner einzigen Tochter, der Komtesse Luise von Hochberg, mit Graf Friedrich von Solms-Baruth. Das

stolze Schloß, auf dessen Thurmspitze die Flagge der Reichsgrafen von Hochberg — auf rothem Felde drei blaue Bergspitzen — wehte, und das umgeben von herrlichen Gärten und Anlagen zu den schönsten Punkten Schlesiens gehört und wohl keinem Touristen unbekannt sein dürfte, beherbergte eine große Zahl vornehmer Gäste, und jeder Zug brachte deren neue. Es waren anwesend: die Eltern des Bräutigams Graf und Gräfin zu Solms-Baruth, Prinz Heinrich XIII. Reuß mit Gemahlin, geborene Gräfin von Hochberg, Prinz Heinrich XVIII. Reuß, Lieutenant im Husarenregiment Nr. 12, die Geschwister des fürstlichen Paares, Graf Hochberg auf Rohnstock mit Familie, Oberst Graf Leopold von Kleist und Fräulein von Kleist, Frau von der Decken, die Gräfinnen Wilhelm und Friedrich Hohenau, die gräfliche und freiherrliche Familie von Saurma, Graf und Gräfin Kanitz, Baron und Baronin Vay, Graf Wurmbrandt u. s. w. Aber auch die zahlreichen Beamten und Untergebenen feierten aus vollem Herzen diese Festtage mit. Ueberall wehten Flaggen in den Farben der beiden Häuser, die sich durch die zu schließende Ehe verbinden sollten. Um 3 Uhr Nachmittags nahm das offizielle Programm mit dem Einzug von etwa 500 Landleuten aus Salzbrunn, Neu- und Alt-Liebichau, Ober-Kunzendorf, Sorgau, Christinenhof u. s. w. seinen Anfang. Sobald der Zug das Schloßthor passirte, senkte sich auf dem Thurme die Hochbergsche Fahne, um der Fürstlich Pleßschen Flagge — im weißen Felde das fürstliche Wappen — Platz zu machen, die während der Dauer der Festlichkeiten gehißt blieb.

Der Zug nahm der offenen Säulenhalle gegenüber Aufstellung, vor welche alsbald das Brautpaar in Begleitung des Fürsten und einiger Herren trat, während die Fürstin mit der übrigen Gesellschaft auf dem Balkon des ersten Stockwerks erschienen. Darauf wurde das Brautpaar in schlesischer Mundart von der schönsten der Mägde begrüßt, aus deren Händen es einen prächtigen Erntekranz entgegennahm. Im Schloß versammelten sich die Herrschaften sodann zum Hochzeitsmahle.

Denselben Antheil an den Familienereignissen des Fürsten nahm die Bevölkerung im Januar 1883, als die Fürstin Marie starb, Tochter der Grafen Eduard von Kleist auf Zützen und der Luise geb. Gräfin von Hochberg, Freiin zu Fürstenstein.

Ein freudiges Fest für die Bevölkerung gab es wieder im April 1886, als der Fürst von Pleß, Hans Heinrich XI., und die Frau Fürstin Mathilde, geborene Burggräfin zu Dohna, ihren Einzug in das Schloß zu Pleß hielten, von ihrer Hochzeitsreise nach Italien und Frankreich zurückgekehrt.

Ueberall aber in Preußen und Deutschland finden die Verdienste Anerkennung, die der regierende Fürst Pleß in seiner langjährigen Wirksamkeit als Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege sich erworben hat. Besonders im 70er Kriege fand der Fürst auf diesem Gebiete Gelegenheit, segensreich thätig zu sein. —

Die Hohenlohe.

Wir eröffnen die lange Reihe der ursprünglich fränkischen Hohenlohe, die der vornehmen Welt von Berlin einen besonderen Glanz verleihen und in der Hauptstadt ganz heimisch geworden sind, mit dem Herzog Viktor von Ratibor.

Der Herzog Viktor von Ratibor, Fürst von Corvey, Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Besitzer des Herzogthums Ratibor in der Provinz Schlesien und des Fürstenthums Corvey in der Provinz Westfalen, General der Kavallerie à la suite der Armee, ist jetzt 68 Jahre alt. Im Jahre 1845 hat er sich mit Herzogin Amalie, des verstorbenen Fürsten Karl Egon von Fürstenberg Tochter, vermählt. Er hat sein Palais in der Moltkestraße, empfängt aber auch in der Leipzigerstraße Nr. 3, wo ihm in seiner Eigenschaft als Präsident des Herrenhauses eine fürstliche Wohnung eingeräumt ist. Der Herzog ist mittlerer Größe, hat schon graues Haar, ist aber sonst der Typus eines frischen Lebemannes. Seitdem das Herrenhaus besonders durch den Kulturkampf anfing, für ein weiteres Publikum interessant zu werden, ist auch der Herzog von Ratibor eine bekannte Erscheinung geworden, die man oft von den Tribünen des hohen Hauses beobachten konnte. Ein anderes Publikum kennt ihn von den Rennplätzen. Der Herzog von Ratibor ist Präsident des Unionklubs, wie ein anderer Hohenlohe, der Herzog von Ujest, Vice-Präsident. Beide

Gestalten sieht man regelmäßig auf dem Platze, wenn der kaiserliche Herr ein Rennen mit seiner Gegenwart beehrt.

Der Herzog von Ratibor überließ seinem jüngeren Bruder, dem Fürsten Chlodwig, die Hohenloheschen Güter und übernahm hierauf die Verwaltung der 1834 vom Landgrafen von Hessen-Rheinfels-Rotenburg ererbten Besitzungen Ratibor und Corvey, welche 1840 zu einem Herzog- bezw. Fürstenthume erhoben worden waren. Im Jahre 1847 war Herzog Viktor Mitglied der Herrenkurie des Vereinigten Landtages, von 1849 an Mitglied der preußischen II. Kammer bis zur Bildung des Herrenhauses, zu dessen erblichem Mitgliede er 1850 berufen wurde, nachdem er vorher noch dem deutschen Parlament in Erfurt angehört hatte. Während der Kriegsjahre 1866 und 1870/71 fungirte der Herzog als Vorsitzender des Vereins der schlesischen Malteser-Ritter bei der freiwilligen Krankenpflege. Das Jahr 1867 führte ihn als Vice-Präsidenten der Jury-Gruppe „Gartenbau" zur internationalen Welt-Ausstellung nach Paris, in gleicher Eigenschaft war er 1873 in der Jury-Gruppe „Kunst u. s. w." bei der Welt-Ausstellung in Wien thätig. Seit 1867 Mitglied des Reichstages des Norddeutschen Bundes, sodann des Deutschen Reichstages, erfolgte 1877 seine Wahl zum Präsidenten des Herrenhauses, nachdem derselbe über 20 Jahre Landtags-Marschall von Schlesien gewesen. Der Herzog ist außerdem Vorsitzender des schlesischen Provinzial-Landtages.

Als Vorsitzender des Malteser-Ordens hatte der Herzog von Ratibor einen Konflikt mit demselben. Wegen einer mit

anderen Mitgliedern des Vereins an den Kaiser gerichteten Adresse, welche gegen den Versuch der extremen ultramontanen Partei, sich als alleinige Vertreterin der Katholiken Deutschlands hinzustellen, sich verwahrte, trat diese Partei mit Verdächtigungen der katholischen Gesinnung der Unterzeichner hervor und erklärte es als befremdlich, daß Mitglieder eines streng katholischen Ritterordens sich einer solchen Kundgebung angeschlossen hätten. Bei der Neuwahl des Vorstandes der Malteser wurde der bisherige Vorsitzende des Vereins, Herzog von Ratibor, ausgeschlossen. Dieser Schritt war um so bezeichnender für den Geist der ultramontanen Mehrheit der Ritter, als der Herzog sich um das Aufblühen des Vereins, welcher übrigens nach seinen Statuten die Politik ausschließt und ebenso wie der evangelische Johanniterorden die Krankenpflege im Kriege und im Frieden zur Aufgabe hat, die größten Verdienste erworben hatte, Verdienste, welche von dem Ordensmeisterthum zu Rom durch die Ernennung des Herzogs zum Ehrenbailli des Ordens und damit eben zum Vorsitzenden des Vereins anerkannt worden waren. — Ebenso wie der Herzog wurden andere verdiente Vorstandsmitglieder, welche die Ergebenheitsadresse an den Kaiser unterzeichnet hatten, aus dem Vorstande ausgeschlossen. Nach erfolgter Wahl erklärte der Herzog von Ratibor tief bewegt, daß er in Folge des ihm ertheilten entschiedenen Mißtrauensvotums aus dem Vereine scheide, welchem er mit ganzem Herzen angehört, und dessen Gedeihen unter seiner Leitung ihn mit Stolz und Freude erfüllt habe. Diesen Worten folgte von Seiten zahlreicher

anderer Ritter die Erklärung: „Nachdem die Absetzung des Bailli Herzog von Ratibor vom Vorsitze unseres Vereins, sowie die Zusammensetzung des neuen Vorstandes uns die Ueberzeugung gegeben haben, daß durch diesen Vorgang der Verein die Grundlage verlassen hat, auf welcher wir zu freudiger Mitarbeit ihm verbunden waren, sehen wir uns — zu unserem tiefsten Bedauern — genöthigt, unsern Austritt hiermit zu erklären." —

„So bricht denn," hieß es in einem Bericht aus Schlesien, „ein bisher von echt christlichem und ritterlichem Sinne getragenes Unternehmen, welches allein dem Dienste der leidenden Mitmenschen gewidmet war, durch das Auftreten einer Partei zusammen, welche täglich mehr ihre absolute Unfähigkeit beweist, mit irgend einer anderen Meinung oder abweichenden Gesinnung sich zu vertragen und eine andere Ueberzeugung außer der eigenen zu dulden, einer Partei, welche das erhabene Versöhnungswerk unseres Königs damit beantwortet, daß sie den Männern, an welche es gerichtet war, ihre Mißachtung klar und deutlich entgegenbringt. Diese Vorgänge in dem engen Kreise einer Genossenschaft weisen drohend darauf hin, wessen sich der Staat und jedes Gemeinwesen zu versehen haben werden, wo diese Partei zur Macht gelangt."

Der Herzog von Ratibor ist auch mit der konservativen Partei in Konflikt gekommen, und es war ein liberales Blatt, das sich seiner annahm, als ihm in seinem alten Reichstagswahlkreise ein unbekannter Kammerherr, der evangelisch, aber der ultramontanen Sache zugethan war, ent-

gegengestellt wurde (1878, nach Auflösung des Reichstages, der das erste Sozialistengesetz verworfen hatte). Das liberale Blatt bemerkte äußerst charakteristisch über das Verhältniß des Kleinadels zum Hochadel: „Das erste Opfer des durch den Auflösungsbeschluß der Regierung heraufbeschworenen Wahlkampfes ist der Herzog von Ratibor. Im Landkreise Breslau-Neumarkt hat man zuerst mit der Parole „Frisches Blut in die Parlamente“ Ernst gemacht und anstatt des alten Blutes der Hohenlohe das frische und bisher weniger bekannte Blut derer von Stößer substituirt. Wer ist der Herzog von Ratibor, der „Berufsparlamentarier“? Nun, Alles in Allem genommen, ist er kein unbekannter und kein übler Mann. Erstens ist er Vorstandsmitglied derjenigen Fraktion, die über den Doppelnamen der Freikonservativen und der deutschen Reichspartei zu verfügen hat, die sich zuerst das Verdienst erworben hat, den praktischen Nachweis zu führen, daß in Preußen verfassungstreue Ideen und konservative Traditionen sehr wohl Hand in Hand gehen können, der Fraktion, mit welcher wir zwölf Jahre lang mit Stolz Schulter an Schulter gefochten.

Der Herzog von Ratibor ist ferner ein Hohenlohe, ein Mitglied des Fürstenhauses, das mit den Hohenzollern vom Fels zum Meer geflogen ist und durch vier und ein halbes Jahrhundert seit der Schlacht am Kremmer Damm demselben so nahe gestanden hat, wie die Montmorency den Valois. Der Herzog von Ratibor ist drittens der Präsident des preußischen Herrenhauses, des konservativsten Faktors unseres Staatslebens. Und viertens ist der Herzog von

Ratibor ein Mann, der um seines geraden Verstandes, seines aufrichtigen Patriotismus willen auch von Denen aufrichtig hochgeschätzt wird, die seine politischen Ansichten in vielen Punkten nicht zu theilen vermögen.

Diesen Herzog von Ratibor beschließen die „königs- und verfassungstreuen“ Wähler des Landkreises Breslau-Neumarkt als nicht konservativ genug fallen zu lassen und ihm das frische Blut des Kammerherrn von Stößer zu substituiren. Ueberrascht fragen wir uns: Was hat der Herzog von Ratibor gethan, wodurch er sich losgesagt hat von den Prinzipien der freikonservativen Partei, von den Traditionen der fürstlichen Familie von Hohenlohe, von den Gewohnheiten des preußischen Herrenhauses, von den Grundsätzen, die ein warmer und klarer Patriot befolgen muß? Hat er die Regierung im Stich gelassen im Kampf gegen die Sozialdemokratie? O nein, er hat am 24. Mai für die Sozialistenvorlage gestimmt. Hat er die Regierung im Stich gelassen bei ihrem Streben nach „nationaler“ Wirthschaftspolitik? O nein, er hat in jeder namentlichen Abstimmung für Beibehaltung oder Wiederherstellung der Eisenzölle gestimmt. Hat er die Regierung im Stich gelassen bei ihren Versuchen einer Steuerreform? O nein, er hat zwar noch keine Gelegenheit gehabt, in dieser Beziehung seinen Ansichten Ausdruck zu geben, aber wer einigermaßen mit seinen Anschauungen bekannt ist, kann keinen Zweifel darin hegen, daß er zu einer Erhöhung der indirekten Steuern, namentlich vom Tabak, sehr gern seine Hand bieten wird.

Nun denn, was hat er denn verbrochen? Heraus mit der Sprache! Sein Hauptgegner, ein evangelischer Landedelmann, hat es ausgesprochen, daß für den katholischen Herzog von Ratibor die Katholiken nicht stimmen werden, weil er zu denjenigen Katholiken gehört, welche, dem Staate nicht minder treu als der Kirche, nicht nach Canossa gehen wollen. Man verlangt an seine Stelle einen Abgeordneten, welcher in eine „Reform der Kirchengesetzgebung", das heißt, in ehrliches Deutsch übersetzt, in die Aufhebung der Maigesetze willige. Und darum mußte das alte Blut der Hohenlohe dem frischen Blute derer von Stößer weichen. Vergebens hat ein Graf Limburg-Stirum, ein Diplomat aus der Schule Bismarck's, ein Landtagsabgeordneter der neukonservativen Fraktion, ein Mann, der in diesen schwierigen Tagen besonders in das Ministerium einberufen wurde, um seine Kräfte der Durchführung der Bismarck'schen Ziele zu widmen, vor einem solchen Wechsel gewarnt. Vergebens schloß sich ein des Radikalismus so unverdächtiger Mann, wie der Graf Pinto-Mettkau, der Warnung an; die königs- und verfassungstreuen Wähler des Landkreises Breslau-Neumarkt beharrten darauf, das alte Blut der Hohenlohe durch das frische Blut derer von Stößer zu ersetzen, um eine „Reform der Kirchengesetzgebung" herbeizuführen.

* * *

Der Herzog von Ratibor und seine Familie bewegen sich viel auf den Festen des Hofes und der Gesellschaft. Ihre eleganten Räume in der Moltkestraße stehen weiten

Kreisen offen. Auch mit der diplomatischen Welt hat die Familie stets enge Beziehungen gehabt. Es sei hier nur eines Diners gedacht, welches der großbritannische Botschafter Lord Odo Russel der Familie des Herzogs zu Ehren veranstaltete, und zu welchem größtentheils Einladungen an Persönlichkeiten ergangen waren, welche der Familie des Herzogs nahe stehen und derselben befreundet sind. Die Gäste wurden von Lord und Lady Russel in dem großen Empfangssalon des großbritannischen Botschaftshotels begrüßt, von wo aus sie sich durch das Boudoir der Lady in den großen Speisesaal begaben. Der Herzog von Sagan führte Lady Russel, Lord Odo Russel die Herzogin von Ratibor zur Tafel; beide Paare nahmen einander gegenüber Platz. Ihnen folgten der Herzog von Ratibor mit Frau von Schrader; Prinz Heinrich XVIII. Reuß mit der Herzogin von Sagan, der spanische Gesandte Graf Benomar mit Frau von Arapoff, Prinz Egon von Ratibor mit Frau von Perigord, Lieutenant Graf von Schlippenbach mit der Gräfin Josephine Dönhoff, Graf Lüttichau mit Mistreß Klaring, Graf C. Dönhoff mit der Prinzessin Elisabeth von Ratibor; ferner bemerkte man an der reich besetzten Tafel den russischen Botschaftsrath von Arapoff, den Prinzen Maximilian und die Prinzessin Maria von Ratibor, den Baron von dem Knesebeck, den Chevalier de Sorwal, den französischen Botschaftssekretär Graf de Langier-Villars, Herrn von Schrader, Lieutenant von Rimptsch, den brasilianischen Sekretär Moreira di Carvalbo und einzelne Sekretäre der großbritannischen Botschaft. — Nach dem Diner verab-

schiedeten sich der Herzog von Ratibor und seine Familie von Lord und Lady Russel und begaben sich in ihr Palais zurück, von wo aus der Herzog mit seinen Söhnen der Herzogin das Geleit nach dem Bahnhof gaben, welche mit ihren Töchtern zum dauernden Aufenthalt nach Schloß Randau bei Ratibor in Schlesien zurückkehrte.

Der jüngere Bruder des Herzogs von Ratibor, Fürst Clodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz von Ratibor und Corvey, ist ein häufiger Gast in Berlin. Er ist der bekannte Statthalter von Elsaß-Lothringen, der frühere deutsche Botschafter in Paris. Die Berliner kennen ihn noch vom Zollparlament und seinen glänzenden Ansprachen her, die er bei Annahme des ihm übertragenen zweiten Präsidentenamtes hielt. Clodwig von Hohenlohe ist von kaum mittlerer Größe, schmächtiger Figur und diplomatisch geschnitzter Physiognomie; er pflegte eine der zum Präsidentensitz führenden Stufen hinan zu steigen, um von hier aus die Versammlung mit seinen großen Augen überblicken zu können, und sie durch sein zündendes Wort zu beherrschen.

Mit dem Vertrauen des Kaisers, welches dem Fürsten Hohenlohe den Statthalterposten des Reichslandes überträgt, folgt ihm dorthin das Vertrauen des deutschen Volkes. Bevor Fürst Hohenlohe in langjähriger Thätigkeit als Botschafter in Paris die auswärtige Politik des Reiches an einer wichtigen Stelle erfolgreich zu vertreten berufen war, hat er sich als liberales Kammermitglied und dann als leitender Minister Bayerns, als ein nationaler Staatsmann von weitem Blick und freiem Sinne bewährt. Er,

der fast zuerst unter den damaligen Leitern europäischer Regierungen die Gefahr signalisirte, welche der durch das vatikanische Konzil bezeichnete neue Anlauf des Ultramontanismus für die moderne, staatliche Entwickelung in sich barg, wird nicht, wie der verstorbene Feldmarschall von Manteuffel, sich versucht fühlen, Elsaß-Lothringen für das deutsche Reich durch Zugeständnisse an die Klerikalen moralisch zu erobern.

Erbprinz Philipp Ernst Hohenlohe, ein Sohn des Fürsten Clodwig von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, steht im 33. Lebensjahre und ist Offizier im 2. Garde-Dragoner-Regiment; er hat sich mit Prinzessin Chariklea, ältesten Tochter des griechischen Gesandten in Paris, Fürsten Gregor Ypsilanti, verheirathet. Die Mutter der Gemahlin ist eine Tochter des verstorbenen Barons Simon Sina, der, an der Spitze eines der größten Wiener Bankhäuser stehend, sich bald ein großartiges Vermögen erwarb; man schätzte seine Hinterlassenschaft bei seinem im Jahre 1876 erfolgten Tode auf 60 Millionen Gulden und mehr; sie enthielt an vierzig große Güterkomplexe in Nieder-Oesterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn, der Walachei und Griechenland. Als er sich von der thatsächlichen Leitung der Firma „Simon G. Sina" zurückgezogen und dieselbe seinem Halbbruder Johann und seinem langjährigen Prokuraführer und Freunde überließ, wurde er in das österreichische Herrenhaus berufen und zum Wirklichen Geheimrath ernannt. Griechenland betraute ihn mit der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers, mit

seiner Vertretung an den Höfen von Berlin und München. Seiner Anhänglichkeit an das Heimathland seiner Eltern gab Baron Sina durch einige großartige Schenkungen Ausdruck, deren bedeutendste wohl die Stiftung einer Universität in Athen ist. Auch anderweitig hat sich das Mäcenatenthum Baron Sina's — sein Vater wurde im Jahre 1832 in den österreichischen Freiherrnstand erhoben — in hervorragender Weise bewährt: es galt für eine nie versagende Quelle, wo es sich um Förderung bedeutsamer öffentlicher Zwecke handelte; seine Wohlthätigkeit war unbegrenzt. Nebenbei war er ein origineller Mann, ein gut Stück alten Wienerthums steckte in ihm und gelangte oft zu charakteristischem Ausdruck; als er starb, wußte man viel davon zu erzählen. Die dritte Tochter, Helene, verheirathete sich, wie erwähnt, mit G. Ypsilanti, der — in Griechenland giebt es keinen Adel — als walachischer Großgrundbesitzer zur Zeit der russischen Okkupation, als viele Bojaren zu Fürsten erhoben wurden, den Fürstentitel erhielt. Der Großvater hat die aus dieser Ehe entsprossene Tochter wie seine anderen Enkelkinder in seinem Testamente besonders und in glänzender Weise bedacht.

Herzog Hugo von Ujest, aus dem Hause Hohenlohe-Oehringen, der Senior des fürstlichen Hauses Hohenlohe, ist, wie der Herzog von Ratibor, Berliner Bürger. Er hat seine prächtigen Räume in der zweiten Etage Unter den Linden Nr. 8. Diese Wohnung wurde zum ersten Male im Februar 1886 der Aristokratie Berlins geöffnet. Es waren erschienen: der Oberst-Kämmerer Graf Stolberg-

Wernigerode mit Gemahlin, Fürst und Fürstin zu Hatzfeldt-Trachenberg, Prinz Georg Radziwill mit Gemahlin, Herzog und Herzogin von Sagan, Prinz Heinrich XIX. Reuß mit Gemahlin, der ältesten Tochter des Fürsten, ein großer Theil der Offiziere des Regiments der Gardes du Corps, bei dem Prinz Max zu Hohenlohe steht, u. a. m. Neben der Fürstin empfing deren jüngste, erst kürzlich bei Hofe vorgestellte Tochter, Prinzessin Margarethe, und die jüngste Tochter des Herzogs und der Herzogin von Ratibor, welche ebenfalls den Vornamen Margarethe führt, und während der Zeit der Abwesenheit ihrer Eltern von Berlin bei ihren hohen Verwandten wohnte. Bis Mitternacht vergnügte sich die junge Welt am Tanz, worauf das fürstliche Paar zum Souper in den Speisesaal nöthigte.

Seine ständige Residenz aber hat der Herzog zu Slawentzitz in Oberschlesien. Er ist erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses und erbliches Mitglied der Kammer der Standesherren in Württemberg; als Mitglied des deutschen Reichstages gehört der Herzog von Ujest der sog. deutschen Reichspartei an; er ist mit der Fürstin Pauline vermählt, einer geborenen Fürstin von Fürstenberg. Das fürstliche Haus Fürstenberg ist in Baden ansässig, katholischer Konfession, verkehrt aber, besonders auch durch mehrfache Verschwägerung mit den Hohenlohes, viel am Berliner Hof. Der Erbprinz von Fürstenberg ist Offizier in Berlin.

Die Hohenlohe-Ingelfingen und Hohenlohe-Langenburg sind, so weit nicht Prinzen aus diesen Häusern der Garnison Berlin angehören, in Berlin nicht

wohnhaft, aber häufig am Hofe. Im November 1884 fand auf dem Schlosse zu Langenburg die Vermählung des Erbprinzen Heinrich XXVII. Reuß j. L. mit der Prinzessin Elise, ältesten Tochter des Fürsten Hohenlohe-Langenburg, statt. Zu der Feier waren auf Langenburg eingetroffen: Die Eltern des Bräutigams, Herzogin Agnes von Württemberg, Fürstin Leiningen mit Tochter, zwei Prinzen von Meiningen, Herzog Günther von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, Prinzessin Mary von Baden, Fürstin Lippe-Detmold, Erbprinz zu Schönburg-Waldenburg, Erbprinz von Hohenlohe-Waldenburg, Fürst von Hohenlohe-Jagstberg u. s. w. Die Herzogin Adelheid von Augustenburg, Mutter unserer Prinzessin Wilhelm, ist ebenfalls eine Hohenlohe-Langenburg.

Unter den hervorragenden Mitgliedern der Familie Hohenlohe, welche dem preußischen Staate ihre Dienste gewidmet haben, leuchtet besonders der Ministerpräsident von 1862, Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen, hervor. Er war königlich preußischer General der Kavallerie, Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, des Groß-Komthur-Kreuzes des Königlichen Haus-Ordens von Hohenzollern u. s. w. Geboren am 29. Januar 1797, nahm er im Jahre 1815 Theil an den Kämpfen gegen den von Elba zurückkehrenden Feind des Vaterlandes. In den darauf folgenden Jahren des Friedens lebte er erst seinen Studien, dann der Landwirthschaft. Im Jahre 1819 den 19. April vermählte er sich mit Luise, Prinzessin zu Hohen-

lohe-Langenburg. In den unruhigen Zeiten der polnischen Revolution vom Jahre 1830 nahm er thätigen Antheil an der Bewachung unserer Grenzen in seiner Thätigkeit als Landraths-Amts-Verweser und Königlicher Kommissarius. Er hatte hierbei Gelegenheit, eine Anzahl russischer Offiziere und Soldaten vor dem Untergange zu retten, wofür ihm der verewigte Kaiser Nikolaus den Dank wiederholt und gern aussprach. Mit Vorliebe widmete er sich der Entwickelung unserer Wehrkraft, im Speziellen der Landwehr, durch Theilnahme an den Uebungen derselben, und dem inneren politischen Leben durch Theilnahme an den Sitzungen des Provinzial-Landtages. Seine Majestät der in Gott ruhende König Friedrich Wilhelm IV. zeichnete ihn deshalb auch durch Ernennung zum Chef des 23. Landwehr-Regiments aus, und ernannte ihn zum Landtags-Marschall des schlesischen Provinzial-Landtages.

Seit dieser letzten Ernennung hat der Prinz eine hervorragende Stellung in der Geschichte des inneren politischen Lebens Preußens eingenommen, sowohl auf den Provinzial-Landtagen Schlesiens, als auch im vereinigten Landtage von 1847 und 1848, im Erfurter Parlament von 1850, in der Zweiten Kammer und in der Ersten Kammer im Herrenhause. Im Jahre 1856 zum Präsidenten des Herrenhauses ernannt, leitete er dessen Berathungen, bis im März 1862 Se. Majestät der König ihm den Vorsitz im Staats-Ministerium übertrugen. Da erlahmten seine Kräfte. Die geistigen Anstrengungen zogen ihm eine lebensgefährliche Krankheit zu, in Folge deren er genöthigt war, Se. Majestät um Ent-

bindung von dieser Stellung zu bitten, in der der jetzige Reichskanzler Fürst Bismarck sein Nachfolger wurde. Seit jener Krankheit nahm der Prinz nur noch zeitweise an den Berathungen des Herrenhauses Theil. Jeder Winter warf ihn wieder auf das Krankenlager, von dem ihn der nächstfolgende Sommer durch Badekuren befreien mußte. Am 10. März 1873 erkrankte er wieder plötzlich. Sein Leiden nahm neue, noch nicht bemerkte Gestaltungen an, welche keiner Hilfe wichen und allmälig erkennen ließen, daß sie nur der Ausdruck der unwiderstehlich eintretenden Abnahme der Lebenskräfte waren, bis er sanft verschied, in der Mitte der Seinigen, die ihn beweinten, und aufopfernd gepflegt von seinen treuen Dienern, welche durch ihre unermüdliche, bis ans Ende ihrer Kräfte gehende Sorgfalt bewiesen, wie groß ihre Anhänglichkeit und Treue war.

Ein Zug ging durch sein ganzes politisches Leben, das war die unverbrüchliche Treue für seinen König und Herrn. Da er hiermit einen hohen Sinn für alle nützlichen und verständigen Verbesserungen und Fortschritte im edelsten Sinne des Wortes verband, so gereichte sein Rath und Einfluß allseitig stets zum Segen des Königs und Vaterlandes. Zu der Treue für seinen angestammten Monarchen gesellte sich eine seit seiner Jugendzeit tiefgewurzelte, nie erkaltende, natürliche Zuneigung und Hingebung für die Person des Prinzen Wilhelm von Preußen, späteren „Prinzen von Preußen“, unseres jetzt regierenden Kaisers und Königs Majestät. Unser Herrscher beehrte ihn auch vielfältig mit

Beweisen seines Vertrauens, seiner Gnade und seines Wohlwollens. Und noch die letzten Tage seines schweren Krankenlagers wurden wie durch einen Sonnenblick erheitert durch ein Telegramm des Kaisers voll Gnade und warmer Theilnahme. Seine letzten Gedanken, seine letzten Worte waren bei seinem Kaiser und König. Im geselligen Verkehr war er leutselig, gern zu einem Scherzchen im Freundeskreis aufgelegt; er war gastfrei, unnützem Luxus und prunkenden Festen abhold. In den Jahren der Hungersnoth 1846 und 1847 erlag er fast den Anstrengungen, denen er sich unterzog, um das Elend der Leute auf seinen Besitzungen zu lindern. Seine Freude war, den Armen zu spenden.

Noch bis drei Tage vor seinem Tode ließ er sich vor die Thür tragen, und man sah ihn armen Kindern Almosen und Backwerk austheilen. Streng gegen seine Untergebenen, war er ihnen doch ein wohlwollender Vater, der für sie Alle sorgte und Allen half, die seiner Hilfe bedurften.

Ein Sohn des Verstorbenen, Prinz Friedrich Wilhelm, ist Flügeladjutant des Kaisers. Ein jüngerer Bruder des Herzogs von Ratibor und des Fürsten Clodwig ist der Kardinal Hohenlohe, den Berlin auch ab und zu zu sehen bekommen hat. Bismarck wollte bekanntlich 1872 das Deutsche Reich durch den Kardinal Hohenlohe, den er zum Botschafter bei der Kurie designirt hatte, vertreten lassen; der Papst wies aber diesen letzten entgegenkommenden Schritt der preußischen Regierung zurück.

Der Herzog von Sagan und das Berliner „high-life“.

Der 4. Juli dieses Jahres wurde im Schlosse Sagan, dem Sommersitz des Herzogs und der Herzogin von Sagan, feierlich begangen; an diesem Tage gelangte vor hundert Jahren Herzog Peter von Kurland in den Besitz von Sagan. Herzog Peter, letzter Herzog von Kurland, entsagte als solcher 1795. Seine Tochter Dorothea heirathete den Fürst Herzog Edmund von Talleyrand-Perigord, aus welcher Ehe der Herzog Napoleon Ludwig, Herzog zu Sagan und von Valençay, stammt. Derselbe erhielt nach dem Tode seiner Mutter das Lehnfürstenthum Sagan (Wohnsitze: Sagan in Schlesien und Valençay in Frankreich, Departement Indre). Er vermählte sich 1861, den 4. April, mit der Gräfin Pauline, Tochter des Grafen de Castellane, Marschalls von Frankreich. Das Paar feierte seine silberne Hochzeit am 4. April 1886 in Berlin. Nachdem schon vom frühen Morgen Glückwunsch-Telegramme und Briefe eingelaufen waren, fanden sich vom Mittag ab die Verwandten und zahlreiche Familien der Hofgesellschaft ein, um dem Jubelpaare ihre Glückwünsche persönlich darzubringen. So war von auswärts auch der Vater des Schwiegersohnes, Fürst Karl Egon von Fürstenberg mit seiner Tochter, ferner die Baronin von Welczeck, Tochter der Herzogin, und deren jüngster Sohn, Graf Bonifacius Hatzfeldt, zu dieser Familienfeier eingetroffen. Aeußerst zahlreich waren die von Nah und Fern eingegangenen Ge-

schenke. Voran vor Allem prangte die Gabe Ihrer Majestäten, Allerhöchstderen Bildnisse mit eigenhändigen Unterschriften, in einem prachtvollen Rahmen von rothem Sammet. Arabesken von Gold ranken sich um die ovalen Photographien, die beide von einer goldenen Königskrone überragt sind. Die Kronprinzlichen Herrschaften hatten einen Riesenkorb der schönsten Blumen übersandt. Die Kinder des Herzoglichen Paares hatten gemeinsam einen von rothem Sammet eingefaßten Glasschirm dargebracht, dessen untere Felder Amoretten in kunstvoller Malerei enthalten. Die Familie Radziwill hatte einen liegenden Christus in oxydirtem Silber, die fürstliche Familie Fürstenberg ein Kännchen aus demselben Metall gespendet. Von den Grauen Schwestern war ein Myrthenbaum eingegangen, dessen Blüthen aus Silber hergerichtet waren. Magistrat und Stadtverordnete von Sagan, die dortige Schützengilde und die Herzoglichen Lieferanten daselbst hatten prachtvoll ausgestattete Adressen, die beiden in Sagan erscheinenden Blätter Festnummern übersandt, von denen das eine in silbernen Lettern gedruckt war. Unter den übrigen zahlreichen Geschenken befinden sich schön gestickte Kissen und ein Blumenflor, wie man ihn nur selten zu sehen bekommt. Vor Allem erregten zwei Körbe von ungeheueren Dimensionen, von denen der eine mit Hunderten weißer Kamelien, der andere mit Maréchal Niel-Rosen gefüllt war, allgemeine Aufmerksamkeit. Große Freude wurde dem Herzoglichen Paare dadurch zu Theil, daß im Laufe des Nachmittags Se. Majestät der Kaiser und auch der Kronprinz bei dem Palais Unter den Linden

vorfuhren und ihre Glückwünsche persönlich abstatteten. Abends fand ein Diner von 22 Gedecken statt, an dem außer den bereits oben erwähnten Verwandten Fürst Hermann zu Hatzfeldt-Trachenberg, Herzog und Herzogin von Ratibor, Erbprinz und Erbprinzessin zu Fürstenberg, Prinz und Prinzessin Biron u. a. m. theilnahmen. Den Toast auf das Jubelpaar brachte der Herzog von Ratibor aus. Die Kapelle des 2. Garde-Regiments konzertirte während der Tafel.

Der Herzog von Sagan hat seine Wohnung Unter den Linden. Seine Diners erhalten oft einen besonderen Glanz durch die Anwesenheit des Kaisers. Die Treppenhalle, in welcher der Galawagen desselben einfährt, findet sich immer so reich mit Blumen geschmückt, daß der Kaiser sich niemals ohne sichtliches Staunen dabei aufhält. Die Soirées musicales bei dem Herzog und der Herzogin von Sagan sind berühmt. Wie der Herzog ganz besonders die Botschafter der fremden Regierungen zu seinen Gästen zählt, so steht er überhaupt mit denselben in lebhaftem Verkehr. Besonders ist dies gegenüber dem französischen Botschafter der Fall. So war es mit Vicomte Gontaud Biron, dessen Tochter sich mit einem Neffen des Herzogs von Sagan, der preußischer Rittmeister ist, vermählte, was die Franzosen ihrem Berliner Gesandten sehr übel genommen haben. Er sollte seine Tochter nicht einem preußischen Offizier geben, wenn dieser auch halb und halb vermöge seiner Abstammung ein Franzose ist. Auch Graf Saint Vallier stand dem Herzog von Sagan nahe. In der Saison von 1883 gaben der Herzog und die Herzogin von Sagan zu Ehren des Barons

und der Baronin de Courcel ein großes Diner, zu welchem auch Einladungen an den Staatssekretär Grafen Hatzfeldt und Tochter, Ober-Haus- und Hofmarschall Grafen Pückler, den Herzog und die Herzogin von Ratibor, Graf und Gräfin W. Hohenau, Gräfin Metternich, Hofmarschall Grafen Perponcher und Gemahlin, Baron von dem Knesebeck, Rittmeister Grafen Lüttichau, Baron Fürstenberg, Lady Walsham, den Sekretär der großbritannischen Botschaft Mr. Gosselin und den Prinzen Arenberg ergangen waren. Die Hauptzierde der Tafel bildete ein prachtvolles Blumen-arrangement, welches der Herzog aus den Gewächshäusern seines Schlosses zu Sagan hatte schicken lassen. Nach dem Diner versammelte sich in den neu dekorirten Räumen der herzoglichen Wohnung noch eine weitere Gesellschaft zu einer Soirée, in welcher man den Erbprinzen von Ratibor mit Gemahlin, die Prinzessinnen von Ratibor, die Gräfinnen Oriola und Nesselrode, sowie mehrere Familien aus den Hofkreisen bemerkte.

Ein Verwandter des Herzogs von Sagan ist Prinz Gustav Biron von Curland, er ist jetzt 27 Jahre und wohnt mit seiner Mutter Ecke der Behren- und Charlotten-straße, wo häufig glänzende Festlichkeiten stattfinden, denen der Kaiser nicht selten beiwohnt. Sein erst kürzlich verstorbener Vater war Oberst-Schenk im Hofstaate des Kaisers. Von den Fürstlichkeiten, die in Berlin eigene Wohnung haben, sind noch Fürst Blücher Wahlstatt, der sein Palais am Pariser Platz, und Fürst Salm-Horstmar, der es in der Leipzigerstraße besitzt, zu erwähnen. Eine lange Reihe

anderer Fürstlichkeiten, wie Fürst Lichnowsky, Fürst Croy, Fürst Carolath-Beuthen, Fürst zu Bentheim und Steinfurt, zu Bentheim-Tecklenburg, Fürst Putbus, Fürst zu Wied, Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein und viele Andere, die in Berlin kein besonderes Absteigequartier haben, erscheinen fast alljährlich zu den Hoffestlichkeiten in Berlin.

Wir werden diesem Kreis der früheren reichsständischen, fürstlichen und gräflichen Häuser und der landsässigen Fürsten mit Gemahlinnen, Prinzen und Prinzessinnen im Verein mit anderem Adel wiederholt am Hofe begegnen und überall, wo die „Berliner Gesellschaft“ im engeren Sinne des Wortes sich bewegt, auf den Kavalierbällen, wo sie mit Exklusivität auftritt, auf den Hofbällen, wo sich das längst courfähig gewordene gebildete Bürgerthum mit ihr mischt, bei einer ersten Aufführung im Schauspielhause, in einer Lucca-vorstellung, in einem großen Konzerte, auf einem vornehmen Wohlthätigkeitsbazar. Die verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft durchdringen sich bei solchen Aufführungen und Schaustellungen. Der Hof, die Beamtenhierarchie, die Kaufmannswelt — die, wenn es sich um die „Leiblichkeit“ der Geselligkeit handelt, um weite und schöne Räume zur Aufnahme, um Speise und Trank zur Verpflegung der Gäste, allein noch, von einer kleinen Zahl der vornehmsten Aristokraten abgesehen, in Berlin fähig geblieben ist, „Gesellschaften“ zu veranstalten — die Wissenschaft, die Künste senden ihre Vertreter und, was der ganzen Versammlung die Farbe und den Ton giebt, ihre Vertreterinnen dahin. Eine gewisse Entfaltung des Toiletten-Luxus gewähren

außerhalb der exklusiven Gesellschaften die Vorstellungen im Opernhause und die Aufführungen in der Singakademie. Hier kann auch der arme Gelehrte, der bescheidene Kunstfreund, im halbdunklen Parterre, auf den oberen Rängen seinen Antheil an den Genüssen nehmen und seine Stimme zu dem Gesammturtheil abgeben. Der in den Räumen des Opernhauses abgehaltene Subskriptionsball zieht um den Hof sehr weite Kreise. Das Gepräge wie das Programm dieser Festlichkeit ist ein sehr konservatives. Veränderungen in der äußeren Ausstattung der Räume kommen im Laufe der Jahre nur höchst selten vor und werden auch von Niemandem erwartet. Im Gegentheil scheint man allerseits ein besonderes Vergnügen darin zu finden, sich genau auf denselben Plätzen wiederzusehen, die man im vorhergehenden Jahre eingenommen hat. Alljährlich derselbe feierliche Umzug der höchsten Herrschaften unter Anführung desselben Herrn von Hülsen, alljährlich dieselben Gesichter in den Logen und in den Gruppen des Parquets. Dennoch ist auch diese scheinbar stationäre Welt wie Alles unterm Monde dem Wandel unterworfen; nur muß man, um ihn gewahr zu werden, längere Zeiträume überblicken. Wir brauchen gar nicht bis auf die Tage Friedrich Wilhelm's III. zurückzugreifen, in denen der Hof sich auf den Subskriptionsbällen mit patriarchalischer Biederkeit zu den „Unterthanen" herabließ, die mit kindlicher Ehrfurcht zu ihm hinüberblickten; noch in den ersten, heiterprächtigen Jahren Friedrich Wilhelm's IV. waren diese Bälle glänzende Hoffeste, die vor den bewundernden Augen eines profanum vulgus auf-

geführt wurden; die Courrobe herrschte durchaus im Saale, nur wie erratische Blöcke, versteinert vor respektvoller Zurückhaltung, standen dazwischen vereinzelte Emporkömmlinge müßig umher. Jetzt lagern umgekehrt die Damen des Hofes als unthätige Zuschauerinnen in den Logen, das eigentliche Feld aber unten behaupten die Damen der Finanz, des Mittelstandes, d. h. nicht mehr jenes wackeren Philisterthums, von dem das Berliner Sprichwort sagt: „der Mittelstand kann's nicht", sondern des Standes, dem „seine Mittel es erlauben". So stehen, respektive sitzen sich die alten Gegensätze, nur in umgekehrter Ordnung, doch wieder unversöhnt gegenüber wie nur je zuvor. Doch sieh, es giebt ihrer, welche sie wenigstens kühn überspringen! Der tanzlustige Offizier, der tadellos gescheitelte Lieutenant kennt kein Vorurtheil; mit merkwürdigem Freisinn in sozialer Hinsicht schwingt er die freundlichblickende Tochter des Courszettels mit stürmischer Grazie in dem kleinen, durch stattliche, zuschauende Mütter verengten Tanzkreise umher.

* * *

Zu den Hauptvergnügungen für die junge, aristokratische Welt Berlins gehören schon seit einer Reihe von Jahren die sogenannten Kavalierbälle, die in ihren Scenen und Gestalten vor allen anderen Amüsements der Wintersaison gewissermaßen etwas Originelles voraus haben. Die Kavaliere, welche mit Talent, Geschmack und Umsicht die Leitung des ersten dieser Bälle in der Saison von 1886 übernommen hatten, waren Rittmeister Graf Lüttichau vom

Regiment der Garde-Kürassiere, Rittmeister von Schmeling vom Regiment der Gardes du Corps und Lieutenant Graf von Schwerin vom 1. Garde-Feld-Artillerie-Regiment. Nach alter Gewohnheit waren auch für diesen Ball die große bedeckte cour d'honneur, der Speisesaal und die angrenzenden Räume des „Kaiserhof" gemiethet, die, von der Direktion auf das Komfortabelste ausgestattet, für dergleichen Reunions ihresgleichen suchen. Der große, als Tanzsaal benutzte Speisesaal war durch eine renommirte Blumenhandlung Unter den Linden mit blühenden Pflanzen und Gewächsen zauberhaft dekorirt. Den Hauptanziehungspunkt bildete ein aus schwarzen Blumen auf weißem Grunde künstlerisch gefertigter preußischer Adler mit Krallen und Schnabel von rothen Blumen. Dahinter war das Orchester an einer grünenden Wand etablirt. Im Ganzen mögen etwa 200 Damen und Herren an dem Feste theilgenommen haben. Der Saal mit seinem Lichtmeer, mit seinen den hervorragendsten Kreisen der Residenz angehörenden Personen, mit den vielen wunderbaren Frauenerscheinungen, deren Schönheit durch geschmackvolle, elegante Toiletten, durch kostbare, funkelnde Juwelen noch gehoben wurde, bot einen wahrhaft fascinirenden Anblick. Besonders glänzende Erscheinungen in der Damenwelt waren Gräfin Königsmark und Tochter. Erstere erschien in einer golddurchwirkten Gobelintoilette, deren Devant mit antiken Silberspitzen garnirt war, wodurch der Effekt der reichen Toilette noch erhöht wurde. Komtesse Königsmark, welche schon im vorigen Jahre und auch bei der diesjährigen Cour und

auf dem Subskriptionsball im Opernhause die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, zeichnete sich auch hier durch die duftige Toilette in ivoire Seidentüll aus. Der schleierartige Ueberwurf aus Seidentüll war durchweg mit Kornblumen und goldenen Zweigen gestickt; auf der einen Seite begrenzte eine Kornblumenranke mit Goldhafer und Aehren die Tunique; Taille aus Satin Duchesse mit einer franzenartigen Ranke aus Kornblumen und gleiches Diadem im dunkelen Haar vollendete die kleidsame Toilette der bewunderten Trägerin. In ebenfalls auffallend eleganter Toilette bemerkte man Baronin von Loë, deren imposante Figur purpurrother Tüll umhüllte; den wolkenartig drapirten Schleier in gleicher Farbe hielt eine Ranke aus Gold-Disteln mit Hafer. Die Taille umschloß ein kurzer Sammet-Spenzer. Als neue Erscheinung glänzte Fräulein von Bolschwing in weißer Tüll-Marion-Toilette mit großen Marguerites. Gräfin Blumenthal erschien in einer à la Watteau gestickten Robe, die mit großen Marabout-Tuffs besetzt war; dazu trug die Dame eine Taille aus drap d'argent mit Maraboutfranzen. Baronin von Plessen aus Potsdam entzückte durch eine kurze opalfarbige Crep de Chine-Robe, deren Devant mit orientalisch gestickter Tunique garnirt war, welche durch einen großen Fliederstrauß mit Rosen und moosgrünen Bandschleifen graziös gerafft war. Frau von Plüskow hatte ein duftiges weißes Gazekleid gewählt, das mit grauen Wachsperlen und Goldähren besät war; das duftige Ueberkleid zierte ein großes abschattirtes Tulpenbouquet. Die Liebig'sche Kapelle lud mit

einem Walzer zum Tanz ein, und Paar auf Paar schwebte über den glatten Parquetboden. Anwesend waren die Fürsten Putbus und Carolath, Herzog von Sagan, Prinz Lichnowsky, Erbprinz Fürstenberg, der bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld, die Familien des Grafen Vitzthum, von Dönhoff-Friedrichstein, von Seckendorff, von Reichenbach, von Bernstorff, von Schwerin, von Kanitz, von Hohenau, von Asseburg, die Prinzen Heinrich XXIII. Reuß, Friedrich von Meiningen, von Pleß, Georg von Radziwill, Matthias von Radziwill, von Hohenlohe, die Erbprinzen Reuß j. L. und von Löwenstein, die Familien der Freiherren von Loë, von Solemacher, von Maltzahn, des österreichischen Militärbevollmächtigten Freiherrn von Steininger, Landrath von Balack, ferner Gräfin York, Gräfin Blumenthal mit Tochter, Gräfin Dankelmann, Frau von Bonin mit Töchtern, Frau von Schrader, Generaladjutant von Rauch mit Familie. Das stärkste Kontingent hatten selbstredend die Offiziercorps der Berliner und Potsdamer Garde-Kavallerie-Regimenter gestellt.

Als auf einem Subskriptionsballe ein ehrsamer Hofschneidermeister zum Prinzen Friedrich Karl äußerte, es sei doch eine recht gemischte Gesellschaft zugegen, antwortete bekanntlich der Prinz: „Aber Bester, es können doch nicht alle Schneider sein!“ Nach einer anderen Version passirte dieser Scherz dem Kronprinzen, der in seiner huldvollen Art versöhnlich-ausweichend erwiderte: „Ja, Herren und Damen!“ In diesem letzteren Sinne „gemischt“ sind natürlicherweise auch die Kavalierbälle, und nur eine

Reunion der vornehmen Welt darf hiernach den Anspruch auf absolute Exklusivität erheben: Der Unionklub, — denn hier verkehren nur Herren. „Ma, anche il sole a delle macchie“, selbst der Unionklub bleibt nicht ungerupft, und die Nothwendigkeit, welche sich kürzlich ergab, als § 12a in die Statuten des Unionklubs die These aufzunehmen: „Es ist nicht erlaubt, in den Räumen des Unionklubs Hazard zu spielen“, hat den umlaufenden Gerüchten traurige Bestätigung gebracht. Ja, in Folge gewisser, viel besprochener Vorgänge (Selbstmord eines Offiziers), veranlaßte Prinz Wilhelm, daß den Offizieren seines (Garde-Husaren-)Regiments untersagt wurde, Mitglieder des Unionklubs zu sein, bezw. zu bleiben. Die übrigen Garde-Kavallerie-Regimenter sind diesem Beispiele gefolgt, so daß alle Offiziere derselben — wie man sagt, bis auf einen — ihren Austritt aus dem Klub erklärt haben. Diese Vorgänge hatten auch im Abgeordnetenhaus in diesem Februar ein Nachspiel. Der Abgeordnete von Schorlemer-Alst benutzte dieselben als schneidige Waffe in seiner Polen-Rede. „In den Ausführungen des Herrn Ministerpräsidenten,“ sagte er, „kam ein Wort vor, welches, glaube ich, uns Alle gleich unangenehm berührt hat, das Wort „expropriiren“. Ich glaube, das wäre besser nicht gesprochen worden. Ich will nicht näher auf diesen Punkt eingehen, aber an jene Ausführungen knüpfte sich ein Nachsatz, den ich noch mehr beklage: nämlich über den Verbrauch des Geldes, welches die Expropriirten bei der Expropriation bekämen, gab der Ministerpräsident den Polen mehrere Rath-

schläge, darunter auch den: sie könnten's allenfalls in Monaco verwenden. Ich glaube, daß Jeder fühlt, daß das die Polen aufs Aeußerste verletzen und schmerzlich berühren muß, wenn man ihnen erst die Eventualität vorhält, wie man sie aus ihrem Eigenthum mit Gewalt entfernt, und ihnen dann den Makel des Spielens an den Kopf wirft. (Sehr richtig! im Centrum.) Und wenn der Ministerpräsident einem gewiß sehr berechtigten Gefühl gegen das Spielen Ausdruck geben wollte, dann hätte er auch nicht soweit zu gehen brauchen, wie nach Paris und Monaco. Das könnte er hier in Berlin besorgen. (Zustimmung links und im Centrum.) Wenn er hier einmal aufräumen wollte unter den Spielhöllen, in denen sich sehr viele vornehme Leute befinden (Zuruf links: „Sr. Majestät Garde!"), dann würde er viele junge Leute vom Untergange retten."

Fürst Putbus.

Die sagenumklungene Insel Rügen, deren Namen schon in der altgermanischen Götterlehre eine Rolle spielt und die den Tempel der heidnischen Göttin Hertha getragen haben soll — trägt heute die Residenz des Fürsten Putbus, dessen Name in den Gründerjahren viel genannt wurde. Tempora mutantur! Der Fürst hatte es sich erlaubt, in

das Handwerk der Gründer, auf welches gewisse Leute ein Monopol zu haben glaubten, hineinzupfuschen und dabei 8 Millionen Thaler zugesetzt, alles im Interesse der Insel Rügen, die durch die Nordbahn dem Binnenlande näher gebracht werden sollte. Dafür mußte er sich noch gefallen lassen, öffentlich gebrandmarkt und zerzaust zu werden. Wofür? Er hatte geglaubt, das Lasker'sche Aktiengesetz auch für sich verwerthen zu dürfen. Die Standesgenossen des Fürsten von Rügen suchten ihn zu bewegen, sich eine persönliche Genugthuung zu verschaffen, ein Bestreben, das durch Lasker's Anspielung auf den militärischen Charakter des Fürsten provozirt war. Der liberale Finanzminister Camphausen sprach von der „Rancune" Lasker's gegen den Fürsten Putbus. Die geflissentliche Kompromittirung hochstehender Persönlichkeiten erreichte für den Augenblick ihren Zweck. Doch konnte es nicht ausbleiben, daß die spekulirenden Aristokraten den Spieß umdrehten und ihn gegen die bürgerlichen Gründer wandten, in deren Gesellschaft sie ihre Operationen getrieben hatten, nur daß die Aristokraten nicht so geschickt waren und ihr Geld zusetzten, und sogar hier und da unter Kuratel gestellt werden mußten. Auch die Vermögensverhältnisse des Fürsten Wilhelm zu Putbus unterlagen einer fremden Verwaltung.

Der jetzt „regierende" Fürst Wilhelm zu Putbus ist von Geburt ein Graf von Lottum aus Schlesien. Seine Mutter, Gräfin Clotilde von Lottum, ist eine geborene Fürstin zu Putbus, deren Vater, Fürst Malte zu Putbus, das Fürstenthum seinem Enkel, dem Grafen Wilhelm

von Lottum, vermachte. Wir haben den Fürsten von Putbus schon als Oberst-Truchseß und Erblandmarschall im Fürstenthum Rügen erwähnt. Im Herrenhause hat er ein erbliches Recht auf Sitz und Stimme. Dort hat er sehr kräftig seine Stimme zu seiner Vertheidigung gegen Lasker's Angriffe im anderen hohen Hause erhoben.

Der Fürst ist von kaum mittlerer Größe, schmächtig, fast zierlich, mit einem frischen, feingeschnittenen Gesicht, von tadellos aristokratischem Ausdruck. Seit der Katastrophe von 1873 ist er parlamentarisch ziemlich passiv. Er lebte lange fern von Berlin, in der Schweiz oder Italien.

Die jüngste Tochter des Fürsten Putbus, Gräfin Wanda Lottum, hat sich mit dem Erbprinzen von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg verlobt; sie hatte die hohe Freude, die Glückwünsche des Kaisers diesen Winter auf einem Hofballe im Schlosse entgegenzunehmen.

Auf den Majorats-Herrschaften des Fürsten merkt man nichts davon, daß der schnöde Mammon dem durchlauchtigen Fürsten und Herrn derselben jemals Kopfzerbrechen verursacht hat. 120 Landgüter mit 45 Dörfern nennt der Fürst sein Eigen! Das herrliche Schloß zu Putbus, das Jagdschloß in der Granitz bergen seltene Kunstschätze und werden von Jedem, der Rügen besucht, als hervorragende Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen. Unabsehbare Forsten umgeben die Schlösser des Fürsten. Die inneren Wände des hohen Wartthurmes, der das Jagdschloß in der Granitz überragt, sind bis zur Höhe mit Geweihen von

Hirschen geziert, die der Fürst und seine geladenen Gäste im fürstlichen Jagdgebiet erlegt haben, wahrlich ein Zeugniß für die Ergiebigkeit dieser Jagden! Bei jedem Geweih ist der Name des glücklichen Jägers vermerkt und somit zu einer gewissen Unsterblichkeit gelangt.

Der frondirende Adel.

Es giebt in Preußen viel frondirenden Adel, der sich von Berlin möglichst fern hält. Die widerwillig annektirten Landestheile können gerade in den oberen Schichten der Bevölkerung sich am wenigsten mit ihrem Schicksal aussöhnen, zumal die systematischen Gegner des protestantischen Preußens widerstreben heftig der Amalgamirung und scheuen die Berührung mit der Dynastie. Der Gegensatz, in welchem der münsterländische Adel sich dem preußischen Staatswesen gegenüber befindet, ist älter als der Kulturkampf und wird auch diesen überdauern. Das Bild eines westfälischen Frondeurs bietet die Lebensskizze des Grafen Westphal, der erst vor Kurzem, 80 Jahre alt, verstarb. Der Verewigte gehörte früher als erbliches Mitglied dem Herrenhause und dem westfälischen Provinzial-Landtage, sowie dem Landtage des Herzogthums Westfalen an. Nachdem derselbe aber 1866, weil er den durch Preußen begangenen „Rechtsbruch“ der Sprengung des Bundestages und der

Annektionen von Hannover, Nassau, Hessen und Frankfurt nicht anerkennen und gutheißen wollte, seinen Sitz im Herrenhause niedergelegt hatte, wurde er von der Staatsregierung auch aus beiden genannten Provinzial-Landtagen ausgeschlossen. Seitdem lebte er von der Politik zurückgezogen nur seiner Familie und der Verwaltung seines Vermögens. Schon 1840 hatte er sich auf dem westfälischen Landtage in Münster hervorgethan durch seinen Antrag auf Zurückberufung des Erzbischofs Klemens August von Köln, und als die Deputation des Landtages, wozu er auch gehörte, in Berlin diesen Antrag dem Könige überbrachte, aber, ohne Audienz zu erhalten, wieder abreisen mußte, zog der Graf ganz aus Preußen fort. Er lebte dann bis 1848 in Oesterreich und Erbach (Rheinhessen). 1848 verbrannten die aufständischen Bauern ihm das Archiv auf dem Schlosse Fürstenberg (im Paderborn'schen), weil sie meinten, dadurch die Urkunde ihrer Schulden und ihrer Abgabepflicht zu beseitigen. Seit 1848 lebte er dann wieder auf dem Schlosse Laer. Um die Politik kümmerte er sich seit 1866 wenig mehr, außer daß er bei den Wahlen stets für das Centrum seine Stimme abgab. Die beiden ältesten Söhne dienten 1848—49 unter Radetzky in Italien. Der dritte Sohn entzog sich 1866 dem Eintritte in das preußische Heer als Reservelieutenant, ging nach Oesterreich und wurde dann in Preußen als Deserteur behandelt und verurtheilt. Er ist jetzt Generalbevollmächtigter und „Minister" des Fürsten von Liechtenstein und lebt in Wien. Der älteste Sohn und Fideikommißfolger lebt auf Schloß Kulm in Böhmen. Die

zweite Gemahlin und jetzige Witwe des Verstorbenen konvertirte einige Zeit nach der Heirath.

In der Provinz Hannover hat das Welfenthum erst kürzlich, als es sich um den Nachfolger des verstorbenen Herzogs von Braunschweig handelte, gezeigt, welche Stützen es unter Adel und Geistlichkeit in Mecklenburg-Schwerin, in Mecklenburg-Strelitz, wo obenein die verwandtschaftlichen Bande des Großherzoglichen Hauses mit der Welfendynastie der Sache des Herzogs von Cumberland zu gute kommen, in der Provinz Hessen, in der Provinz Westfalen findet. Im deutschen Reichstage hat ein hannoverscher Abgeordneter die Tendenzen jener Frondeurs in den Worten geoffenbart: „Darf eine Regierung, die den Kulturkampf begonnen hat, sich über Mangel an Religiosität beklagen? Eine Regierung, die Fürsten depossedirt, Volksstämmen ihre Selbständigkeit nimmt und Privatvermögen konfiszirt? Können in einem Lande, wie Hannover, die Gefühle für den jetzigen Herrscher innige sein? Müssen sie nicht an diejenigen erinnern, die unter der Fremdherrschaft Napoleon's herrschend waren?"

Die im Jahre 1878 in Kopenhagen vollzogene Vermählung des Herzogs von Cumberland mit der Prinzessin Thyra von Dänemark war ebenfalls von der hannoverschen Ritterschaft zu welfischen Kundgebungen benutzt worden, welche den unerschütterlichen Trotz gegen Preußen zur Schau trugen. Beim Ausbruch des Krieges 1870 wurde es in demselben Lager lebendig. Es fanden sich mitten in Deutschland einzelne seiner Söhne in geheimer Konspiration mit dem Feinde. Viele Verhaftungen erfolgten. Das Kanzler-

blatt schrieb: „Der Graf Kielmansegge, früher hannoverscher Oberstlieutenant, und der Graf B., beide entschieden verdächtig, mit den Franzosen verrätherische Verbindung unterhalten zu haben und denselben zu einer Landung an der deutschen Nordseeküste behilflich zu sein, sind noch nicht in Haft. Es ist daher patriotisch gesinnten Bürgern und allen Solchen, die von einer Landung des Feindes zu fürchten haben, dringend zu empfehlen, auf die genannten zwei Individuen zu vigiliren und sie im Betretungsfall sofort zur Haft zu bringen. Das Signalement Kielmansegge's lautet: „Mittlere Statur, schlank, elegant, kurzgeschorenes Haar, graumelirt wie der Schnurrbart, sonst rasirt, Auge anscheinend kurzsichtig, große Thränensäcke, rothes, etwas gedunsenes Gesicht."

Unter den Polen ist es wiederum vorzugsweise der Adel, der sich frondirend verhält. Seine Sympathien, in Preußen sowohl wie in Oesterreich und Rußland, gehören Frankreich an. Als im Mai 1871 der Kommuneaufstand in Paris niedergeschlagen war, richteten die Führer des konservativen Theiles der polnischen Emigration in Frankreich, Fürst L. Czartoryski, die Generale Rybinski, Bystrzonowski, Breanski, die Männer der Wissenschaft Ostrowski-Januszkiewiz, Chodzko, der Minister von 1831 Morawski u. a. m., an die Nationalversammlung eine Denkschrift, welche den Nachweis zu führen suchte, daß, wenn eine gewisse Anzahl von Polen in die Dienste der Kommune getreten war, die große Masse dieser Emigranten nicht aufgehört hatte, die Sympathien der französischen Nation

zu verdienen. Die Dombrowski und Okolowicz wurden darin auf das Entschiedenste desavouirt; es wurde versichert, daß weniger Polen als Belgier, Italiener und Deutsche an dem Aufstande Theil genommen und daß Keiner sich mit Plünderung, Brandstiftung oder Ermordung von Geiseln befleckt hätte. Nachdem die Denkschrift sodann den großen Antheil der Polen an den Kämpfen gegen die Preußen, namentlich gegen die Belagerer von Paris hervorgehoben, fuhr sie fort: „Die polnischen Abgeordneten des Herzogthums Posen im deutschen Reichstage haben durch ihr Votum ihren Gefühlen für Frankreich Ausdruck gegeben. Im galizischen Landtage, im Wiener Reichsrath, in den Delegationen zu Pest haben die Polen beharrlich ihre Stimme zu Gunsten Frankreichs erhoben und sich so den Injurien und dem Hohne der Deutsch-Oesterreicher ausgesetzt, welche Bewunderer des Herrn von Bismarck und Anhänger der Annexion an Preußen sind. Die französischen Gefangenen, die aus Deutschland zurückkehren, können sagen, welche Aufnahme sie bei den Polen in Posen, in Westpreußen, in Dresden gefunden, was unsere Landsleute zur Erleichterung ihres Looses unter den Augen der preußischen Behörden, welche diese Sympathien für Hochverrath ansahen, und trotz aller Verfolgungen der preußischen Polizei gethan haben. Unsere Bauern in Galizien ließen Messen lesen für den Erfolg der französischen Waffen. In allen unseren Provinzen wurden Sammlungen für die französischen Verwundeten und Hinterbliebenen veranstaltet; unsere Gemeindeverwaltungen selber votirten Summen für

diesen Zweck und für den Ankauf von Getreidesaaten zu Gunsten der unglücklichen Landleute von Frankreich. Bei Beginn des Feldzuges hat ein hervorragendes Mitglied unserer Emigration eine halbe Million für die Kriegsbedürfnisse beigesteuert."

Die Sache der Frondeurs aller Arten, der Welfen, Polen und Ultramontanen, hat durch den Kulturkampf eine geringe Verstärkung erfahren. Hat dieser doch selbst mitten in der Mark Brandenburg altpreußischen, evangelischen Adel auf die frondirende Seite geführt und hier und da einen Geist erzeugt, der an die Zeit erinnern konnte, wo, als die märkischen Junker die Aufhebung ihrer Privilegien als einen Ruin des Landes darstellten, Friedrich Wilhelm I. darauf erwiderte: „Tout le pays sera ruiné? nihil credo, aber das credo, daß der Junkers ihre Autorität soll ruiniret werden: ich aber stabiliere meine Autorität als einen rocher de bronze."

Die Fürstentreue der „Junkers" hat von den Tagen des Kurfürsten Friedrich I. und der „faulen Grete" an bis heute nicht immer die Probe bestanden. Es waren die Junker aus den Kreisen Teltow, Beeskow und Storkow, welche der Regeneration Preußens nach der Katastrophe von 1806 mit dem Geschrei entgegentraten, „daß unser altes, ehrwürdiges Preußen in einen modernen Judenstaat verwandelt werden soll", und zwar so entgegentraten, daß Graf F. und Herr von der M. deshalb in die Festung Spandau eingesteckt werden mußten. Es war Herr von K., welcher im Jahre 1858 dem jetzt regierenden König und

seinem Hause in einer noch heute nirgends vergessenen Weise gegenübertrat; von Herrn von W. erzählt man, er habe einmal erregt ausgerufen: „Ich war früher in der Mark als die Hohenzollern!“ Derartige Ergüsse gehörten in den Jahren von 1857 bis 61 nicht zu den Seltenheiten.

Antidynastisch wird man die Fronde eines Theils des altpreußischen kleinen Adels zur Zeit des Kulturkampfes und der liberalen Gesetzgebung nicht nennen dürfen. Sie ist vielmehr mit einer großen Devotion gegen das Königshaus verbunden. An den Hof drängt sie sich nicht, so wenig als die polnische, welfische, ultramontane. Es giebt freilich Hof und Hof. Wenigstens hat der Kaiser seinen eigenen Hofstaat, die Kaiserin hat ihren eigenen, ebenso wie die Prinzen. Man kann es eine eigenthümliche Erscheinung nennen, daß ein Pole und ein Ultramontaner in der Hofgesellschaft von Berlin einen hervorragenden Platz einnimmt. Er hält ein überaus gastliches Haus, und er ist selbst als Gast überall willkommen, im königlichen Hause, bei den Hofstaaten, bei den Botschaftern, bei der höchsten Aristokratie. Er ist ein Verwandter des königlichen Hauses, demselben treu ergeben, wie durch seine persönlichen Eigenschaften mit der am Hofe vorherrschenden liberalen Gesellschaft befreundet. Er ist das Muster eines loyalen Polen und Ultramontanen.

Die Radziwill.

Als mit dem Uebergang des Herzogthums Preußen von Polen an Brandenburg Fürst Boguslaw Radziwill, welcher auch in Preußen Besitzungen hatte, für diese Brandenburgischer Unterthan wurde, ernannte ihn der Große Kurfürst zu seinem Statthalter in Preußen, zum General-Lieutenant und Chef seines Regiments zu Roß und eines Dragoner-Regiments, die neu in Preußen errichtet wurden. Fürst Boguslaw war seinem neuen Landesherrn ein treuer Diener, präsidirte 1661 dem Preußischen Landtage und vertheidigte das Recht des Kurfürsten gegen die auffässigen Königsberger. Schon in jenen Tagen führte ein Hohenzoller eine Radziwill als ebenbürtige Gattin heim. Die Verwandtschaft und die Freundschaft beider fürstlichen Häuser hat die Radziwills nicht gehindert, der polnisch-nationalen wie der ultramontanen Sache treu ergeben zu sein, während wiederum ihre politische Haltung die persönliche Zuneigung unseres Regentenhauses, namentlich beim Kaiser Wilhelm, unberührt gelassen hat. Wie die Polen agiren, zeigte sich u. A. nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. Der König wurde durch Glieder des fürstlich Radziwillschen Hauses bewogen, eine von demselben vorbereitete Rundreise bei dem Adel des Großherzogthums Posen zu machen. Bei dieser Gelegenheit wurde dem Monarchen gegenüber von den polnischen Herren und Damen jede Liebenswürdigkeit entwickelt und keine Versicherung der Treue und An-

hänglichkeit gespart. Das Ergebniß der Rundreise war die Abberufung des Oberpräsidenten von Flottwell, die Ernennung des Grafen Arnim znm Nachfolger und ein Wechsel im System, durch welches Vertrauen an Stelle der Vorsicht gesetzt wurde. Der Irrthum eines edelen Herzens, um mit den Worten des Fürsten Bismarck vom 29. Januar d. J. zu sprechen, wurde wenige Jahre später klargestellt durch die Empörung von 1846 bis 1848. Dennoch scheint man im polnischen Adel Hoffnung zu haben, dasselbe Manöver mit demselben Erfolg wiederholen zu können, wenn wiederum ein Regierungswechsel eintreten sollte. In einer Schrift unter dem Titel: „Lettre ouverte d'un Polonais au Prince de Bismarck", welche in den hohen Kreisen Berlin's von gewisser Seite erst vor Kurzem vertheilt wurde, schließt sich an eine Reihe von Ausfällen gegen den Reichskanzler und dessen Politik folgende Anrede an den Kronprinzen an:

„Wir verlangen so wenig. Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz hat noch nichts für uns gethan; wir haben ihn nur flüchtig bei uns gesehen und bei dem kurzen Aufenthalt, welchen er hier nahm, hat er uns die höfliche Liebenswürdigkeit eines Souveräns gezeigt. Er hat uns einen so angenehmen Ausdruck gemacht, in seinen edelen Zügen war kein Eindruck von Haß und Verachtung zu lesen, so daß viele unter uns bedauerten, nicht die Erlaubniß zu einer Annäherung an seine erhabene Person erbeten zu haben. Wenn er jemals die Gnade hat, unser Land wiederzusehen, wird es ihm an Beweisen ehrfurchtsvoller Sympathie nicht

fehlen, und wie leicht würde es sein, dieselben in Enthusiasmus zu verwandeln."

Im Jahre 1796 hatte des Prinzen Ferdinand von Preußen, des jüngsten Bruders von Friedrich dem Großen, einzige sechsundzwanzigjährige Tochter Luise nach langem Kampfe den um fünf Jahre jüngeren, liebenswürdigen und talentvollen polnischen Fürsten Anton Radziwill geheirathet. Ja, nach langem Kampfe! — Denn waren die Radziwills auch in Polen eines der ältesten und angesehensten Fürstenhäuser, dessen Ahnherr schon 1405 als Marschall von Lithauen mit Ehren genannt wird, und überstrahlte auch dieses lithauische Dynastengeschlecht durch Reichthum und geschichtlichen Ruhm manches deutsche Fürstenhaus, so war es doch den Hohenzollern nicht mehr ebenbürtig. Und doch wurde die Prinzessin Luise von Preußen, des genialen „preußischen Alcibiades", Prinzen Louis Ferdinand's Schwester, als Fürstin Anton Radziwill eine glückliche Frau. Das Palais Radziwill am Berliner Wilhelmsplatze war ein Sitz häuslichen Glücks, heiterer Künste und fröhlicher Geselligkeit. Prinz Anton spielte vorzüglich Violoncell, sang mit angenehmster Stimme und komponirte den „Faust". Seine Faustkompositionen leben noch heute auf der Bühne fort. In seinem Palais fand die erste Faust-Aufführung überhaupt statt, die Goethe in Weimar nie wagen wollte.

Der alte Berliner Musikmeister Zelter, Direktor der Singakademie, schreibt darüber am 18. Februar 1816 an seinen Freund Goethe: „Unsere königlichen Prinzen haben den heroischen Entschluß gefaßt, Deinen „Faust" unter sich

aufzuführen und darzustellen, wie er leibt und lebt. ... Auch ich habe die Rolle des Schauspieldirektors übernommen. ... Der Kronprinz lebt und webt im „Faust", der ihn — wie ich ihn kenne — wohl anziehen kann. Mephistopheles wird vom Prinzen Karl von Mecklenburg gegeben."

Jene „Faust"-Aufführung im Palais Radziwill wurde bahnbrechend, wenn der Faust auch erst sechszehn Jahre später auf die Bühne kam. Diesen ersten glücklichen Bühnenversuch mit dem „Faust" machte Klingemann am 18. Januar 1829 zu Braunschweig, Tieck und die Dresdener Bühne folgten.

Aber auch zu heiteren Spielen reichten sich das preußische Königshaus und das Palais Radziwill damals stets herzlich die Hand. Wie Geschwister wuchsen die Kinder des Königs und die jungen Radziwills mit einander auf. Auch im Alter paßten sie gut zu einander. Prinz Wilhelm Radziwill war nur drei Tage älter, als unser Prinz Wilhelm, „Sohn des Königs". Einige Jahre später wurde die liebliche Elise Radziwill geboren. Ihr liebster Spielkamerad und erster Tänzer war Prinz Wilhelm von Preußen. In Freundschaft und Liebe wuchsen sie mit einander auf.

Und es war eine glückliche Jugendzeit, welche diese Königs- und Fürstenkinder mit einander verlebten — nachdem die schwere Zeit der Franzosenherrschaft in Deutschland vorüber und das erste, tiefe Weh um den Tod der Königin Luise verblutet war. Aber es fehlte auch hier wieder dem Glücke nicht der Schatten.

Prinz Wilhelm liebte die Prinzessin Elise Radziwill, die schönste und holdeste unter den jungen Damen des

Hofes. Sie schien wie für ihn geschaffen, aber ihre Ebenbürtigkeit ward bestritten. Denn obwohl, wie bemerkt, schon in den Tagen des großen Kurfürsten ein Hohenzoller eine Radziwill als ebenbürtige Gemahlin heimgeführt hatte, so waren doch neuerdings am preußischen, wie an allen deutschen Königshöfen strengere Rechtsbegriffe zur Herrschaft gelangt. Seit den Zeiten Friedrich's des Großen stand der Grundsatz fest, daß nur die Töchter der regierenden Fürstenhäuser und der vormaligen reichsständischen Landesherren für ebenbürtig gelten sollten. Fünf Jahre hindurch wurde nun von beiden Seiten Alles aufgeboten, um die Zweifel zu beseitigen und dem Prinzen sein ersehntes Glück zu ermöglichen. Durch den Fürsten Anton Radziwill aufgefordert, schrieb K. Fr. Eichhorn ein Rechtsgutachten, das sich für die Ebenbürtigkeit des Hauses Radziwill aussprach, jedoch die Ansicht des großen Staatsrechtslehrers stieß bei anderen namhaften Juristen auf wohlbegründeten Widerspruch. Dann tauchte der Vorschlag auf, Prinz August von Preußen solle die Prinzessin an Kindesstatt annehmen; aber fünf der Minister erwiderten nach ihrer Amtspflicht, die Adoption könne das Blut nicht ersetzen. Unterdessen vermählte sich der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl, mit einer weimarischen Prinzessin, und der großherzoglich sächsische Hof erklärte nachdrücklich, daß er für die Kinder dieser Ehe das Vorrecht beanspruchen müsse, falls der ältere Bruder seiner Neigung folge. Nunmehr war die Frage sehr ernst; es drohte ein Streit um die Erbfolge, der vielleicht den Bestand der Dynastie gefährden konnte. Auf die wiederholten

Vorstellungen seiner Räthe beschloß der König, tief bekümmert, sein Ansehen zu gebrauchen (1826). In einem von Zärtlichkeit überströmenden Briefe hielt er dem Sohne vor, was Alles vergeblich versucht worden sei, und wie nun doch nichts übrig bleibe, als die harte Pflicht, dem Wohle des Staates, des Königlichen Hauses eine edle Neigung zu opfern. Als der Prinz das Schreiben durch General Witzleben empfing, war er Anfangs ganz zerschmettert; dann raffte er sich zusammen und noch am selben Abend schrieb er dem Könige, daß er gehorchen werde. In jener einfachen, kunstlosen und doch so tief zur Seele dringenden Sprache, die ihm natürlich ist, schüttete er dem Vater sein Herz aus. Er versprach das Vertrauen des Königs zu rechtfertigen, durch Bekämpfung seines tiefen Schmerzes, durch Standhaftigkeit im Unabänderlichen, und bat um Gottes Beistand, daß er ihn nicht verlasse in dieser schweren Prüfung. Dem theuren Vater aber solle sein Herz jetzt inniger denn je angehören, denn dessen väterliche Liebe sei nie größer gewesen, als in der Art der schweren Entscheidung. Witzleben bemerkte in seinem Tagebuche: „Welch ein Sohn, welch ein Mann!“

Der Sohn des obengenannten Prinz Wilhelm Radziwill, des Altersgenossen unseres Kaisers, ist Fürst Anton, der 1833 geboren wurde und sich 1857 mit der Fürstin Marie vermählte, einer Tochter des Marquis von Castellane und der Prinzessin Pauline von Talleyrand-Périgord. Dieser Ehe entsprossen der Prinz Georg (1860) und die Prinzessin Elisabeth (1861).

Fürst Anton Radziwill, General und Flügeladjutant des Kaisers, ist Mitglied des Herrenhauses, wo er stets an der Seite seiner engeren Landsleute, der Skorzewiki, Slaski, Sulkowski, Koscialski, Zychlinski ꝛc. stimmt, ebenso wie der Graf Maximilian Nesselrode, Kammerherr und Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin.

Von dem Vatersbruder des Fürsten Anton, Boguslaw Radziwill, stammt Fürst Ferdinand, der ebenfalls dem Herrenhause angehört. Ein jüngerer Bruder desselben ist der bekannte Kaplan von Ostrowo und Reichstagsabgeordnete Edmund Radziwill. Ferdinand ist 1843 geboren, Edmund 1842. Wegen seines Antheils an der Grafschaft Przygodzice bei Ostrowo war Boguslaw Radziwill Herrenhausmitglied mit erblichem Rechte ebenso wie sein Bruder Anton. Prinz Edmund Radziwill ist eine hohe, schlanke, ein wenig vorgebückte Gestalt. Sein Benehmen hat etwas Vornehmverhaltenes; der Eindruck des geistig Ueberlegenen, den er wohl auch auf Jeden machen würde, dem seine hohe Stellung unbekannt wäre, wird durch das melodische, milde Organ des Prinzen verstärkt. Die feinen Züge des länglich-ovalen Gesichtes, der frische Teint des bartlosen Aristokratenkopfes, die stark ergrauten Haare des noch immerhin jungen Mannes — dies alles macht den Prinzen Edmund zu einer höchst anziehenden, interessanten Erscheinung. Es geht seit kurzem das Gerücht um, daß dieser weltgewandte Prinz der Welt entsagen und den Rest seiner Tage im Kloster beschliessen wolle.

Prinz Edmund hat sich als ein besonders eifriger

Centrumsmann bekannt gemacht. Im Jahre 1875 wurde in Dublin der hundertjährige Geburtstag des großen irischen „Befreiers" Daniel O'Connel zur Entfaltung der katholischen Streitkräfte Englands benützt. 4 Erzbischöfe, 40 Bischöfe, gegen 50 Priester wohnten am 5. August dem Hochamt in der Kathedrale zu Dublin bei. Auch das Ausland war durch Deputationen vertreten. Fürst Edmund Radziwill und einige andere Herren erschienen aus Preußen. Der Fürst that sich durch Reden hervor, die selbst für Herrn Windthorst des Guten zu viel geleistet haben sollen. In seiner Schrift: „Canossa oder Damaskus" nahm er für das Centrum eine sehr selbständige Haltung in Anspruch und wollte keine friedlichen Weisungen von Rom, wie sie damals in den ersten Monaten der Regierungszeit Leo's XIII. an das Centrum ergangen sein sollen, annehmen. Im Mai 1880 reiste Prinz Edmund mit seinem Freunde Majunke und Anderen nach Rom. Es kam in dem Augenblicke, wo sehr lebhafte Unterhandlungen zwischen Berlin und Rom im Gange waren und das erste Friedensgesetz in Aussicht stand, dem Centrum darauf an, seine Taktik zu erläutern, sie zu vertheidigen und sich die Erlaubniß zu erwirken, dieselbe fortzusetzen. Fürst Edmund war stets im hohen Grade Vertrauensmann in Rom und hielt sich daselbst häufiger auf. Er zeigte sich als ein ebenso intimer Freund und Verehrer des Kardinals Graf Ledochowski, wie ein erbitterter Gegner des Fürsten Bismarck.

Im Herbst 1881 wurde seitens der Presse auf Prinz Radzwilli mit einem Male eine Fülle hoher Kirchenämter ge-

häuft. Den Vortritt hatte dabei die „Post", die aus „höheren Gesellschaftskreisen" zu erzählen wußte, daß dieser polnische Centrumsmann der dem Kaiser genehmste Kandidat für den fürstbischöflichen Stuhl in Breslau sein würde. Ein wuchtiger Fußtritt aus den Spalten der „Nordd. Allg. Zeitung" belohnte sie für diese Enthüllung. Die Post registrirte die „Belehrung", indem sie den Artikel abdruckte und nun zufügte:

„Auch wir hören, daß man in polnischen Kreisen die Besetzung eines preußischen bischöflichen Stuhles durch den Prinzen Radziwill für eine Unmöglichkeit hält. Die höheren gesellschaftlichen Kreise, als deren Echo wir jene (einleitende) Mittheilung bezeichneten, mögen sich wohl von einer gewissen tendenziösen Auffassung haben leiten lassen."

Die „Germania" äußerte wiederholt die Vermuthung, daß der erste Artikel von der „Post" gebracht werden mußte, nur damit er in der „Nordd. Allg. Zeitung" abgefertigt werden könne! Das ultramontane Blatt war natürlich von dem Vorgang wenig erbaut, namentlich da auch die „N. Pr. Ztg." in die Kontroverse eintrat und meinte, die Versöhnung mit Rom müßte sich jedenfalls schon in einem viel weiteren Stadium befinden, wenn Prinz Radziwill, welcher an dem Kampf einen sehr hervorragenden Antheil genommen, den Staatsbehörden eine persona grata sein sollte. Außerdem habe derselbe neben den geistlichen Forderungen speziell polnische Gesichtspunkte stets mit besonderer Energie vertreten.

Die „Germania" ihrerseits schrieb:

„In politischer Richtung liege doch zur Zeit kaum ein Anlaß vor, einen „defensiven Vorstoß" gegen die polnischen Staatsbürger vorzunehmen, und wenn ein Anlaß vorliegen sollte, so sehe man wiederum nicht ein, warum ein Geistlicher in diese Angelegenheit gezogen wird, der durch seine politische Haltung und seine Familienbeziehungen den gewöhnlichen Verdächtigungen enthoben sein sollte."

Diese Bemerkung der „Germania" zielte in ihrem ersten Theil wohl auf die Thatsache, daß das Reichstagspräsidium durch die ausschlaggebenden Stimmen der Polen gewählt worden war; der Dank dafür könnte wohl kein geringerer sein, als daß ein polnischer Eiferer auf den Stuhl Diepenbrock's oder Förster's gesetzt werde. Uebrigens hatte auch der Reichskanzler wohl auf den Fall Radziwill hingewiesen, indem er bemerkte, er werde in Polen eher mit dem Fortschritt, als mit dem Centrum gehen.

Die Auseinandersetzungen über den Beruf des Prinzen Radziwill zum preußischen Bischof dauerten noch einige Zeit. Die „Nordd. Allg. Ztg." wendete sich gegen die Stimmführerin der Ultramontanen in folgender Weise:

„Wenn die „Germania" die politische Haltung des fraglichen Geistlichen in Schutz nimmt, so ist daran zu erinnern, in welcher Weise Prinz Radziwill als Redner aufgetreten ist, obwohl er durch seine Jugend sowohl als durch seine nahe Stellung zur königlichen Familie davon dispensirt war. Noch kürzlich hat er in Oberschlesien gesprochen und dabei den Beweis geliefert, daß er nicht nur auf kirchlichem Gebiete sich mit der Regierung im Kampf befindet.

Die Bemerkung der „Germania“, daß „polnische Gesichtspunkte“ ein ungemein vager Begriff sei, kann jedenfalls auf diese Rede keine Anwendung finden, denn in derselben sind polnische Gesichtspunkte in korrektester und bestimmtester Weise zum Ausdruck gebracht. Wir müssen die „Germania“ schlißlich darauf aufmerksam machen, daß unsere Erörterungen bezüglich des Prinzen Radziwill sehr wohl substantiirt sind, und zwar durch die Bestrebungen, diesen polonisirenden Klerikalen sowohl in Breslau als auch in Pelplin, also in Bisthümern mit Millionen polnisch sprechender Einwohner, als Kandidaten in den Vordergrund zu schieben. Wir wären auf die in Rede stehende Angelegenheit nicht wieder zurückgekommen, wenn nicht die „Germania“ an eine einfache Berichtigung eines unrichtigen Zeitungsartikels Entstellungen des Sachverhalts geknüpft hätte.“

Die Affaire Radziwill war für die augenblickliche Lage ungemein charakteristisch; sie hing in erster Linie mit der Wiederbesetzung des Breslauer Stuhles zusammen. Die Nachrichten über die Vorschläge des Breslauer Kapitels waren vielleicht nicht ganz korrekt. Thatsache war nur, daß der Name des polnischen Centrumsmannes sich auf der Liste befand und der an maßgebendster Stelle erwünschteste Name nicht. Die „Post“ hatte sich zur Mystifikation gebrauchen lassen, den Prinzen Radziwill als den dem Kaiser genehmsten Kandidaten zu bezeichnen; die Wahrheit war indessen die, daß, wo man den Namen des Kardinals Fürsten Hohenlohe erwartete, auf der Breslauer Liste jener polnische Prinz figurirte, der die Erfahrungen, welche Preußen mit

Ledochowski in Posen gemacht hatte, wohl für Schlesien erneuern sollte.

Seit der eben geschilderten Zeit hat sich in der Kirchenpolitik ein großer Umschwung vollzogen, der durch das Hervortreten des Fuldaer Bischofs, Dr. Kopp, charakterisirt wird.

Bereits der diesjährige Fastenhirtenbrief gab zu denken. Dieser Erlaß beschäftigte sich vornehmlich mit der heiligen Elisabeth von Thüringen, die auf Bitten des deutschen Episkopats vom Papste zur Patronin der deutschen Frauen und Jungfrauen ernannt worden sei, und die ihr gottgefälliges Thun zum größten Theil im Gebiete der jetzigen Fuldaer Diözese geübt habe. Die Befolgung des von der heiligen Elisabeth gegebenen Beispiels wird allen weiblichen Angehörigen der Diözese dringend ans Herz gelegt.

„Doch, geliebte Diözesanen," — fügt Bischof Kopp hinzu — „ich würde ungerecht sein, wenn ich vergessen wollte, daß es auch in unseren Tagen noch Herzen voll Nächstenliebe und Barmherzigkeit giebt; ich finde sie in unserer Diözese, im weiten Vaterlande, überall; ja auf der Höhe des ersten Thrones der Welt sehen wir eine hohe Frau aus demselben thüringischen Fürstengeschlechte, welches die Heiligthümer der heiligen Elisabeth hütet, unsere erhabene Kaiserin, die mit dem Diadem der Herrscherin das noch schönere eines christlich frommen und christlich liebenden Herzens vereinigt und allen Bestrebungen, Vereinen, Anstalten zur Linderung der Noth und des Elends durch Wort und That unterschiedslos ihre Huld und För-

derung spendet. Können solche Beispiele wirkungslos bleiben, die Wunden der Zeit zu heilen?"

Solche Wendungen hatte man in den letzten Jahren aus bischöflichem Munde schwerlich vernommen!

In den nun folgenden Monaten vollzog sich Schlag auf Schlag die freundschaftliche Annäherung der preußischen Regierung an die Kurie. Bismarck trug bei parlamentarischen Diners den ihm vom Papst verliehenen Christusorden in Diamanten, der Kaiser beehrte den Papst, die Kaiserin den Bischof Kopp mit kostbaren Geschenken. Fürst Bismarck hat den Eindruck, daß er „bei dem Papste Leo XIII. mehr Wohlwollen und mehr Interesse für die Befestigung des deutschen Reiches und für das Wohlergehen des preußischen Staates finden würde, als er zu Zeiten in der Majorität des deutschen Reichstages gefunden habe". „Ich bin auch," sagt er ferner, „entschlossen, in den weiteren Phasen auf diesem Wege fortzufahren, da ich von der Weisheit und Friedensliebe Leo's XIII. mehr Erfolg für den inneren Frieden Deutschlands erwarte, wie von den Verhandlungen im Reichstage." —

Doch kehren wir zu Prinz Anton Radziwill zurück. Er ist eine nicht über mittelgroße Figur, bei der sich ein wenig Embonpoint zu zeigen beginnt. Der dunkle Bart ist stellenweis schon stark ergraut, doch macht sein Träger den Eindruck eines Mannes, der in der Fülle seiner Kraft steht. Die ausgedehnte Familie, die Fürstin, ihre Kinder Elisabeth und Georg, Prinz Ferdinand und dessen Gemahlin (eine geborene Fürstin Sapieha), deren

Söhne Boguslaw, Prinz Wilhelm, Bruder des Fürsten Anton, und noch andere Verwandte sieht man überall, wo ein Hof- und Kavalierball stattfindet, ein Kostümfest im Kronprinzlichen Palais, eine Aufführung lebender Bilder im Schauspielhause, wobei sogar die Fürstin Ferdinand bei der „Ankunft auf der Wartburg" mitwirkte, wo es einen Empfang in der italienischen oder französischen Botschaft, oder einen Wohlthätigkeitsbazar oder dergleichen giebt.

Die Prinzessin Georg Radziwill, geborene Gräfin Branizka, war im Februar 1884 auf dem ersten Hofball eine neue Erscheinung. Sie trug eine einfache, aus weißem Atlas und Tüll gefertigte Robe, die nur mit wenigen Bouquets dunkelrother Blumen geziert war. In der Gesellschaft bei Ihren Majestäten am 6. März 1885 sah man Se. Majestät den Kaiser unter den unverheiratheten Damen schnell auf die Prinzessin Elisabeth Radziwill zugehen und dieser zu ihrer Verlobung Glück wünschen. Auch der Bräutigam, Graf Potocki, und dessen Mutter, Gräfin Potocka, befanden sich in der Gesellschaft. Ihre Majestäten sind häufig Gäste im Hause der Radziwills. Ihr schönes Palais in der Wilhelmstraße, das eine lange und berühmte Geschichte hat, hat die Familie an den Reichskanzler abgetreten, und in den Räumen, wo Kaiser Wilhelm einst als Knabe Festspiele mitmachte, tagen heute Kongresse oder nimmt der deutsche Reichstag den Frühschoppen zu sich. Fürst Anton Radziwill residirt jetzt Pariserplatz 3.

Dort statteten zur Feier des achtzigsten Geburtstages

der Fürstin Mathilde Radziwill, der Mutter des Generals à la suite, am 13. Januar 1885 auch die Majestäten Gratulationsbesuche ab.

Fürst Anton ist ein eifriger Jäger, der auch am Hubertustage im Grunewald sich einfindet. Auf seinen Besitzungen in Lithauen hat Prinz Wilhelm von Preußen kürzlich die Bärenjagd mitgemacht und vier Bären erlegt. Man sagt jetzt in Lithauen: „Prinz Wilhelm ist ‚znah‘, d. h. tapfer bis zur Verwegenheit.“ Diese Jagden erforderten 150 fürstliche Jäger und täglich über 1500 Bauern zum Treiben, was erklärlich ist, wenn man hört, daß die fürstlichen Forsten über eine Million Morgen Fläche innehaben.

Im Jahre 1882 hatte Fürst Radziwill eine außerordentliche Mission nach Konstantinopel. Er überbrachte dem Sultan die Insignien des Schwarzen Adler-Ordens und das Großkreuz des Rothen Adler-Ordens, zur Erwiderung auf die im Jahre vorher erfolgte Zusendung des türkischen Ischani-Imtiaz-Ordens.

Die Mitglieder der Mission wurden von Seiten des Sultans und der türkischen Würdenträger mit überraschenden Aufmerksamkeiten überhäuft. Feste und Diners zu Ehren der deutschen Gäste lösten einander ab. Zu den ihnen zu Theil gewordenen Auszeichnungen gehörte auch die Erlaubniß zur Besichtigung des Kronschatzes des Sultans, eine Vergünstigung, welche seit 1869 keinem Europäer mehr zu Theil wurde. Die Kaiserin Eugenie war die Letzte, welche den Schatz besichtigen durfte.

Der deutsche Geschäftsträger hatte zu Ehren der

Mission eine große Ballfestlichkeit im Botschaftspalais ansagen lassen, zu der etwa sechshundert Einladungen ergangen waren. Doch erfolgte plötzliche Absage, da die Gemahlin des belgischen Gesandten wenige Stunden vor dem festgesetzten Beginn des Festes verschieden war. Der Ball wurde nunmehr verschoben. Der Sultan hatte gewünscht, daß an dem Ballfeste nur Deutsche und Türken theilnehmen möchten, welchem Wunsche jedoch Herr von Hirschfeld nicht nachkommen konnte. Der Sultan zog die Mitglieder der Mission sowie Herrn von Hirschfeld zur Tafel, welche zu Ehren der deutschen Gäste mit märchenhaftem Luxus ausgestattet war. Einzelne Platten, welche herumgereicht wurden, bestanden aus gediegenem Golde und waren reich mit Edelsteinen besetzt. Das Menu, welches unter Anderem als nationale Gerichte Pilaw — eine Reisspeise — und Ekmek-Chadaiff, Kaiserbrot (ein aus Mandeln bestehendes Zuckergebäck) — aufwies, bestand aus vierzehn Gängen. Ohne Pilaw ist eine türkische Mahlzeit undenkbar. Die kaiserliche Privatkapelle, deren Chef ein Pascha ist, spielte während der Tafel unter anderen auch mehrere deutsche Piecen. Ein Toast wurde nicht ausgebracht. Nachdem die Tafel aufgehoben war, ließ der Sultan die Herren der Mission und außer diesen nur Herrn von Hirschfeld und Baron Testa in sein Privatkabinet entbieten. Von Türken waren nur Munir Pascha und Assym Pascha, der Minister des Aeußern, zugegen. Der Sultan selbst bot hier seinen Gästen Cigaretten an, man nahm den Kaffee und Fürst Radziwill zeigte und übergab dem Großherrn

die Bilder der Hohenzollernschen Königsfamilie, welche von dem Sultan mit lebhaftem Interesse betrachtet wurden. Zur Erinnerung an den Tag ließ der Sultan seinen achtjährigen Sohn Memmed Selim Effendi und seinen Neffen, jüngsten Sohn des Abdul Assiz, vor sich bescheiden und ernannte sie in Gegenwart der preußischen Gäste zu Lieutenants (Mulasim). Fast eine Stunde hatte das vertrauliche Beisammensein gewährt. Während die Mission nach herzlicher Verabschiedung nach Dolma-Bagdsche in Galawagen zurückgeführt wurde, hatte Herr von Hirschfeld noch eine kurze Audienz beim Sultan. Das Ballfest zu Ehren der deutschen Deputation im russischen Botschaftspalais trug einen überaus glänzenden Charakter, was wohl mit der Politik in Verbindung stand, die sichtlich bemüht war, nach Möglichkeit allen üblen Schlußfolgerungen, welche aus der, damals Staub aufwirbelnden Skobelew'schen Rede in Paris auf das Verhältniß zwischen Rußland und Deutschland gezogen werden könnten, zu dementiren.

Prinz Radziwill erzählte nach seiner Rückkehr gern von einem Vorgange am letzten Tage seines Aufenthalts in Konstantinopel. Die deutsche Mission hatte abreisen wollen, da sie sich einen Tag in Bukarest, mehrere Tage in Wien aufhalten und am Vorabende des Geburtstages des deutschen Kaisers wieder in Berlin eintreffen wollte; da wurde ihr aber zu ihrem Erstaunen mitgetheilt, daß der Sultan sie nicht empfangen könne, weil er sich die Hand verrenkt habe, und sie daher bitte, ihre Abreise zu verschieben. Mehr als einmal sind Audienzen von Botschaftern und einmal sogar

eine Einladung zum Diner im letzten Augenblick abbestellt worden, weil der Sultan Zahnschmerzen hatte; eine verrenkte Hand ist jedenfalls ein noch triftigerer Verhinderungsgrund. Das ist orientalische Offenherzigkeit. Sonst gelten in der Hof- und diplomatischen Sprache Zahnschmerzen, Handverrenkungen für zu triviale Ausdrücke, denen man vornehmere und bedeutendere substituirt. Uebrigens munkelte man, daß gar nicht Se. Großherrliche Majestät, sondern ein ehrsamer Handwerker an der Verschiebung der Audienz Schuld gehabt habe. Der Sultan beabsichtigte nämlich, dem deutschen Kaiser ein kostbares Album mit Ansichten der schönsten Punkte Konstantinopels und des Bosporus zum Geschenk zu machen, und dieses Album — war nicht fertig geworden!

Das Herrenhaus.

Mit dem Lärm des Reichstages und mit dem Toben des Abgeordnetenhauses noch in den Ohren habe ich mir einmal wieder ein stilles, friedliches Plätzchen in einer dritten gesetzgebenden Körperschaft aufgesucht. So entflieht der Städter auf Stunden dem Straßen-Gerassel und läßt Augen und Ohren im einsamen Walde sich erholen. So athmet der Schiffer frei auf, wenn der rasende Sturm sich legt und das Boot ruhig über den glatten Spiegel des Meeres hingleitet. Es war in den letzten Monaten mir

zu viel der Unruhe am Dönhoffsplatze und im provisorischen Reichstagsgebäude. Da ist denn das Herrenhaus der rechte Ort, das Gemüth einmal wieder zur Sammlung zurückzuführen. Welcher Gegensatz in der Physiognomie der beiden hohen Häuser des Landtages! An dem einen Ende der Leipziger Straße brüstet man sich mit Vollzähligkeit, Beschlußfähigkeit, mit dicht besetzten Sesseln. Hier an dem anderen Ende macht ein Häuflein von Vierzig und Einigen es sich auf den vereinsamten Sitzen bequem. Das hohe Haus der Lords sagt nicht gerade: tres faciunt collegium, aber ungefähr so; von drittehalbhundert Mitgliedern genügt das Viertel zur Beschlußfähigkeit. Ist aber auch dieses nicht beisammen, so behilft man sich mit einer noch bescheideneren Anzahl von Anwesenden. Es ist ordentlich einsam in dem weiten Raum, wie in einem hohen Dome, dessen stolze Säulen und lange Schiffe nur durch einige Andächtige aufgesucht sind. Die äußere Form des Sitzungssaales verstärkt diesen Eindruck. Der Grundriß des Saales entspricht der Basilika. Auf erhöhter Ebene, an der nördlichen Schmalwand, befindet sich der geweihte Raum, gleichsam der hohe Chor des Tempels. In der größeren Tiefe dieses Chors und zwar in einer von einem Flachbogen überwölbten Nische, thront der Präsident auf erhabenem Sitze, von seinem Bureau d. h. den Schriftführern umgeben. Die Sitzreihen der Lords, welche parallel nach der südlichen Wand des Saals hin aufsteigen, hat er sämmtlich vor sich, und sein Auge beherrscht mit Sicherheit jeden Platz. Tritt man aus der Nische nach dem

Saale zu eine Stufe niedriger, so gelangt man auf das Plateau, wo die Rednerbühne errichtet ist. Dieselbe befindet sich unmittelbar vor dem Präsidententhron, so daß der Inhaber des letzteren den Redner unter sich hat. Steigt man weiter von dem Niveau der Rednertribüne eine Stufe hinunter, so gelangt man zum Ministertische. Da die Parlamentsmitglieder wieder eine Stufe niedriger sitzen, als das Niveau, welches den Kanzler und seine Kollegen, sowie den Stenographentisch trägt, so ist die Erhabenheit des Präsidenten eine ganz respektable. Derselbe ist während der Reden oft mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Bald schreibt er, bald liest er, bald neigt er sich flüsternd nach rechts oder links zu den Schriftführern, bald zu einem der Lords, der mit einem neuen Amendement hinzugetreten ist, oder sonst etwas auf dem Herzen hat. Ist er unbeschäftigt, so daß er ausschließlich auf das Reden unterhalb seines Thrones achtet, so legt er sich in seinem Sessel hinten an, stützt den linken Arm auf die Lehne, vereinigt die rechte Hand mit der linken und senkt das Haupt, um unter den dichten Augenbrauen den Blick etwas verstohlen über die Versammlung schweifen zu lassen. Jetzt richtet er das Haupt empor, beugt sich mit dem Körper vor, die rechte Hand nimmt die Richtung nach der Glocke hin; doch nein, es ist nicht nöthig zu läuten; in diesem Hause giebt es keine Stürme. Hier herrschen gute Sitten und feine Manieren, keine parlamentarische Unart regt den Präsidenten fieberhaft auf, oder übergießt sein Antlitz mit Leichenblässe, dieses Haus ist ruhig, sehr ruhig. Kann man auch die

Glocke auf dem Präsidententische nicht immer Concordia nennen, so ist doch ihr Geläute ein viel sanfteres, melodischeres, als dort im anderen Hause, wo vielmehr so oft das Wort des Dichters gilt: „Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm? Das ist Sturm.“

Die Tribünen strotzen von Ueberfluß an Besuchsmangel. Mir gegenüber auf der Galerie für das größere Publikum beugt sich eine einsame Seele über die Brüstung und stellt vielleicht dieselben Reflexionen an wie ich. Kein Gesandter, kein Attaché, keine schöne Ambassatrice, keine fremde Uniform ziert die Diplomatenloge. Sie ist ganz verlassen. In der kaiserlichen Loge dieselbe Anzahl von Personen, und auf der Journalistentribüne — wo ist das bunte und rege Treiben aus dem Abgeordnetenhause, wo sind die Vierzig, die durch ihre Werke Unsterblichen, wie die Vierzig der französischen Akademie, wo sind die Telegraphenboten, die aus- und einstürzenden Druckerjungen? Vier oder fünf Berichterstatter, aus dem anderen Hause deputirt, werden für genügend angesehen, um die Reden, die hier gehalten werden, mit ehernem Griffel der Nachwelt zu überliefern, und im Hintergrunde gähnt ein einzelner Redaktionsbursche, der an Krücken geht und humpelnd das Manuskript forträgt. Es ist ja Zeit damit.

Aus dem Häuflein der Ritter und Fürsten löst sich hier und da manche Gestalt ab, die ich von früher kenne. Die Redner, die das Wort ergreifen, sind sogar sehr alte Bekannte, es sind Graf zur Lippe, Herr von Kleist-Retzow u. s. w. Mein Opernglas weilt aber nicht bei ihnen, es

richtet sich vielmehr auf Gestalten, die mir von früheren Zeiten her nur noch dunkel erinnerlich, die zu erkennen mein Gedächtniß sich etwas anstrengen muß. „Wer ist doch der alte Herr mit grauem Kopfe, den steifen Vatermördern und den hellen Pantalons?“ — „Wer dort der jüngere Herr mit der bunten Kravatte und ohne irgendwelche durchblickende weiße Wäsche?“ Ich gestehe, hätte ich mir solche Fragen beantworten wollen, indem ich nur aus dem Aussehen auf den Stand geschlossen, ich würde mich fast regelmäßig im Irrthum befunden haben. Denn diese echte Professorenerscheinung da entpuppt sich mir als der Fürst R., und jener hochgeschossene Herr mit dem blonden Vollbarte, den Jeder auf den ersten Blick für eine Hauptzierde des Gothaischen Grafen-Almanachs gehalten hätte, als der Bürgermeister H. Die Menschheit ist jetzt wirklich in ihrem äußern Erscheinen recht nivellirt, und die „schlanksten Stämme im Hain“ sind noch lange keine oberschlesischen Tories. Der Universitätsprofessor ist der vollendetste Gentleman in seinem Auftreten, und nachlässige Toilette, struppige Haarfrisur verhüllen nur zu oft den Herzog oder Grafen. Daß dies aber doch die Gesellschaft der Häupter der ehemals reichsständischen Häuser, der Fürsten, Grafen und Herren der Herrencurie von 1847, der Inhaber der vier großen Landesämter, der durch Familienbesitz ausgezeichneten Geschlechter, der auf Rittergütern angesessenen Grafen ist: das fühlt man doch heraus, trotz mangelnder Insignien und trotz der Abwesenheit von auffallend blendender Wäsche. Daß dies kein Haus der Gemeinen ist, keine Gesellschaft, die der

plebejischen Wahlurne als dem Schooße ihrer Mutter entsprungen ist, das bezeugt die besser duftende Atmosphäre. Ich denke nicht an materielle Wohlgerüche — darin hat das Oberhaus nichts vor dem anderen voraus, aber man fühlt sich in „besserer“ Gesellschaft. Es geht hier aristokratischer, vornehmer zu, als im anderen Hause, und die Salonluft, die von den preußischen Ritterschlössern hierhergeweht ist, ergreift auch die Bürgermeister und Professoren. Der Kavalier verräth sich nicht bloß auf der Tribüne, wo er Herr seines Zornes bleibt, er verräth sich auch außerhalb derselben. Da ist ein hoher Herr, der jetzt eintritt, das Alter seines Adels reicht an das der Montmorency, der ersten Barone der Christenheit, heran, und was seine Devise betrifft, so könnte sie wie die der Rohans lauten: „König kann ich nicht sein, Fürst will ich nicht sein, ich bin ein — Dohna.“

Doch welchem Traume gebe ich mich hin? Ich skizzire ein Bild, das für jene Sitzung wohl paßt, wo auf der Tagesordnung stand: „Mündlicher Bericht der Agrarkommission über den Gesetzentwurf, betreffend die Aufhebung der Ufer-, Wald- und Hegeordnung für das Herzogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz vom 21. September 1763.“ Auch die Debatte über die geschäftliche Behandlung des eben frisch vom anderen Hause herüber gekommenen Kirchengesetzes hat in die Idylle noch keinen Aufruhr nach der Weise anderer gesetzgebender Körperschaften hineingeworfen. Wie aber, wenn das Kirchengesetz selber auf der Tagesordnung erscheint? Hat denn nicht die Luft-

erschütterung der letzten Jahre auch diesen Friedensort oft schon in einen Kampfplatz umgewandelt und damit den alten guten Ton, den ich eben so sehr gerühmt habe, verdorben?

Dieses Haus der Ruhe, der Versammlungsort von Männern, denen der ungestörte Genuß des Lebens durch ihre Geburt privilegirt ist, der Hafen, in welchen sich die großen, verdienten Staatsmänner zurückziehen, wenn ihre Arbeit gethan — wie oft hat die Leidenschaft dieses Haus der Alten verjüngt — so weit das möglich ist — diesen Hafen in wilde Brandung — so weit Privilegirte und Erschöpfte wild sein können, verwandelt! Diese Arena war es einst nicht gewohnt, laut zu erdröhnen und Staub aufzuwirbeln. Erst die „Mediatisirung“ Preußens durch das Reich hat den Frieden von ihr genommen und den Krieg auch in diese stille Einsamkeit getragen. „Frommer Stab, o hätt' ich nimmer mit dem Schwerte dich vertauscht,“ so seufzt wohl Mancher, den die neue Zeit „in des heißen Streites Wuth“ jetzt reißt. Das Abgeordnetenhaus hat nicht mehr das Privileg wie ehedem, das Haus der harten Arbeit und der Parteikämpfe zu sein. Auch hier, auf diesen stillen Bänken unter mir, wird oft wacker gekämpft. Bismarck's Schritte lassen überall die Spuren der Kriegsfurie zurück, auch hier. Dafür ist es aber auch jetzt oft interessanter in unserem Oberhause als früher. Herrenhaus und Langeweile waren einst unzertrennliche Begriffe, wie heute noch in England.

Ich erinnere mich einer Nummer des „Punch“, in

welcher bei Lord Russel's Eintritt in das Oberhaus ihm ein „Mögest Du glücklich sein" nachgeweint wird, und Earl Granville den Neukreirten, welcher mit der Earlskrone und einer thönernen Pfeife sehr kümmerlich dasitzt, mit den Worten begrüßt: „Ei, Johnny, Du wirst es hier recht langweilig finden." Unsere Witzblätter konnten einst neukreirte Pairs ebenso begrüßen, jetzt dürfen sie es nicht mehr, dies haben die eben erlebten interessanten kirchenpolitischen Debatten bewiesen. Nur Ordnungsrufe und lautes Glockenläuten darf man hier nicht erwarten: das sind die Zuthaten der gesetzgeberischen Arbeit im Abgeordnetenhause und im Reichstage, welche beiden Körperschaften sich dafür auch dicht besetzter Galerien erfreuen.

Der Reichstag hat ein Vorrecht vor dem Herrenhause. Das direkte allgemeine Wahlrecht schickt auch Prinzen souveräner Häuser in das deutsche Parlament. So gehörten ihm einst die verstorbenen Prinzen Albrecht und Friedrich Karl, ebenso wie Prinz Wilhelm von Baden an. Das preußische Herrenhaus hat solche Mitglieder souveräner Häuser nicht in seiner Mitte. Desto größer ist die Zahl von anderen Fürstlichkeiten, die durch Geburt ihm angehören. Nur ein Theil davon wird vom allgemeinen Wahlrecht gewürdigt, die Schwelle des Reichstags zu betreten. Hier halten sie, so weit sie nicht der ultramontanen Partei angehören, zur freikonservativen Partei. Der Großadel ist auch im Herrenhause, dem Zuge des Hofes folgend, politisch gemäßigt und überläßt dem Kleinadel die Opposition. —

Haben wir den Edelstein „Aristokratie" im Herrenhause

in seiner parlamentarischen Fassung kennen gelernt, ohne gerade vom Leuchten und Glanz geblendet zu sein, so mag dies seinen Grund darin finden, daß der vornehmen Gesellschaft in diesen politisch-geschäftlichen Räumen die schönere Hälfte fehlt: was ist „Gesellschaft" ohne die Damen!?

Souveräne Häuser am Hofe.

Am Geburtstage des Kaisers sammelt sich in Berlin eine deutsche Fürstengesellschaft, eine Vereinigung von Kronenbürtigen, wie sie kein anderer Hof der Welt in dieser Zahl, mit diesen großen, von der Geschichte gehobenen Namen wohl wieder zusammen führen wird, wie hier um das Kaiserpaar von Deutschland, huldigend der Macht, aber mehr noch den persönlichen Eigenschaften, welche die Kaiserkrone von Deutschland verklären. Als regelmäßige Gäste kann man ansehen: den König von Sachsen, die Großherzöge von Baden, Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg, Weimar, die meisten Herzöge und Fürsten, nebst Gemahlinnen, Prinzen und Prinzessinnen. Einige wenige Höfe enthalten sich des Besuchs, einige Souveräne schicken das eine oder andere Mitglied ihres Hauses. Eine Reihe von Angehörigen deutscher, souveräner Häuser gehört ständig der Berliner Gesellschaft an. Sie residiren als Offiziere der Garde in Berlin oder Potsdam. Andere sind so häufig Gäste des Hofes und der Gesellschaft, daß sie als Elemente

derselben erscheinen. Die Bande naher Verwandtschaft mit dem Königshause muß natürlich den Verkehr mit demselben ganz besonders beleben und ein Verhältniß der Zugehörigkeit zum Berliner Hofe schaffen.

Das Herrscherpaar in Karlsruhe sucht das Elternhaus in Berlin mit der ganzen Anhänglichkeit treuer und liebender Kinder auf. Es steht ebenso geschwisterlich zum Kronprinzlichen Paare. Als der Großherzog Friedrich von Baden im Jahre 1856 sich mit der Prinzessin Luise von Preußen vermählte, stand er noch politisch im österreichischen Lager. Er hatte in dem jugendlichen Alter von 26 Jahren unter schwierigen Verhältnissen die Regierung seines Landes übernommen. Die Ausschreitungen, zu denen die liberalen Ideen bei einem Theil unreifer Politiker geführt hatten, mußten nach der Unterdrückung des Aufstandes naturgemäß zu einer Reaktion führen. So liberale Anschauungen der junge Prinz sich auch bei seinen Studien zu eigen gemacht hatte, er folgte der allgemeinen Strömung der deutschen Höfe und suchte die Sicherung seiner Regierung in einem festen Zusammengehen von Thron und Altar. Der italienische Krieg hatte die Ohnmacht Oesterreichs offen kundgegeben und andererseits die Eroberungslust Frankreichs gereizt. Deutschland mußte fürchten, das nächste Angriffsobjekt für Frankreich zu werden, und besaß weder in seiner politischen noch in seiner militärischen Organisation ein kräftiges Mittel zur Abwehr. Die Situation drängte zu einer einheitlichen Leitung der politischen und militärischen Angelegenheiten Deutschlands hin. Eine erste Bewegung

zu diesem Ziele zeigte sich in dem Fürstentage von Baden, bei welchem die versammelten deutschen Fürsten zwar beschlossen, keinen Fuß breit deutschen Landes an eine fremde Macht kommen zu lassen, bei welchem aber in Bezug auf alle inneren Angelegenheiten sich noch die alte Eifersucht und Mißgunst zeigte. Nur Baden machte auch in Bezug auf diesen Punkt eine ruhmvolle Ausnahme. Nachdem es mit der Aufhebung des Konkordats die nationale Fahne aufgepflanzt hatte, fand es auch seine alte Stellung im deutschen Reiche wieder. Der Großherzog und das ganze badische Volk waren bereit, sich der Führung Preußens anzuvertrauen und die Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat zu unterstützen. Zur Durchführung dieser Politik berief der Großherzog den Freiherrn von Roggenbach zum Minister, der den Austritt Oesterreichs aus dem Bunde als die nothwendige Bedingung der Verbesserung der politischen Lage Deutschlands erkannte und die Bildung eines engeren Bundes unter Preußens Führung anstrebte. Der Großherzog schloß sich diesen Bestrebungen aufs wärmste an. So ist das Familienband zwischen Berlin und Karlsruhe noch durch die Politik verstärkt worden. Großherzog Friedrich, der treffliche Gemahl „unserer Luise", steht bei den Berlinern so hoch, als der durch und durch nationale Fürst, der bei Beginn des Krieges mit Frankreich, obwohl sein Land unmittelbar bedroht erschien, keinen Augenblick schwankend über die Erfüllung der im Jahre 1866 dem König von Preußen zugesagten Heeresfolge war; der, als die vereinigten deutschen Waffen unter der glor-

reichen Führung des Königs Wilhelm von Sieg zu Sieg bis ins Herz Frankreichs vorgeschritten waren, am 15. November 1870 als der Erste unter den süddeutschen Fürsten den Vertrag zu Versailles über den nunmehrigen Zutritt Badens zu dem Norddeutschen Bunde abschloß, durch welchen Vertrag der entscheidende Schritt zur Errichtung des deutschen Reiches gethan wurde, der endlich, als nach dem Beitritt aller deutschen Fürsten die Gründung des Reiches vollendet und mit Anregung König Ludwig's von Bayern dem König von Preußen die deutsche Kaiserwürde entgegengebracht war, derjenige Fürst war, aus dessen Munde zuerst der Hochruf für den deutschen Kaiser ertönte.

Die großherzogliche Familie aus Karlsruhe gehört in Berlin zu den populärsten. Als es vor einigen Jahren, es war am Geburtstage des Kaisers, wieder eine glänzende Auffahrt in Galawagen vor dem Königspalast gab, fielen in einem der Wagen zwei sehr jugendliche Erscheinungen auf, die eine in glitzernder Uniform, die andere in schwarzer Civil-Kleidung. Auf die Frage eines aus der Mitte des Publikums, das der Auffahrt neugierig zuschaute, wer wohl die jungen Herren sein könnten, gab es von allen Seiten dieselbe Antwort: „Wer das nicht sieht, daß der in Uniform in „unser Haus" schlägt, und der jüngere seinem Vater aus den Augen geschnitten ist, der muß den Großherzog und die Großherzogin von Baden nicht kennen." Es waren die Enkelsöhne unseres Kaisers, der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm und sein jüngerer Bruder Ludwig.

Auch der Bruder des Großherzogs, den Berlinern als

Reichstagsabgeordneter bekannter geworden, ist häufiger Gast von Berlin. Alle Welt erkennt ihn an den bei Nuits an der Spitze seiner badischen Brigade empfangenen Wunden, die er als höchsten Ehrenschmuck trägt.

Am 22. März 1886 wurden die fürstlichen Herrschaften aus Baden schmerzlich vermißt. Sie saßen an jenem Tage, fern von Berlin, am Krankenbette des ältesten Sohnes, der sich erst im Jahre zuvor mit der Prinzessin Hilda von Nassau vermählt hatte. An Stelle der Eltern waren aber zwei andere Kinder anwesend, die Kronprinzessin von Schweden, Viktoria, mit ihrem Gemahl und Prinz Wilhelm Ludwig von Baden. Die badischen Herrschaften bewohnen in Berlin das niederländische Palais. Der frühere Besitzer desselben, Fürst zu Wied, der Gemahl der Fürstin Marie, einer Tochter des Prinzen Friedrich der Niederlande und der Schwester des Kaisers, Luise, hatte jenes Palais geerbt, und verkaufte es vor einigen Jahren an den Kaiser. Der Fürst zu Wied hat daselbst, so oft er nach Berlin kommt, sein Absteige-Quartier im Parterre-Geschoß. Einige historische Notizen über dieses interessante Haus mögen hier Platz finden. — Nr. 35 (Hôtel du Nord) und 36 (das Niederländische Palais) Unter den Linden (Nr. 37 ist das Palais des Kaisers) waren zwei dem General von Weiler gehörige Artilleriehäuser, welche 1753 ein Kriegsrath Schmidt niederreißen und auf deren Stelle zwei Wohnhäuser neu erbauen ließ. Nr. 36 besaß später der Minister von Görne und Kriegsrath Gravius, von welchem es der König kaufte und dem Grafen von der Mark gab. Hiernach

besaß es die Gräfin Lichtenau, deren Vermögen konfiszirt ward und dem Armenwesen zufiel. Im Jahre 1752 nach Dieterich's Rissen von A. Krüger erbaut, hatte es 1777 den von acht gekuppelten Säulen getragenen Balkon erhalten. Nach der Lichtenau ging es auf den Erbprinz von Oranien über und von diesem auf den Kaiser.

Es verlautete schon früher, daß der Erbprinz von Nassau, Bruder der jetzigen Erbgroßherzogin von Baden, geneigt sei, sich mit Preußen auf einen besseren Fuß zu setzen als dies bisher sein Vater, der 1866 depossedirte Herzog, gethan hat. Selbstverständlich hat er sich dieserhalb, wenn auch mit Mühe, der Zustimmung seines Vaters versichert. Er hat diese seine gute Absicht durch sein Erscheinen bei den Einzugsfeierlichkeiten in Karlsruhe bewiesen, die im September vorigen Jahres dem Erbprinzen von Baden und seiner Neuvermählten galten. Wie berichtet wird, war der Verkehr des Erbprinzen in dem fürstlichen Kreise ein durchaus unbefangener. Sein Entgegenkommen wurde aber namentlich auch durch die größte Liebenswürdigkeit des deutschen Kronprinzen erwidert. Beide Herren machten zusammen einen Ausflug nach Wolfach im Schwarzwald zur Besichtigung der Basilika von Albirsbach. Seither ist der Erbprinz in Berlin wiederholentlich aufgetaucht. — Eine andere Depossedirung von 1866 hat einen Schlußakt gefunden, wie er nicht versöhnlicher gedacht werden kann, nämlich in dem Herzensbunde, den der einstige Erbe des Thrones von Preußen und der deutschen Kaiserwürde, Prinz Wilhelm, mit einer Prinzessin aus dem Hause

Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg schloß. Im Jahre 1880 starb Herzog Friedrich VIII. Seitdem er sich 1866 in das Unvermeidliche gefügt hatte, lebte er als Privatmann in Gotha und (nach dem Verkauf von Dolzig) auf Schloß Primkenau in der Niederlausitz. Den deutsch-französischen Krieg machte er im Stabe des Kronprinzen von Preußen mit. Seitdem hatte er wenig von sich hören machen. Herzog Friedrich hinterließ als Witwe die Herzogin Adelheid (geb. 20. Juli 1835, vermählt 11. September 1856), eine Tochter des verstorbenen Fürsten Ernst von Hohenlohe-Langenburg, und aus der Ehe mit ihr fünf Kinder: die Prinzessinnen Auguste Viktoria, Karoline Mathilde, den Erbprinzen, jetzt Herzog Ernst Günther (geb. 11. August 1863), die Prinzessinnen Luise Sophie und Feodore. Die Ehen im preußischen Hause mit Prinzessinnen aus dem Hause Holstein der verschiedenen Linien sind weniger zahlreich, als die mit anderen nordischen Fürstenhäusern. Es kam durch die Verlobung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta Viktoria ein neues Wappenschild an den Stammbaum des brandenburg-preußischen Hauses. Am 1. Juni 1880 kam die Prinzessin mit ihrer Mutter, der Herzogin Adelheid von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, ihrer Schwester Karoline Mathilde, ihrem Bruder, dem Herzog Günther, und dem Oheim Prinzen Christian nach dem Neuen Palais zum Besuch. Bei der Verlobungsfeier am nächsten Tage erschien der Großvater, der Vater und Sohn in der Uniform des Ersten Garde-Regiments. Der Kronprinz hatte zu den preußischen

Ordenszeichen, wie er das immer bei Festlichkeiten in seiner Familie zu thun pflegt, das blaue Band des Hosenbandordens angelegt. Prinz Christian trug die Uniform eines englischen Generals. Der Herzog Günther erschien in der Uniform seiner neuen Charge à la suite des 2. Schlesischen Dragoner-Regiments Nr. 8.

Mit der Prinzessin Wilhelm sind der Berliner Gesellschaft zugleich ihre Verwandten zugeführt worden, die innerhalb derselben eine hervorragende Stellung einnehmen. Man sah dieselben mit dem Prinzen von Preußen in Primkenau versammelt, als im August 1884 Herzog Ernst Günther für großjährig erklärt wurde. Es trafen dort ein: Prinz und Prinzessin Christian zu Schleswig-Holstein mit ihren Söhnen, Prinzen Viktor und Albert, die Frau Herzogin Adelheid mit ihren Prinzessinnen-Töchtern Karoline, Mathilde, Luise, Sophie und Feodore; die Tanten des Herzogs, Prinzessin Amalie und Henriette, letztere mit ihrem Sohne aus der Ehe mit dem Geh. Medizinalrath Professor Dr. Esmarch. Außer der Linie Augustenburg erscheint auch die Linie Glücksburg am Hofe, wenigstens bemerkten wir am letzten Geburtstage des Kaisers den Herzog Friedrich Ferdinand und den Prinzen Albrecht von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg.

Es wird von Interesse sein, hier einige Notizen über die Herrschaft Primkenau, den Besitz des Hauses Schleswig, einzufügen.

Die Stadt Primkenau ist zwischen 1280 und 1290 von dem schlesischen Herzog Primislaus I. angelegt. Der-

selbe, mit seinem abgekürzten Kosenamen „Primko" genannt, ist ein Enkel Herzog Heinrichs II., des Frommen, jenes heldenhaften Fürsten, der in dem furchtbaren Kampfe gegen die asiatischen Barbaren, die Mongolen, am 9. April 1241 sein Leben opferte. Herzog Primislaus, der Gründer Primkenau's, wohin er deutsche Ansiedler aus Thüringen gezogen hatte, regierte 1273—1289, er fiel in der Schlacht bei Siewierz im Februar 1289. Seitdem hat die Herrschaft Primkenau häufig den Besitzer gewechselt. Im September 1853 brachte der Herzog Christian August von Schleswig-Holstein die Herrschaft käuflich an sich und arrondirte sie nach und nach auf 54,500 Morgen. Nach dem 1869 erfolgten Ableben des Herzogs trat sein Sohn, der Herzog Friedrich, die Erbschaft an, der in der Erkenntniß, daß die richtige Ausnutzung so großen Grundbesitzes, wie die Herrschaft Primkenau, nur in Verbindung mit Industrie zu erreichen ist, die Stärkefabrik Lauterbach neu erbaute und das Hüttenwerk Henriettenhütte vergrößerte. Seit dem Tode Herzog Friedrich's, 14. Januar 1880, hatten Herzogin Adelheid und Prinz Christian die Vormundschaft übernommen.

Drei Jahre früher als Prinz Wilhelm vermählte sich seine Schwester, Prinzessin Charlotte, dem Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen. Der Großvater desselben, Herzog Bernhard, hatte auch zu den Fürsten gehört, die sich der nationalen Erhebung Deutschlands widersetzten. Er legte die Regierung in Folge der Verwickelungen des Jahres 1866 am 20. September 1866 zu Gunsten des Erbprinzen Georg nieder. Durch seine Gegnerschaft gegen die

preußische Hegemonie, die ihn veranlaßte, als einer der Letzten damals mit Preußen seinen Frieden zu schließen, war diese Thronentsagung, bei der Gründung des Norddeutschen Bundes, eine nothwendige geworden. Seit 1866 war der Herzog aus der Zurückgezogenheit des Privatlebens in Meiningen und Altenstein nicht mehr hervorgetreten und ist vor Kurzem gestorben. Sein Enkel gehört nunmehr zur Familie derselben Dynastie, mit der der Großvater nicht Frieden schließen wollte. Er residirt jetzt in Charlottenburg und weiß durch glänzende Eigenschaften seinen Platz in der höchsten Gesellschaft auszufüllen.

Politisch hat Herzog Ernst von Gotha Anspruch darauf, neben dem Großherzog von Baden genannt zu werden; wenn er in seinen Ansichten über deutsche Politik zuweilen geschwankt hat, so muß ihm die Entschlossenheit dafür desto höher angerechnet werden, mit der er sich, als jede vermittelnde Thätigkeit zu Ende sein mußte, 1866 auf die rechte Seite stellte und zur glücklichen Entscheidung das Seinige beitrug. Vordem wollten die Deutschen ihr Land bei großen Schützenfesten einig singen und trinken, und wenn es nach den Schützen in Frankfurt am Main gegangen sein würde, so wäre Herzog Ernst von Koburg zum Kaiser gemacht worden. Der Herzog und Bismarck trugen im Uebrigen ein und dieselbe Uniform, jener war Chef und dieser Major à la suite. Man sieht, das Offizierkorps des siebenten Kürassierregiments repräsentirte damals große Gegensätze.

Herzog Ernst läßt sich, als der nahe Verwandte des

kronprinzlichen Paares und von alter Zeit her mit einzelnen Größen der Berliner Gesellschaft befreundet, noch ab und zu in der Hauptstadt sehen.

Im Februar 1884 wurde in vielen Kreisen mit großer Befriedigung bemerkt, wie überaus herzlich die Aufnahme war, welche dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha bei seinem Besuche am kaiserlichen Hofe zu Theil wurde. Es war das sicher das letzte Dementi aller jener grundlosen und thörichten Mittheilungen, welche einige Zeit in offenbar feindlicher Tendenz gegen den Herzog durch verschiedene Blätter die Runde machten. Auch jetzt hatten einige Zeitungen wieder sich bemüht, irrige Gerüchte in die Oeffentlichkeit zu bringen, so z. B. die Nachricht von einer einstündigen „Besprechung“ des Herzogs mit hohen Verwandten über angebliche Differenzen in dem herzoglichen Hause. Es wurde aufs Neue die Fabel aufgetischt, der Herzog von Edinburgh habe im vergangenen Herbst aus Verstimmung über gewisse Vorgänge auf dem Hofball zu Koburg diese Stadt plötzlich verlassen, und ferner, daß auf Wunsch des deutschen Kronprinzen jetzt auf neutralem Boden Vermittelungsversuche angestellt seien. Alles dies beruhte auf Erfindung. Der Herzog von Koburg hat von seinem Rechte als Souverän Gebrauch gemacht, wie dies jeder Hausherr in seinem Hause zu thun in der Lage ist und in gleichem Falle auch thut. Damit war die Angelegenheit erledigt und von „Vermittelungen“ oder dergleichen konnte keine Rede sein.

Zu den dem preußischen Hofe freundlich gesinnten

kleineren Höfen hat auch immer Oldenburg gehört. Die Vermählung des Erbgroßherzogs August von Oldenburg mit der Prinzessin Elisabeth, der zweiten Tochter des Prinzen Friedrich Karl, welche an ein und demselben Tage mit der Vermählung des Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen (18. Febr. 1878) stattfand, hat natürlich die Beziehung nur inniger gestalten können.

Das fürstliche und katholische Haus Hohenzollern, das seiner Regierung im Jahre 1849 zu Gunsten des Königs von Preußen entsagte, ist mit dem königlichen und evangelischen Hause immer sehr befreundet gewesen, ohne verwandt zu sein. Beide Familienzweige haben sich bereits seit mehr als vierhundert Jahren getrennt. Doch ist jetzt der König von Preußen das Haupt der ganzen Familie und die Prinzen des Fürstenhauses zählen zu den Prinzen vom Geblüte. Fürst Karl Anton ist seit Kurzem todt. Er war in den preußischen Staatsdienst getreten und nach Manteuffel Ministerpräsident, ein verfassungstreuer Mann, von freisinnigen Grundsätzen.

Der älteste Sohn des Fürsten Anton, der jetzige Fürst Leopold, dessen spanische Thronkandidatur 1870 der Vorwand zur französischen Kriegserklärung wurde, ist preußischer Generallieutenant, findet aber am Soldatenleben weniger Gefallen als an den Wissenschaften. Als sein jüngerer Bruder Anton bei Königgrätz fiel, war er Premierlieutenant. Er hat durch seine ernste Richtung, die er hauptsächlich der tüchtigen häuslichen Erziehung und der hohen Natur seiner Mutter, einer geborenen Prinzeß von Baden, verdankt, auf

seine Brüder stets großen Einfluß geübt. Der Reichthum des Vaters gestattete den Söhnen jeden Lebensgenuß, die Einfachheit ihrer Lebensart ist daher doppelt anzuerkennen, und gerade sie ist es, die nicht zum geringeren Theile durch Erbprinz Leopold's Vorbild ein charakteristischer Zug der Prinzen von Hohenzollern wurde. Mit dem Vater hat der Erbprinz ein und dieselbe politische Ansicht. Die fürstlich Hohenzollersche Familie ist gut liberal. Als der Krieg von 1866 sich einleitete, wurde Fürst Anton mit einer gewissen Demonstration bei Seite geschoben; die Treskow, Alvensleben und Roon wollten nichts von ihm wissen. Der Erbprinz Leopold nahm an dem Feldzug nicht Theil, was auch bemerkenswerth ist. Als die spanische Kandidatur auftauchte, wurde in Berlin aus liberalem Munde geäußert: „Ob er König wird, steht ja noch dahin, aber wird er's, so haben die Spanier nicht eine ganz schlechte Wahl getroffen.“ Der Erbprinz ist als ein Mann von streng konstitutionellen Grundsätzen der Ansicht, daß Jeder im Staate das Gesetz zu achten habe, der zufällig höher Gestellte mehr noch wie die Uebrigen, weil auf sein Beispiel viel ankomme.

Prinz Leopold hat sich nach dem Kriege noch viel in der Berliner Gesellschaft bewegt.

Sein jüngerer Bruder Karl, heute König von Rumänien, hat Berlin schon seit dem April 1866 verlassen, aber er ist schon wiederholt zum Besuche in der Kaiserstadt gewesen und alle Welt erkennt ihn wieder in der Uniform seines preußischen Dragoner-Regiments. Der Kopf des im besten Mannesalter stehenden Monarchen, mit dem ernstblickenden

Auge, dem sehr dunklen Teint und einem schönen schwarzen Vollbarte, gehört zu jenen, welche sich dem Gedächtnisse einprägen. Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm sind ihm besonders zugethan, und der Empfang des selten gewordenen Gastes ist stets ein sehr herzlicher. Als er im Jahre 1866 die Wahl als Fürst von Rumänien annahm, äußerte sich Fürst Bismarck einem Diplomaten gegenüber: „Man schiebt mir Vieles in die Schuhe, woran ich ganz unschuldig bin, und ich erfahre erst durch die Zeitungen, daß ich es sei, der an diesem oder jenem Ereignisse die Schuld trage. Andererseits rechnet man mir wieder Verdienste zu, die ich nicht habe. So hielt man es für ein Werk meiner Schlauheit, daß ich vor Beginn des Feldzuges gegen Oesterreich den Prinzen Karl von Hohenzollern auf den rumänischen Thron gebracht hätte. Und doch hatte ich daran einen sehr geringen Antheil. Der Prinz kam eines Tages zu mir, theilte mir zu meiner Ueberraschung mit, daß ihm von Seiten rumänischer Bojaren der Thron angeboten worden sei, und frug mich um meinen Rath. Nun, sagte ich, das ist ja immerhin ein hübsches Avancement für einen preußischen Lieutenant, und den Versuch könnten Sie wohl machen. Doch Rumänien ist ein sehr schwer regierbares Land mit halbasiatischen Zuständen. Vergessen Sie nicht, daß Sie ein Hohenzoller sind, der nur würdig handeln darf. Sehen Sie, daß Sie dort nicht nützlich wirken können, nun so gehen Sie wieder fort, aber wie ein Cusa lassen Sie sich nicht behandeln. Dann meinte der Prinz, er sei Offizier, und es bleibe ihm keine Zeit, Urlaub oder Ab-

schied regelrecht zu erbitten; er könnte als Deserteur behandelt werden. Dafür will ich bei Sr. Majestät die Verantwortung übernehmen, erwiderte ich. Dies war mein ganzer Antheil, den ich an der Sache nahm."

Prinz Friedrich, der jüngste der drei Brüder, ist längst Berliner geworden und steht dem königlichen Hause nicht bloß äußerlich nahe. Am 23. November 1879 traf er mit seiner jungen Gemahlin, einer geborenen Prinzessin von Thurn und Taxis, in Berlin zu bleibendem Aufenthalt ein. Zur Begrüßung der Prinzessin hat sich damals im Auftrage der Kaiserin der Ober-Zeremonienmeister Graf Stillfried-Alcantara auf dem Bahnhofe eingefunden. Von dort fuhr das hohe Paar in fürstlicher Equipage in das von dem Prinzen bereits vor längerer Zeit gemiethete und in gediegenstem Geschmacke ausgestattete Palais in der Wilhelmstraße Nr. 23. Das Innere der Einfahrt sowie die Absätze der Marmortreppe, welche zu den Wohn- und Festräumen im ersten Stocke führt, waren auf das Prächtigste mit blühenden Gewächsen und hohen Blattpflanzen dekorirt; der Schweizer und die übrige Dienerschaft paradirte in der Gala-Livree des Hohenzollernschen Hauses, kurz es war Alles geschehen, dem jungen Paar bei seiner Ankunft einen freundlichen Empfang zu bereiten. Am 21. Juli war das Paar nach voraufgegangenem standesamtlichen Akt in der katholischen Kirche St. Emeran zu Regensburg durch den dortigen Bischof im Beisein des königlich sächsischen Herrscherpaares getraut worden, hatte dann seine Hochzeitsreise angetreten, weilte zuerst auf Schloß „Hans" bei Regensburg,

dann in Tegernsee; von dort begaben sich sich nach Sigmaringen.

Auch die Familie des Fürsten Thurn und Taxis ist durch den Prinzen Friedrich Berlin näher gebracht worden. Den Fürsten Maximilian zu Thurn und Taxis, Bruder der Prinzessin von Hohenzollern, sieht man z. B. häufig in der Hauptstadt. Als der Kronprinz von Preußen im September 1884 in Regensburg war, erfreute er den Prinzen Maximilian mit einem längeren Besuche. Im Jahre darauf starb der junge Fürst im Alter von dreiundzwanzig Jahren. Er hatte mit aufrichtiger Verehrung zum Kronprinzen gehalten und aus seiner Freude, ihn während der Manöver von 1885 als Gast bei sich aufnehmen zu können, kein Hehl gemacht: „Diesmal wohnt er bei mir!“ hatte er noch im Mai freudestrahlend vom Kronprinzen gesagt.

In Mecklenburg-Schwerin wie im Ländchen Strelitz murrt Adel und Geistlichkeit, als wären es annektirte Lande. Berlin wird wie ein Herd der politischen Verpestung verabscheut und gemieden. Das Mekka der mecklenburgischen Gläubigen ist Rom. Zwar der Hof ist gut national gesinnt, die verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen sind alt. Die ehrwürdige Gestalt der 83jährigen Großherzogin Mutter, die sich in dem Kreise der Berliner Hofgesellschaft mit der Rüstigkeit ihres kaiserlichen Bruders bewegt, hat einen regen Verkehr zwischen dem Großstaat und Kleinstaat herzustellen verstanden. Eine Frau von seltener Festigkeit bei allen Schicksalsschlägen, hat sie es erleben müssen, daß ihr Gemahl und alle ihre Kinder

vor ihr ins Grab sanken. So steht die greise Fürstin am Abend ihres Lebens allein da, aber eine Schaar von Enkeln und Urenkeln sind ihr Trost und Stolz.

Am Berliner Hof bilden die Mitglieder des mecklenburgischen Herrscherhauses auch nach dem 1883 erfolgten Tode des Großherzogs Friedrich Franz II., der seinen Onkel Kaiser Wilhelm tief verehrte, noch ein sehr angesehenes Element der Gesellschaft. Nur Herzog Paul hat sich zurückgezogen. Es ist eine eigenthümliche Beobachtung, daß in Mecklenburg verhältnißmäßig viele Bekehrungen zur römisch-katholischen Kirche vorkommen. Solche Fälle wie der Uebertritt der bekannten Gräfin Hahn-Hahn sind selbst außerhalb des hohen Adels nicht vereinzelt. Der in Breslau gestorbene Schriftsteller Dr. Hager, ein hervorragendes Mitglied der Partei des Centrums und bis kurze Zeit vor seinem Tode Redakteur der bekannten ultramontanen Zeitung „Schlesische Volkszeitung", war ein geborener Mecklenburger und vor seinem 1875 geschehenen Uebertritt zum Katholizismus Lehrer am Gymnasium zu Schwerin, dann Prediger in einer mecklenburgischen Dorfpfarre. Es ist überhaupt eigenthümlich, wie viele konvertirte Mecklenburger hervorragende Stellungen in der katholischen Hierarchie einnehmen. So ist der bekannte Orden-Provinzial der Jesuiten für die beiden Erzherzogthümer Oesterreich „Pater Bülow" ein geborener Mecklenburger, ein Herr von Bülow, der früher daselbst das Gut Ehmkendorf bei Rostock besaß und cand. jur. war; ein anderer früherer mecklenburgischer Jurist und Gutsbesitzer in der Rostocker

Gegend, von Vogelsang, ist Chefredakteur der ultramontanen Wiener Zeitung „Das Vaterland“; der durch seine Bestrebungen in Tyrol bekannte Besitzer des Schlosses Fragsburg bei Meran, der ebenfalls früher dem Jesuitenorden angehörte und den Namen Pater Alvin dort annahm, ist ein Freiherr von Kettenburg aus der Gegend von Teterow; der jetzige Rektor der Universität Wien, Professor Massen, der so scharf gegen die deutschliberalen Bestrebungen der Wiener Studenten auftrat, lebte vor seinem Uebertritt zum Katholizismus als Advokat in Rostock. Nun sollte das Land es noch erleben, daß ein Prinz aus dem eigenen Regentenhause diesem Zuge folgte.

Der jetzige Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz III., geboren am 19. März 1851, ist mit der Großfürstin Anastasia, Tochter des Großfürsten Michael von Rußland, vermählt. Die Gesundheitsverhältnisse des Großherzogs werden nicht als günstig bezeichnet. Daher wurde die Vermählung des Prinzen Paul Friedrich, geboren am 19. September 1852, des zweiten Sohnes des verstorbenen Großherzogs, mit der katholischen Prinzessin Windischgrätz nicht gern gesehen. Auf Anordnung des Großherzogs mußte die Prinzessin ihr erstes Wochenbett im Schlosse zu Schwerin halten und das Kind evangelisch getauft werden. Als die zweite Entbindung bevorstand, begab sich das Herzogliche Paar nach Algier. Während Herzog Paul Friedrich von dort zur Beerdigung seines Vaters nach Schwerin reiste, wurde seine Gemahlin am 1. Mai von einer Prinzessin entbunden, welche sofort auf

Veranlassung der Schwester der Prinzessin, einer Gräfin Mocenigo von Venedig, die gleichfalls in Algier verweilte, von dem dortigen Erzbischof getauft wurde. Daß dies ohne den Willen des Herzogs und seiner Gemahlin geschehen sei, und daß Ersterer beabsichtige, eine Aenderung eintreten zu lassen, meldete die „Nordd. Allg. Zeitung", entgegen dem allgemein verbreiteten Gerüchte, der Herzog sei selbst zur katholischen Kirche übergetreten. Einen gewissen Abschluß erhielt diese Angelegenheit durch folgendes Ereigniß.

Am 1. November 1884 wurde eine großherzogliche Verordnung veröffentlicht, welche die Verzichtleistung des Herzogs Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin für sich und seine Nachkommenschaft auf die Rechte der Erbfolge enthielt; nur im Falle des Aussterbens seiner Brüder und deren Nachkommenschaft sollte das Erbrecht des Herzogs und seiner Nachkommenschaft wieder in Kraft treten, der Erbberechtigte aber nur unter der Bedingung, daß er zur protestantischen Kirche übertrete, successionsfähig sein. Die Ursache dieses Verzichts lag in der Thatsache, daß der Herzog sich nachträglich entschlossen hat, seine Kinder katholisch erziehen zu lassen. Ob er selbst schon zum Katholizismus übergetreten ist, darüber liegt nichts Authentisches vor.

Der Herzog Paul war bereits im April 1884 aus der preußischen Armee ausgeschieden. Der eigentliche Grund des Abschiedes war das eigentliche Versprechen des Herzogs Paul, seine Descendenz in der katholischen Religion zu erziehen, weil eine heute noch in Kraft stehende Kabinets-

Ordre Friedrich Wilhelm's IV. die Entlassung jedes evangelischen Offiziers aus dem Dienst anordnet, welcher sich durch eidliches Versprechen vor einem katholischen Priester zur Erziehung seiner Kinder im katholischen Glauben verpflichtet. Diese Kabinets-Ordre ist von Charlottenburg, 7. Juni 1853 datirt und lautet wie folgt:

„Ein Erlaß des Bischofs von Trier, welcher auf den Bestimmungen eines päpstlichen Breve beruhen soll, befiehlt bei Ehen gemischten Bekenntnisses dem evangelischen Bräutigam, in die Hände des Bischofs oder desjenigen seiner Pfarrer, den derselbe dazu designirt, einen Eid zu leisten, kraft dessen er gelobt, seine Kinder der römisch-katholischen Kirche zu weihen. Bei Verweigerung dieser Forderung ist die Ehe vom römisch-katholischen Standpunkte untersagt. Erfüllt er aber diese Forderung, so wird ihm als Lohn das Erscheinen vor dem Pfarrer an ungeweihtem Ort und die Erklärung des Entschlusses, eine Ehe eingehen zu wollen, gestattet, die Einsegnung dieser Ehe dennoch verweigert. Dies veranlaßt Mich, hierdurch zu erklären, daß Ich jeden Offizier meiner Armee, der den geforderten, den Namen wie das evangelische Bekenntniß entwürdigenden Schritt unternimmt, sogleich aus Meinem Heeresdienste entlassen werde.“

Die Verlobung des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin mit der Herzogin Elisabeth zu Sachsen hat in den Kreisen der Berliner Gesellschaft freudig überrascht. Gehen jeder andern fürstlichen Verlobung gewisse Andeutungen oder auch Symptome voraus, so erschien

diese ganz unvorbereitet. Als der Herzog sich nach dem Süden begab, wußte man wohl, daß er den Großherzog und die Großherzogin in Cannes besuchen würde, aber nichts verlautete davon, daß diese seine Reise eine Bräutigamsfahrt sein würde. Der Herzog ist eine in hiesigen Gesellschaftskreisen äußerst beliebte Persönlichkeit. Die Urbanität seines Wesens, die vornehme Einfachheit seiner Person wie seine tadellose Lebensführung haben ihm viele Freunde und hohe Achtung erworben. In der Prinzessin Braut, der Nichte unserer Kaiserin, findet er eine sehr würdige Lebensgefährtin. Ueber die hohe Gesinnung ihres Herzens, über den ernsten idealen Zug ihres Geistes, über ihre umfassende Bildung ist nur eine Stimme sowohl in den Kreisen Weimars, die der Prinzessin von Jugend an nahe standen, als auch in der Bevölkerung der Residenz an der Ilm. Namentlich in Mecklenburg ist die Nachricht von der Verlobung mit freudiger Genugthuung aufgenommen worden. Der Bräutigam ist eine im Lande populäre Persönlichkeit und eine Vertretung des Großherzoglichen Paares, dessen Abwesenheit von der Residenz während eines großen Theiles des Jahres durch den Gesundheitszustand des Großherzogs bedingt ist; eine Vertretung durch ein fürstliches Paar aus der Familie hatte schon längst in den Wünschen der Bevölkerung nicht nur der Residenzstadt Schwerin, sondern des ganzen Landes gelegen.

Das großherzogliche Haus Hessen ist am Berliner Hofe meist durch den Prinzen Heinrich vertreten, den Bruder des Großherzogs. Er hat lange in Berlin gelebt als

Kommandeur des 2. Garde-Ulanen-Regiments und ist in der Berliner Gesellschaft eine so altbekannte als sympathische Erscheinung. An seinen Namen knüpft sich für die Berliner eine patriotische Erinnerung. Der 31. Juli 1870 war der Tag, an welchem der König zur Armee abgehen sollte. Es war derselbe, an welchem auch der Aufruf an das Volk veröffentlicht wurde und an allen Anschlagsäulen zu lesen war. Von früh an umstanden schon große Volksmassen das königliche Palais und riefen ihrem König, so oft er sich nur an den Fenstern sehen ließ, ihr Hurrah! zu. Mittags holte das 2. Garde-Ulanen-Regiment seine Standarte aus dem Palais und der König trat bei dieser Gelegenheit auf die Rampe, um die Eskadron vorbeimarschiren zu lassen. Als der Kommandeur des Regiments, Prinz Heinrich von Hessen, an der Rampe vorübertritt, reichte ihm der König die Hand über die Rampe herunter, welche der Prinz ergriff und küßte. Bei diesem Anblick, der so recht ausdrückte, was alle Welt fühlte: — Abschied und Hoffnung auf Wiedersehn, — Trennung und ungewisser Blick in die Zukunft, — Herablassung und Ehrfurcht, — brach das Volk in hellen Jubel aus und blieb bis zum Augenblick der Abreise in dieser begeisterten Stimmung.

Auch der jüngere Bruder des Prinzen Heinrich, Prinz Wilhelm von Hessen, kommt zuweilen nach Berlin. Großherzog Ludwig erschien mit seinen beiden Töchtern, den Prinzessinnen Viktoria und Elisabeth, zur Feier der silbernen Hochzeit seines Schwagers, unseres Kronprinzen. Auf dem berühmten Kostümfest, welches den Glanzpunkt jener Feier

bildete, wirkten auch die beiden genannten jungen Prinzessinnen mit. Im Jahre darauf fand die Hochzeit der Prinzessin Viktoria von Hessen mit dem Prinzen Ludwig von Battenberg und diejenige ihrer Schwester, der Prinzessin Elisabeth, mit dem Großfürsten Sergius von Rußland statt. Die Battenbergs, bekanntlich Neffen des Großherzogs, haben als Offiziere der preußischen Armee in den Berliner Hofkreisen lange gelebt. Bei der Geburtstagsfeier des Kaisers im Jahre 1880 erschien der Vater, Alexander von Hessen, der in der österreichischen Armee gedient hat, mit seinem Sohne, dem Prinzen Ludwig, der die Uniform eines Offiziers der englischen Marine trug. Ludwig's jüngerer Bruder, Alexander, war damals bereits zum Fürsten von Bulgarien erwählt. Er war Sekonde-Lieutenant im Regiment Gardes du Corps in Potsdam. Als er wegen der Annahme des bulgarischen Thrones schwankte, sagte ihm Fürst Bismarck: „Nehmen Sie an! Es wird immerhin eine angenehme Erinnerung für Sie sein."

Fürst Alexander, heute entthront, hat sich als ein ebenso energischer als selbständiger und politisch kluger Staatsmann erwiesen und zu diesem Ruhme den des Kriegsführers gefügt; er hat das Herz aller Edelgesinnten in Deutschland im Sturme gewonnen. Die Bulgaren wurden einst unter dem türkischen Joche als eine ganz verkommene unkriegerische Rasse geschildert. Sie haben sich schon im Kriege von 1877 jenseits des Balkan und im Schipkapaß tapfer geschlagen und ihr Blut stromweise vergossen. Jetzt hatten sie am eigenen Monarchen auch noch den als Vorbild

voranleuchtenden und den echten Soldatengeist ihnen einflößenden Führer gefunden. — Die Berliner Lieutenants auf den Thronen der Balkanhalbinsel machen ihrem Vaterlande durchaus Ehre. König Karl und Fürst Alexander haben seitdem wiederholt Berlin besucht und in der Berliner Gesellschaft die schmeichelhaftesten Huldigungen gefunden. Fürst Alexander war im Mai 1884 in Berlin, er stattete auch dem Fürsten Bismarck einen Besuch ab, wobei letzterer selber sich der Worte erinnerte, die er gegen den Fürsten vor der Annahme der Krone gesprochen hatte.

Im Anfang des Jahres 1885 gab die Heirath des Prinzen Heinrich von Battenberg, eines jüngern Bruders Alexanders, mit der Prinzessin Beatrice von England Anlaß zu allerlei politischen Kombinationen, die den Fürsten Alexander betrafen. Man sprach von der Fühlung, die dieser mit England gegen Rußland suche, und stellte den politischen Gegensatz des Fürsten Alexander gegen die kaiserlich-russische Dynastie in ein überaus grelles Licht. Wir haben es hier nicht mit den Protesten zu thun, welche dagegen in den diplomatischen Kreisen Berlin's erhoben wurden. Wir wollen nur einen Punkt hervorheben, der Familienverhältnisse betrifft. Die Mutter des Fürsten Alexander ist die Tochter des ehemaligen polnischen Kriegsministers Grafen Moritz von Hauke, die bei ihrer Vermählung zur Prinzessin von Battenberg erhoben wurde. Man hat nun den unter dem Namen Bozak in der polnischen Revolutions-Geschichte von 1863 bekannt gewordenen Grafen Josef Hauke als Bruder der Fürstin von Batten-

berg bezeichnet und von fortdauernden polnischen Beziehungen der fürstlichen Familie gesprochen. Graf Josef war aber nicht Bruder, sondern Vetter der genannten hohen Dame und lange vor seiner Betheiligung an dem Aufstande 1863/1864 der „verlorene Sohn" der Familie. In Rußland erzogen, mußte dieser bei Ausbruch des Orientkrieges von 1853 den Abschied aus dem Leibgarde-Husaren-Regiment nehmen, weil er eben damals in demonstrativer Weise einen Urlaub ins Ausland nachgesucht hatte. Unter Kaiser Alexander II. reaktivirt, dem Kriegsminister beigegeben, zum Rittmeister und Oberstlieutenant in der Kaukasus-Armee befördert, mit einem Ehrensäbel „für Tapferkeit" ausgezeichnet und zum kaiserlichen Flügeladjutanten designirt, mußte Graf Hauke wegen intimer Beziehungen zu polnischen Revolutionsmännern 1862 zum zweiten Male den Abschied nehmen. Während des Aufstandes befehligte er unter dem Titel eines Woiwoden von Sandamin eine Bande, die bei Opatowo (23. Februar 1863) geschlagen wurde und nach deren Vernichtung er sich in Paris niederließ, um 1870 französische Dienste zu nehmen. Er fiel im Januar 1871 vor Dijon. Eine eigentliche Rolle hat Hauke auch unter den Aufständischen nie gespielt, auch nie Beweise besonderen Vertrauens derselben erhalten. Nicht wegen seines Namens, sondern auf Grund einer Czartoryski'schen Empfehlung erhielt er ein untergeordnetes Kommando und auch das nur auf kurze Zeit. Mit seiner Familie war Graf Josef vollständig zerfallen, da diese bereits im Jahre 1830 auf die russische Seite getreten und derselben unent-

wegt treu geblieben war. Nie ist auch nur das Geringste über Verbindungen des Hauses Battenberg mit dem Grafen Josef oder anderen irgendwie an polnischen Unternehmungen betheiligten Mitgliedern der Warschauer Aristokratie oder der Emigration von authentischer Seite bekannt geworden.

Die Streichung des Fürsten Alexander von Bulgarien aus den Listen der russischen Armee, welche nach Ausbruch des Serbischen Krieges erfolgte, hatte die Familie des Fürsten ungemein peinlich berührt; es war das leicht begreiflich, wenn man sich zurückruft, in welchem intimen persönlichen Freundschaftsverhältniß Kaiser Alexander II. mit seinem Schwager, dem Prinzen Alexander von Hessen, dem Vater des bulgarischen Fürsten, stand. Auch die Kaiserin stand ihrem Lieblingsbruder, dem Prinzen Alexander, ganz besonders nahe. Es wurde daran erinnert, daß zu der Zeit, als Kaiser Alexander II. ein häufiger Gast auf Schloß Heiligenberg bei Jngenheim, dem Landsitz des Prinzen Alexander, war, und in der Begleitung seines Vaters der damalige Großfürst Alexander sich gleichfalls daselbst befand, derselbe sich gegen seine Vettern, die Prinzen von Battenberg, in einer Weise ablehnend verhielt, die nicht unbemerkt bleiben konnte. Auch später hatte der russische Kaiser keinen Zweifel daran gelassen, daß seine Sympathien in Bezug auf die Battenberg'sche Familie nicht die gleichen wie die seines Vaters waren. Von Seiten des Fürsten Alexander von Bulgarien wurde die Maßregel, welche ihn aus der russischen Armeeliste strich, lediglich mit Schweigen beantwortet. Mit welchem Stolze und welcher landsmännischen

Befriedigung man in Darmstadt und Berlin die Thaten des Fürsten Alexander verfolgte, bedarf keiner weiteren Darlegung. An der Seite des Fürsten kämpften außer seinem Bruder, dem Prinzen Franz Josef, noch einige Hessen, die zu der militärischen Umgebung des Fürsten gehörten. Die Spenden für die bulgarischen Verwundeten gingen in großen Beträgen ein, Sendungen wurden unausgesetzt befördert und jeder neue Sieg der bulgarischen Fahnen, welche den hessischen Löwen im Wappen trugen, wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt.

Der letzte Kurfürst aus dem Hause Hessen und der letzte deutsche Kurfürst überhaupt wurde vor einigen Jahren in Kassel zu Grabe getragen. Seine Kinder aus der Ehe mit Gertrud Fürstin von Hanau, Gräfin von Schaumburg, führen den Titel Prinzen von Hanau. Sie sind außer jeder Beziehung zum Berliner Hofe. Ihre Mutter, die dem Kurfürsten in morganatischer Ehe angetraut, war ein geborenes Fräulein Falkenstein aus Bonn, das sich mit dem preußischen Lieutenant Lehmann verheirathet hatte. Auf Wunsch des Kurfürsten Friedrich Wilhelm wurde diese Ehe gelöst und die geschiedene Frau Lehmann trat nun vom Katholizismus zum Protestantismus über, um so das letzte Hinderniß für die Verbindung mit dem hessischen Kurfürsten zu beseitigen. Es dauerte nicht lange und der Kurfürst erhob die morganatische Gemahlin in den Grafen- und kurz darauf unter dem Titel einer Fürstin von Hanau in den Fürstenstand. Die Kinder der neuen Fürstin aus erster Ehe aber wurden als Herren von Scholley in den Adel-

stand erhoben und traten meistentheils in den österreichischen Militärdienst.

Man kann von Kurfürst Friedrich Wilhelm sagen: er hatte seinen guten und seinen bösen Engel. Sein guter Engel war seine Mutter Auguste, eine geborene Prinzeß von Preußen, deren Andenken in den Hessenlanden ein gesegnetes ist und ein dauerndes bleiben wird. Sein böser Engel aber war die Fürstin Gertrud, die ihren ganzen Einfluß aufbot, um den Kurfürsten zu Oesterreich hinüber zu ziehen, die ihn durch dieses Hinneigen zu Oesterreich um sein Kurfürstenthum brachte. Die Fürstin von Hanau hoffte nämlich, wie man sich erzählte, durch Oesterreich die Nachfolge ihrer Kinder aus zweiter Ehe, der Prinzen und Prinzessin von Hanau, auf dem hessischen Thron zu erwirken.

Größere Gegensätze, als das Leben am hessischen Hofe und dasjenige am preußischen, lassen sich wohl kaum denken! In Berlin Verehrung für die Herrscherfamilie in allen Kreisen, besonders aber in den hohen Beamtenkreisen, in den dem Hofe nahestehenden Schichten; in Kassel dagegen, bei aller angestammten Pietät vor dem Hause Hessen, doch eine Abneigung der gesinnungstüchtigeren Elemente, die sich selbst im öffentlichen Leben kundgab. Kam der Kurfürst in seiner mit sechs Isabellen bespannten Kalesche von Wilhelmshöhe nach dem Stadtschloß gefahren, so retirirten die höheren Angestellten in die Hausflure, um den ungeliebten Monarchen nicht grüßen zu müssen. Als in Frankfurt beim Fürstentag die Fürstenauffahrt auf dem Römer vor sich ging und das

herrliche Gespann des Kurfürsten auffuhr, glaubte die Menge, es sei Franz Joseph „der Kaiser“. Die kostbaren Teppiche wurden aus dem Römer gerollt, und die Musikchöre intonirten „Gott erhalte Franz den Kaiser“. Erst zu spät, sagte der Frankfurter Witz, merkte man, daß es der war, „den Gott net erhalte sollt'!“ Ein Frankfurter Antiquar aber hatte des Kurfürsten Bild ausgehängt im Schaufenster, beobachtete in seiner Thür das schaulustige Publikum und brach endlich, als Niemand kam das Bild zu kaufen, in die unmuthigen Worte aus: „Hängen sehen möcht' ihn Jeder, aber kaufen Keiner“.

Als einst der Kurfürst im Frankfurter Theater, seiner Gewohnheit nach, laut während der Vorstellung sprach, bekam er von den Bürgern der damals noch „freien Stadt“ so unangenehme Dinge zu hören, daß er lange Jahre hindurch Frankfurter Boden nicht wieder betrat. Diese Scene spielte sich in demselben Theater ab, in dem Lola Montez den König Ludwig von Bayern zu ihren Füßen sah.

In diesem Buche, das sich mit dem lichtvollen Hohenzollernhofe beschäftigt, müssen wir nur noch einige Mitglieder der Nebenlinien des Kurhauses Hessen erwähnen, die mit der preußischen Königsfamilie in Berührung kamen.

Im Jahre 1884 starb Landgraf Friedrich Wilhelm von Hessen, der mit einer Tochter des Prinzen Karl von Preußen vermählt war. Die Landgräfin Anna lebt noch, ist jetzt fünfzig Jahre alt und Mutter des Landgrafen Friedrich Wilhelm, sowie des Prinzen Friedrich Karl, welche Beide als Offiziere der preußischen Armee

öfters in Berlin erscheinen. Den Vater hielten lange politische Gründe fern von der preußischen Hauptstadt, an der die Prinzessin Anna mit dem ganzen Heimathsgefühl einer Berlinerin hing. Es ist wenig bekannt, daß Prinzessin Anna und unser gegenwärtiger Kronprinz in zarter Jugend sich herzlich zugethan waren. Die nahe Verwandtschaft mag wohl verhindert haben, daß diese Neigung durch einen Bund fürs Leben besiegelt wurde. Bald nach der Lösung dieser Beziehungen erfolgte die Verheirathung der Prinzessin Anna mit Landgraf Friedrich (1853), dem sie fünf Kinder schenkte. Ihre sieben Jahre ältere Schwester Luise hat den Kelch unglücklicher Liebe schmerzlicher auskosten müssen. Sie hatte ihr Herz an den gleichaltrigen Kronprinzen Oskar von Schweden, den heutigen König, gehängt, der ihre Liebe mit gleicher Leidenschaft erwiderte. Vertraute der Prinzessin fragten bereits bei ihr an, ob man zur Verlobung gratuliren dürfe. Die Politik soll dem Herzensbunde entgegengetreten sein. Die Gesundheit der Prinzessin Luise, von seelischen Schmerzen erschüttert, bedurfte in Italien der Erholung. Die Prinzessin — von ihrer damaligen Umgebung übrigens als die liebenswürdigste junge Dame und als das leibliche und geistige Ebenbild ihrer Großmutter, der Königin Luise, geschildert, ging nur mit großem Widerstreben und kehrte kaum gekräftigt zurück. In Berlin machte sie dann die Bekanntschaft des ebenfalls gleichaltrigen Landgrafen Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld. Ihr lebhaftes Temperament fühlte sich von den ihr leidenschaftlich entgegengebrachten Huldigungen des Land-

grafen angezogen, die Prinzessin rühmte gegen ihre Vertrauten die liebenswürdigen Eigenschaften desselben und zeigte gern seine Photographie, mit einigem Stolze seine Schönheit hervorhebend. Im Juni 1854 wurde die Vermählung gefeiert. Bald nachher erkrankte der Landgraf gefährlich, ein Nervenfieber befiel ihn. Es kamen schwere Tage für die junge Gemahlin, sie verstrichen an seinem Krankenbette zwischen Furcht und Hoffnung für das Leben. Der Leidende genas, und in das häusliche Leben schien das ganze Glück der jungen Ehe ungetrübt zurückzukehren. Es sollte nicht von langer Dauer sein. Die Prinzessin Luise bewahrte ihrem Gatten dieselbe treue Liebe, — sie stieß aber bald auf Kälte und Abneigung. Zwischen Beide hatte sich ein fremdes Wesen, eine Dame des Hofes, gedrängt, der bald die ausschließliche Hinneigung des Landgrafen angehörte. Monbijou, wo Landgraf Alexis und Landgräfin Luise residirten, wurde die Stätte trauriger Auftritte, die auch durch finanzielle Verhältnisse hervorgerufen sein sollen. Eines Abends suchte die Landgräfin Luise ihren Schmerz durch Musik zu lindern. Sie hatte die Lichter am Klavier angezündet, als der Landgraf in das Zimmer trat, auf das Instrument zuging und die Lichter mit den Worten ausblies: „Du kannst im Dunkeln oder am Tage spielen und singen, für besondere Lichter haben wir kein Geld.“ — Es werden noch manche andere, ähnliche Scenen erzählt, zur Charakterisirung der Situation genügt die eine. Im Jahre 1861 erfolgte die Scheidung der kinderlosen Ehe. Landgräfin Luise ist eine alte Freundin

der Königin Olga von Württemberg, in deren Nähe sie oft weilt.

Württemberg läßt sich am Berliner Hofe durch den Prinzen Wilhelm vertreten, Rittmeister à la suite des Garde-Husaren-Regiments, Sohn eines Cousins des Königs Karl. Die Königin Olga hat dem Berliner Hofe immer sehr fern gestanden. Prinz August von Württemberg, ebenfalls ein Vetter des Königs Karl, der vor einem Jahre verstorben ist, war von seiner Jugend an durch und durch Preuße und Berliner geworden. Er war zuletzt General der Kavallerie und kommandirender General der Garde. Herzliche Sympathie verband den Kaiser mit dem Prinzen, der so lange und so ehrenvoll dem preußischen Staate gedient und in der Schlacht von St. Privat am 18. August 1870 sich blutige Lorbeeren erworben hatte. In unserer Stadt war er, ganz abgesehen von seinem fürstlichen Range, eine der Bürgerschaft werthe und populäre Persönlichkeit. Viele Züge aus seinem Privatleben, die von Mund zu Mund gingen, bewiesen die Güte und die Freundlichkeit seines Herzens. Die innige Verbindung, in der sich gerade Berlin zu seinem Königshause fühlt und weiß, erstreckte sich auch auf den Prinzen August von Württemberg.

Nur wenigen Lesern dürfte es bekannt sein, daß das Haus Hollmannstraße 16 in Berlin alltäglich den Besuch eines Verwandten unseres Königshauses empfing, und daß sich an dasselbe interessante historische Erinnerungen knüpfen. Prinz August von Württemberg war es, der jeden Nach-

mittag in der fünften Stunde hier vorfuhr, um die in dem genannten Hause wohnenden Verwandten seiner verstorbenen Gemahlin und vor Allem seine noch sehr jugendliche Tochter zu besuchen. Das einstöckige, überaus freundliche Häuschen, über dessen Giebel die Bäume des dahinter liegenden parkähnlichen Gartens hinwegragen, war ehedem im Besitz des Stadtältesten Hollmann, nach welchem die früher „Husarenstraße“ genannte Straße ihren heutigen Namen führt. Vor ungefähr sechzig Jahren gelangte das Haus durch Kauf an die Frau Rentiere Bethge, deren drei durch Schönheit ausgezeichnete Töchter sich der Bühne zu widmen gedachten. Während die jüngste und älteste im Laufe der Zeit eine ansehnliche Stellung am hiesigen königlichen Ballet gewonnen, wurde die mittlere Tochter Marie, die sich dem Schauspiel zugewandt, durch die Bekanntschaft mit dem Prinzen August von Württemberg von der Fortsetzung ihres Berufes abgehalten. Der Prinz, den aufrichtige Liebe zu diesem Schritt geführt, erlangte die königliche Bewilligung zu einer Eheschließung, und Marie Bethge wurde ihm als Frau von Wardenberg angetraut. Im Jahre 1869 wurde die überaus glückliche Ehe durch den Tod getrennt; die sterblichen Reste der prinzlichen Gemahlin ruhen auf dem Jerusalemer Kirchhof in der Belle-Alliancestraße. „Hier ruhet in Gott Frau Maria von Wardenberg geb. Bethge. Gest. den 6. Februar 1869“, so liest man auf der eisernen Gedenktafel des vom Prinzen August errichteten einfach würdigen Erbbegräbnisses. Die dieser Ehe entsprossene Tochter, die spätere Frau Hauptmann von Schenck, wohnte

in dem Hause Hollmannstraße 16, dessen Besitzerin sie war. Mit ihr bewohnten das Haus ihre beiden Tanten, die pensionirten königlichen Tänzerinnen Fräulein H. und A. Bethge, und ihre hochbetagte Großmutter, Frau Rentiere Bethge. Unter den Genannten weilte nun täglich Prinz August von Württemberg; nur kurze Zeit während des Sommers wurden diese Besuche ausgesetzt, denn dann weilte der Prinz auf seiner Besitzung im Harz, wohin ihm seine Tochter, an der er mit zärtlicher Liebe hing, zu folgen pflegte. Hier aber, im Garten in der Hollmannstraße, fühlte sich der Prinz am wohlsten, hier tauschte er mit seinen Verwandten Erinnerungen aus, deren Mittelpunkt die früh geschiedene Gattin bildete, und erst in später Abendstunde kam die Equipage des Prinzen mit den in blaue Livreen gekleideten Dienern, um den hohen Herrn seinem Heim in der Wilhelmstraße wieder zuzuführen.

Da wir gerade von der Hollmannstraße erzählten, sei hier bemerkt, daß geradeüber vom Hause Hollmannstraße 16, der Wohnung der Frau von Wardenberg, der Soltmann'sche Garten liegt, der erste öffentliche Kurgarten Berlins, wo bis Ausgang der fünfziger Jahre die vornehme Gesellschaft verkehrte, um Mineralwasser zu trinken, und wo einst auch eine Henriette Sonntag, spätere Gräfin Rossi, unter anderen berühmten Persönlichkeiten gewandelt. Sie schließen ein gut Stück Berliner Geschichte, und kein uninteressantes, in sich — die beiden Häuser in der Hollmannstraße.

König Ludwig von Bayern, dessen tragisches Ende soeben die Welt erschüttert hat, besuchte Berlin so

wenig wie andere Höfe. Seine Mutter ist eine preußische Prinzessin. Das Haus Hohenzollern hat, seitdem die Kurfürsten von Brandenburg die Lehre Luther's annahmen, außerhalb Deutschlands an einen römisch-katholischen Hof niemals eine Prinzessin fortgegeben und nie da sich geholt. Es kamen für seine Vermählungspläne immer nur die englische Königsfamilie, sowie die Oranier und Wasas in Betracht. Mit Rußland ist einmal eine Ausnahme gemacht. Charlotte, Tochter Friedrich Wilhelm's III., vermählte sich dem Kaiser Nikolaus und nahm die griechisch-katholische Konfession an. Friedrich der Große trug trotz seiner freireligiösen Ansichten doch Bedenken, in einen Religionswechsel seiner Schwestern zum Zweck der Vermählung mit andersgläubigen Thronerben zu willigen, daher er die Bewerbung des französischen Dauphin um die Prinzessin Amalie, und die der Kaiserin Elisabeth von Rußland für den Zarewitsch, den nachmaligen Peter III., um die Hand Ulrike Eleonorens ablehnte. Innerhalb Deutschlands hat zwischen Preußen und Bayern die Heirathspolitik das konfessionelle Hinderniß nicht gelten lassen, doch ohne Konfessionswechsel auf preußischer Seite. Doch hat die Mutter Ludwig's II. noch in ihren letzten Jahren sich zum Katholizismus bekehren lassen, womit am unzufriedensten der eigene Sohn gewesen sein soll. Zur silbernen Hochzeit unseres Kronprinzen kam auch der junge Prinz Arnulf von Bayern nach Berlin, ein Vetter des Königs, Sohn Luitpold's. Ein häufigerer Gast am Berliner Hofe ist in der letzteren Zeit Herzog Max Emanuel in Bayern aus der ehemals Pfalz-Zweibrücken-

Birkenfeldischen Linie, seitdem er nämlich nach Hannover zur dortigen Reitschule kommandirt worden ist.

Die Planeten, welche sich um den Berliner Hof als um ihre Sonne bewegen, sind, von Baden abgesehen, vorzugsweise nordische. Anhalt, Weimar, die beiden Schwarzburg führen angesehene Elemente der Berliner Gesellschaft zu. Auch der König von Sachsen erscheint mit seiner Gemahlin und anderen Mitgliedern des königlich sächsischen Hauses bei besonderen Anlässen in Berlin. Reuß j. L. sammt der Paragiatslinie Schleiz-Köstritz führen in großer Anzahl Angehörige der preußischen Armee und dem preußischen Staatsdienst zu. Fürst Heinrich XIV. weilt gern am Berliner Hofe, wie auch der Erbprinz Heinrich XXVII. Reuß ä. L. verhält sich zu Berlin polarisch, wie der verstorbene Herzog von Braunschweig und Mecklenburg-Strelitz. Doch ist letzteres durch den Erbprinzen und die Erbprinzessin am Berliner Hofe vertreten. Reuß ä. L. ist der Fürstin Karoline, die sich 1866 so kriegerisch bemerkbar machte, treu geblieben. Die arme Dame war schon früher dem Kladderadatsch verfallen, sie hatte, um die zur Aussteuer einer Prinzessin erforderlichen 3600 Thaler aufzubringen, eine Steuer aufgelegt. Diese Maßregel wurde von Seiten des Redakteurs Rückert in Koburg einer scharfen Kritik unterworfen. Die Fürstin erhob die Anklage, und der Redakteur wurde wegen Ehrverletzung zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt. Diese Thatsache wurde auch vom Kladderadatsch behandelt, und am 15. November 1864 erschien in dem Blatte ein Gedicht. „Ein patriarchalisches Geschichtchen“, das die

Affaire behandelte. Fürstin Karoline ließ nun auch den Kladderadatsch verklagen, und wegen verstärkter Böswilligkeit wurden dem Redakteur fünf Wochen zuerkannt. Anklage, Prozeß, Appellation und Verurtheilung hatten etwa ein Jahr erfordert. Am 23. Oktober 1864, nachdem das Urtheil rechtskräftig geworden war, sprach sich der Redakteur Dohm im Kladderadatsch in glänzenden Versen über die Bestrafung aus, in denen es u. a. hieß:

Denn wenn ich schon fünf lange Wochen brumme,
Dafür hätt' ich — kaum wag' ich's mir zu gönnen —
Den schönsten Staatsminister ärgern können.

An demselben Tage traf der Kaiser Alexander zum Besuche des Königs Wilhelm in Berlin ein und wurde vom Ministerpräsidenten von Bismarck auf dem Bahnhofe empfangen. „Nun, wie geht's Ihnen, schönster Staatsminister?" fragte der Kaiser. Bismarck, über diese Anrede einigermaßen verwundert, antwortete etwas. Der Kaiser wiederholte unmittelbar darauf wieder: „Schönster Staatsminister." Da er nun Bismarck's Verwunderung von dessen Miene ablas, fügte er gleich die Frage hinzu: „Ist Ihnen denn der „Kladderadatsch" noch nicht zu Gesicht gekommen?" — „Noch nicht, Majestät." — „Den müssen Sie lesen! Er hat in seiner heutigen Nummer ein köstliches Gedicht." Und der Kaiser citirte aus dem Kopfe die oben mitgetheilten Verse. „Der schönste Staatsminister sind doch unbedingt Sie," fügte der Kaiser lächelnd hinzu. Kurze Zeit nach dem rechtskräftig gewordenen Urtheil trat Dohm seine Strafe in der Stadtvogtei an. Er hatte

etwa vier Wochen abgesessen, und es verblieben ihm also noch einige Tage, da brachte der „Kladderadatsch“ am 4. Dezember eine prächtige Karikatur von Wilhelm Scholz: unter dem Eisengeflecht einer riesigen Krinoline, die als „Krino-caro-line“ bezeichnet war, saß Dohm; seine Kollegen umstehen ihn voll Theilnahme. Am 7. Dezember war der Einzug der siegreichen Truppen aus Schleswig-Holstein, und am folgenden Tage hatte der Minister-Präsident von Bismarck Vortrag bei dem Könige. Der König, der nach der glänzenden soldatischen Feier in bester Stimmung war, hatte den „Kladderadatsch“ gesehen und sich über das Bild köstlich amüsirt. Der Minister-Präsident schlug Sr. Majestät vor, dem eingesperrten Redakteur die paar Tage zu erlassen, und der König ging auf diesen Vorschlag sofort ein. Bismarck schrieb nun stehenden Fußes einige Zeilen an Dohm und benachrichtigte seinen Kollegen Eulenburg, zu dessen Ressort die Angelegenheit gehörte, von dem Befehle Sr. Majestät. Die Freilassung wurde auf der Stelle vollzogen. Dohm erhielt alsbald den Brief Bismarck's und wurde durch die folgende Mittheilung freudig überrascht:

Berlin, den 8. Dezember 1864.

Euer Wohlgeboren benachrichtige ich, daß Se. Majestät der König soeben den Nachlaß der noch nicht abgelaufenen fünf Wochen vollzogen hat; das Amtliche erfolgt auf amtlichem Wege. Abgesehen von der gestrigen Feier, ist das hübsche Bild der letzten Nummer auf die Entschließung nicht ohne Einfluß geblieben. Darf ich eine persönliche

Bitte an diese Mittheilung knüpfen, so ist es die, die arme Karoline nun ruhen zu lassen. Mit vorzüglicher Hochachtung Euer Wohlgeboren ergebenster

von Bismarck.

* * *

Es gab einmal eine Zeit, in den siebziger Jahren, als das Reich noch in den Kinderschuhen stak, und in seiner neuen Herrlichkeit die Neugierde und Bewunderung der ganzen civilisirten und auch der uncivilisirten Welt erregte, in dieser Zeit wollte es in Berlin gar nicht leer werden von den unglaublichsten Fürstlichkeiten aus dem Morgenlande, dem fernen Osten und dem tropischen Afrika. Da sah der Berliner mit Stolz den Schah von Persien, der es bei seinen Rosen von Schiras doch viel besser hatte, unser Spree-Athen bewundern; da exercirte unsere Feuerwehr vor dem Vicekönig von Aegypten, und Prinzen von Japan und Siam gehörten zu den größten Alltäglichkeiten. — Das allzu „Natürliche" mancher dieser gar zu „fremden Herrscher", die mitunter Gardinen für Taschentücher hielten, mochte nun unserem Hofe, besonders nachdem der Reiz der Neuheit diesen „Majestäten" abgestreift war, doch mit der Zeit lästig werden, und als sich mal wieder ähnliche Gäste meldeten, wurde freundlich abgewinkt.

Aus Halbasien und Umgebung beehrte jüngsthin der Fürst der schwarzen Berge, Fürst Nikolaus von Montenegro, von Petersburg kommend, den Berliner Hof mit seinem Besuche. Er begab sich sofort nach dem

Kaiserhof, wo für ihn Quartier vorbereitet war. Der Fürst wurde auf dem Bahnhof durch den Kommandanten von Berlin, Generalmajor von Derenthal, und seinen ihm voraufgeeilten Hofmarschall empfangen. In der Begleitung des Fürsten befanden sich nur seine Adjutanten.

Fürst Nikolaus (geb. im Oktober 1841) macht den Eindruck eines Fünfzigers und ist eine außerordentlich eindrucksvolle Erscheinung. Auf der hohen, markigen Gestalt sitzt ein klug dreinschauender Kopf, das tief gebräunte Gesicht von schwarzem Bart umrahmt. Sein Wesen ist überaus einfach und gewinnend. Während seiner früheren, incognito erfolgten Durchreise nach Petersburg kaufte er sich auf dem Bahnhof seine Reiselektüre — französische Romane — selbst und benutzte die wenigen Stunden, die ihm die Zeit zwischen Ankunft des Pariser und Abfahrt des Petersburger Zuges ließ, zu einem Besuche des Opernhauses, in das ihn Baron von Korff begleitete. Als der Fürst dem Kaiser einen Besuch abstattete, hatte er dazu seine Staatsgewänder angelegt: hohe Lack-Stulpenstiefel, weißseidene Pluderhosen, ein kostbares seidenes Gewand aus weißer Seide mit blauem Ueberwurf und Stickerei, ebenso seidenem Gürtel für das Seitengewehr. Durch diese charakteristische Gewandung wurde der fesselnde Eindruck der ganzen Erscheinung noch gehoben. Der Fürst blieb nur kurze Zeit in der Reichshauptstadt.

Aus den Botschafter-Hôtels.

Graf Launay war schon als junger Sekretär in Berlin, als Graf Rossi mit seiner Gemahlin, Henriette Sontag, das damalige sardinische Königreich vertrat. Welche Wandlungen der italienischen und der deutschen Politik und der Beziehungen beider zu einander hat Graf Launay seitdem erlebt! Im Jahr 1860 gab es einen auswärtigen Minister in Berlin, der eine Depesche abfaßte, in welcher dem Grafen Cavour wegen der revolutionären Politik desselben, wegen der Annexion päpstlicher Gebietstheile, der Unterstützung des Zuges Garibaldi's nach Sizilien und Neapel u. s. w. von oben herab der Text gelesen und ihm die tugendhaftesten Vorhaltungen über die Nothwendigkeit gemacht wurden, nur „auf dem legalen Wege der Reform“ und „unter Respektirung der bestehenden Rechte“ das Einheitsbestreben des italienischen Volkes zu fördern; das gute Beispiel des damaligen preußischen Ministeriums — welches auf diesem Wege es bekanntlich zu dem großen Erfolge einer Militärkonvention mit Koburg-Gotha brachte — wurde dem Grafen Cavour selbstbewußt vorgehalten. Preußische Aristokraten schenkten dem durch Garibaldi entthronten König von Neapel einen Ehrenschild, fast zu derselben Zeit, wo italienische Generale nach Berlin reisten, um das Bündniß Preußens mit Italien vorzubereiten. Im Jahre 1866 waren Preußen und Italien Verbündete, im Jahre 1870 Feinde. Dann war das Verhältniß beider

Staaten längere Zeit hindurch ein wenig definirbares; die allgemeinen Sympathien, die man sich von beiden Seiten entgegenbrachte, hatten politisch wenig Greifbares. Es gilt unter italienischen Staatsmännern als besondere Weisheit, sich die freie Hand vollständig zu wahren. In Italien hat man indessen nach und nach die Einsicht gewonnen, daß man einer Politik der Isolirung zugesteuert war; mit Ernst und Nachdruck hat man eine neue Bahn eingeschlagen, welche der Stabilität aller Verhältnisse in Italien zu Gute kommen und dem politischen, wie dem materiellen Gedeihen des italienischen Staates eine verstärkte Grundlage geben wird.

Seit langen Jahren ist es der Botschafter am Berliner Hofe, Graf Launay, der mit Konsequenz und unbestreitbarem Geschick für diese Wendung thätig gewesen ist; er darf an dem jetzigen Erfolg der von ihm vertretenen Politik einen nicht minderen Antheil in Anspruch nehmen, wie der auswärtige Minister, Herr Mancini, der seinen Namen mit diesem bedeutungsvollen Ereigniß verknüpft hat. Es ist ebensowenig zweifelhaft, daß König Humbert mit aller Ueberzeugung zu der jetzt eingeschlagenen Politik steht. Der leitende deutsche Staatsmann hatte die Konsequenz und den Sinn der italienischen Politik nach Allem, was verlautete, seit 1866 und 1870 ziemlich skeptisch beurtheilt, seine Auffassung der Zustände Italiens war vor noch nicht langer Zeit eine nichts weniger als optimistische.

Unser Kaiser sieht in dem Grafen Launay nicht nur

den Vertreter einer befreundeten Macht, er sieht in ihm auch einen guten Bekannten von lange her.

Es war kein geringes Zeichen des Wohlwollens für den Botschafter des Königs von Italien, daß vor einigen Jahren der Kaiser den Ball, welchen der Botschafter und seine Gemahlin zu geben beabsichtigt hatten, wünschte aufgeschoben zu sehen, um auch mit Ihrer Majestät der Kaiserin auf dem Feste erscheinen zu können. Die Heiserkeit, von welcher der hohe Herr befallen war, war zwar gehoben, — der Kaiser hatte schon der ersten Vorstellung der Frau Lucca im Theater beigewohnt — eine Loge ist aber ein ruhiger, abgeschlossener Raum, dagegen ein Ball, eine Zahl von vierhundert Personen, die ganze Hofgesellschaft umfassend, die heißen Säle — die Pflichten der Courtoisie — ob der hohe Herr auch wohl am Abend des nun festgesetzten Tages in der Casa italiana in der Wilhelmstraße erscheinen würde, in derselben Wohnung, in welcher er früher gleichsam auf italienischem Boden der Gast des Kronprinzen und der Kronprinzessin von Italien, später des Königs Viktor Emanuel gewesen war, ob er in Anbetracht der Schonung seiner Gesundheit die Pflichten der Repräsentation nicht auf Ihre Majestät die Kaiserin und den Kronprinzen übertragen würde? Im Laufe des Nachmittags war in Bezug auf den Anzug für die den Ball besuchenden Offiziere Gala befohlen worden — ein Zeichen, daß der Kaiser kommen werde. Es gestaltete sich das Fest denn auch in der That durch die Gegenwart der Allerhöchsten Herrschaften zu einem überaus glänzenden.

Einige Zeit darauf (es war im Jahre 1880) erhielt Graf Launay von seiner Regierung eine große Auszeichnung. Eine vom Ministerium des Aeußeren inspirirte Notiz sagte in Beziehung auf die Verleihung des höchsten italienischen Ordens an den Botschafter Italiens in Berlin: „Die Verleihung des Annunziaten-, d. h. des höchsten Ordens an unseren Botschafter in Berlin ist ein Zeichen der Wichtigkeit, welche Italien seiner Vertretung bei dem heute mächtigsten Kaiserreiche Europas beimißt. Der Graf de Launay hat bei vielen Gelegenheiten dem Vaterlande eminente Dienste geleistet. Seine Erhebung durch Se. Majestät den König zum Range eines Ritters der Annunziata ist damit auch eine Auszeichnung für die ganze italienische Diplomatie, welcher bisher dieser Orden eigentlich nicht zu Theil geworden ist. Die Botschafter-Generale Menabrea und Cialdini haben ihn als Militärs. Die Verdienste des neuen Ritters in Berlin aber sind derart allgemein anerkannt, daß das Kapitel der Annunziata, darüber dem Gebrauch gemäß befragt, einstimmig — was nicht stets der Fall — für den Grafen als Bruder gestimmt hat.“

In der italienischen Botschaft finden die Feste meist spät in der Saison, oder vielmehr nach derselben statt. So war es 1882, wo wieder der Monat April herankam. In den Botschaften war es während der Winter-Festsaison ziemlich still gewesen. Man tanzte nur in der österreichisch-ungarischen und zuletzt auch in der italienischen Botschaft. In Paris und in Wien, wo die Fasten sehr streng gehalten werden, kommt nach den Osterfeiertagen für Bälle noch eine

kurze Nachsaison. In Berlin ist man weniger darauf eingerichtet. Sowie Mitfasten da ist, werden die kostbaren Soiréeroben von den Damen zur Ruhe gelegt, die Blätter der Blumen, die man an dem und dem glücklichen Abende zum Cotillon erhalten hatte, in dem Museum der Erinnerungen, im Album getrocknet, die Saison mit einer Bilanz von Amüsements abgeschlossen, bis dann eine große Karte eintrifft: Der italienische Botschafter und die Gräfin de Launay geben sich die Ehre u. s. w. — Ball — 17. April Abends 9½ Uhr. Ein Ball bei grünen Bäumen, bei frischen Frühlingsblumen, — charmant! Der Botschafter und seine Gemahlin empfingen ihre Gäste in den mittelsten der nach der Wilhelmsstraße in der langen Flucht gelegenen Repräsentationsräume. Der Botschafter in der kleinen Geheimraths-uniform mit dem Bande des Großkreuzes des Rothen Adlerordens und der goldenen Kette des Annunziatenordens um den Hals, die Gräfin in einer lichtgrauen Robe, die mit schwarzen Sammet-Bandeaux und mit Blumen garnirt war. Il Re Umberto, der Souverän des Botschafters, machte aus dem großen, unter prächtigen Gobelins im Speisesaale der Botschaft befindlichen Bilde heraus gleichsam die höchsten Honneurs, als die Gesellschaft in dem Speisesaal sich an die glänzend besetzten Büffets begab. Die Kaiserin zog sich vor dem Souper zurück, der Kaiser und die Kronprinzlichen Herrschaften verweilten bis zu demselben. Graf und Gräfin Launay haben es als eine Spezialität ihres Hauses eingeführt, daß der Cotillon eine Reihe von allerliebsten Ueberraschungen bietet, und so wurden auch diesmal den Tän-

zerinnen und Tänzern charmante Cadeaux geboten, welche die Empfänger und die Empfängerinnen sicher als eine bleibende Erinnerung an dieses schöne Frühlingsfest in der italienischen Botschaft bewahren. —

Die Politik kann recht garstig sein. Die italienische Botschaft, so hieß es vor einiger Zeit, gedenke ihr langjähriges Heim in der Wilhelmsstraße 66 mit einem prächtigen Palais in der Voßstraße zu vertauschen, da die gegenwärtigen Räumlichkeiten in verschiedener Hinsicht zu wünschen übrig lassen. Die betreffenden Verhandlungen wegen Ankaufs wurden aber suspendirt, weil Herr Depretis, der italienische Minister des Auswärtigen, in dieser Hinsicht nicht von der Bedürfnißfrage in dem Grade überzeugt war, wie sein Vorgänger im Amte, Mancini. Die Botschaft mußte also nach wie vor in der Wilhelmsstraße bleiben, der betreffende Miethskontrakt erneuert werden. Man hätte dem Doyen der Berliner Diplomatie und dem ausgezeichneten Gastgeber gern ein noch glänzenderes Heim in seinen alten Tagen gewünscht.

Um Graf Launay, der das italienische Königreich nun bald zwei Dezennien bei uns repräsentirt und alle die verschiedenen Phasen der italienischen Politik Preußen und Deutschland gegenüber durchgemacht hat, bewegt sich eine Gruppe von Botschaftern, die im Vergleich zu Launay uns als Jünglinge erscheinen, wenn wir nämlich nicht nach ihrem Lebensalter, sondern nach dem Datum des Antritts ihrer Mission in Berlin rechnen. Der Tod und die Politik haben gerade in den letzten Jahren schnellen Personalwechsel im

diplomatischen Korps herbeigeführt. Graf Schuwalow weilt kaum ein Jahr unter uns, Sir Ed. Malet zwei Jahre, Baron Courcel vier Jahre, Graf Szechenyi sieben Jahre u. s. w.

Es ist an unserem Hofe alter Brauch, daß kurz vor Weihnachten Ihre Majestäten die Botschafter und deren Gemahlinnen zu Tafel bei sich sehen. Im letzten Dezember waren bei diesem Diner die russische, die englische und die türkische Botschaft durch Diplomaten vertreten, die erst im verflossenen Jahre ernannt und deshalb neue Erscheinungen waren. Saburow, Orloff, Schuwalow sind sich schnell gefolgt. Saburow war ein fein gebildeter und klug berechnender Mann. Es wird aber behauptet, daß er sich weder bei unserem Hofe noch beim Reichskanzler zu einer besonders beliebten Persönlichkeit zu machen verstanden habe. Die Spannung, welche einige Zeit zwischen Rußland und Deutschland herrschte, wäre weniger groß geworden, wenn in Berlin eine Persönlichkeit, wie die seines Nachfolgers, Fürsten Orloff, schon früher in versöhnlicher Weise gewirkt hätte. Zu schlimm kann aber das Verhältniß zum Fürsten Bismarck nicht gewesen sein. Denn als Ersterer dem Letzteren aus der Entfernung im Jahre 1882 zum Geburtstag gratulirte, erhielt er die folgende telegraphische Antwort: Je vous remercie de cœur des bonnes paroles de votre télégramme et me réjouis d'inaugurer ma nouvelle année par l'expression des sentiments personnels et politiques, qui nous facilitent l'œuvre à laquelle nous travaillons d'un commun accord. von Bismarck.

Man wird doch schwerlich an eine Ironie glauben dürfen.

Fürst Orloff war im Frühjahr des Jahres 1884 der Bote mit dem Oelzweig, dessen Eintreffen von Paris in Berlin als die Besiegelung galt, daß die Wasser der russischen Feindschaft wider Deutschland vollends verlaufen seien, und die Friedensarche nunmehr auf festem Boden gelandet wäre. Im Februar des genannten Jahres kam die erste Meldung von der Uebernahme des russischen Botschafterpostens in Berlin durch Fürst Orloff in weitere Kreise. In demselben Monat fand sich die Welt mit der Raschheit einer spanischen Wandverschiebung vor ganz neue und überraschende Vorgänge gestellt. Am siebzigjährigen Gedenktage der Schlacht von Bar-sur-Aube, wo Kaiser Wilhelm als jugendlicher Prinz unter den Augen seines Vaters zum ersten Mal dem feindlichen Feuer sich aussetzte, empfing der Kaiser eine russische Deputation unter Führung des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, welche ihm die Glückwünsche des Kaisers Alexander III. zu der vor 70 Jahren erfolgten Verleihung des St. Georgsordens überbrachte. Im Saale des königlichen Palais zu Berlin fand ein politisch-militärisches Fest statt, wie es in den Zeiten unzweifelhafter Intimität zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg kein Gegenstück hatte. Kaiser und Kronprinz in russischer Uniform, mit russischen Orden geschmückt, umgeben von Prinzen und Generalen, welche russische Uniformen, oder mindestens russische Dekorationen trugen, standen einem russischen Großfürsten gegenüber, der, begleitet von einer ausgesuchten Deputation aus der russischen Armee, dem

deutschen und preußischen Souverän eine in ihrer Art einzige Huldigung darbrachte. Die Worte, in welche Großfürst Michael seinen Auftrag kleidete, waren dazu angethan, die Bedeutung des Aktes noch zu erhöhen. Und diese Feierlichkeit bildete nur ein einziges Glied in der Reihe von Vorgängen, die sich seit dem Besuche des Herrn von Giers in Friedrichsruhe geradezu drängten: die Sendung des Grafen Herbert Bismarck nach Petersburg, die Uebertragung des Berliner Postens an den Fürsten Orloff, die Mission des Fürsten Dolgorucki in Berlin und Friedrichsruhe waren diesem militärischen Feste im Palais vorausgegangen; der Trinkspruch des Generalgouverneurs von Polen, des General Gurko, auf die preußische Armee war um so charakteristischer für die Situation, als dieser tapfere Truppenführer zum Erben Skobeleff's gestempelt werden sollte. Diese Freundschaftserweisungen, in solcher Fülle gegeben, mit so viel Entgegenkommen acceptirt, waren unverwerfliche, unbezweifelbare Zeichen für eine gründlich veränderte Stellung zwischen Deutschland und Rußland.

Im Jahre 1881 hatte es eine Kaiserbegegnung in Danzig gegeben, an welche sich auch große Friedenserwartungen geknüpft hatten. Sie wurden nicht erfüllt. Die maßgebenden russischen Kreise fuhren wie zuvor fort, die Hoffnung zu nähren, vermittelst eines auswärtigen Krieges der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden. Diese Leute glaubten den Teufel durch Beelzebub, der Teufel Obersten, austreiben zu können, und hatten schon ganz die traurigen Zustände vergessen, in welchen sich Rußland während des

letzten Feldzuges befand, den man ebenfalls unternommen hatte, um die Aufmerksamkeit des Volkes von der Lage im Innern abzulenken, und dessen Verlauf jedoch vornehmlich zur Kräftigung der Nihilistenpartei beitrug. Damals wie 1876 und 1879 wurde von der panslavistischen Presse der Haß gegen Deutschland und Oesterreich geschürt. Während die offiziellen Organe der Regierung Artikel brachten, welche in den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland, Deutschland und Oesterreich die sicherste Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens in Europa erblickten, ließen die Organe der Herren Katkoff und Aksakoff, deren Einfluß in Moskau, Gatschina und Petersburg eher im Wachsen als im Abnehmen war, keine Gelegenheit vorübergehen, um ihrem Haß gegen alles Deutsche beredten Ausdruck zu geben.

Erst das Jahr 1883, und fast erst der letzte Monat desselben hellte die Situation friedlich auf. Das Jahr 1884 hat sodann gute Bürgschaft auf Bürgschaft gehäuft, bis zum granitnen Unterpfande von Skierniwiece. Fürst Orloff schied bald wieder von seinem Posten, er ging nicht bloß aus Berlin, sondern er trat aus dem Staatsdienste, und sein Nachfolger wurde ein Mann, der jener Deputation angehört hatte, welche im Frühjahre 1884 dem deutschen preußischen Souverän die, wie wir sagten, in ihrer Art einzige Huldigung darbrachte. Graf Schuwalow, Bruder Peter Schuwalow's, des früheren Botschafters in London, steht, obwohl schon seit sieben Jahren kommandirender General, erst im Anfang der Fünfziger. Er vereinigt mit den liebenswürdigsten, gewinnendsten Formen

einen hervorragenden Verstand und, sobald es die Verhältnisse verlangen, große Energie. In der Petersburger Gesellschaft ist er als Lebemann, jedoch von der besten Seite, bekannt und beliebt, als Vorgesetzter erfreut sich der General der allgemeinen Liebe seiner Untergebenen. Er ist in zweiter Ehe mit einer sehr viel jüngeren Frau, einer geborenen Kamarow, ehemaligen Hofdame der Großfürstin Katharina Michailowna (der Gemahlin des verstorbenen Herzogs von Mecklenburg-Strelitz), vermählt, und führt in Berlin ein großes Haus. In höheren preußischen Militärkreisen ist Graf Schuwalow allgemein bekannt; er war auch in den letzten Jahren zweimal dienstlich in Berlin, als Chef einer Militärdeputation russischer Offiziere und, wie schon erwähnt, als Mitglied der zu Kaiser Wilhelm entsendeten Georgen-Ordensdeputation. Für seine Thätigkeit im letzten türkischen Feldzug als Führer des Gardekorps erhielt der Graf den Georgenorden um den Hals und einen mit Brillanten besetzten Ehrensäbel mit der Aufschrift: „Für Philippopel 3. bis 5. Januar 1878". Preußischerseits ist er mit dem Orden Pour le mérite und dem Großkreuz des Rothen Adlerordens in Brillanten dekorirt worden. Hinzufügen wollen wir noch, daß der Graf, wie seine Gemahlin, die deutsche Sprache völlig beherrschen.

Die Ernennung des Grafen Paul Schuwalow zum Botschafter in Berlin erregte in Petersburger Kreisen großes Aufsehen, da es ein ungewöhnlicher Vorgang war, einem der höchsten Offiziere eine diplomatische Stellung dieser

Art übertragen zu sehen. Indessen lag der Nachdruck nicht auf der militärischen Qualifikation des neuen Botschafters, wie man gegenüber den Eventualitäten kriegerischer Verwickelungen annehmen konnte, sondern auf dem besondern Zutrauen, das der Kaiser Alexander zu dem Grafen Paul Schuwalow hat, und auf der nur sehr beschränkten Auswahl der überhaupt in Frage kommenden Persönlichkeiten.

Jedenfalls kann es nur als ein Zeichen höchst intimer Beziehungen aufgefaßt werden, daß der Zar eine ihm so nahestehende Person mit seiner Vertretung in Berlin vertraute. Als Diplomat ist Graf Schuwalow, der sich als Offizier eines sehr guten Rufes erfreut, allerdings improvisirt.

In den letzten Jahren waren die Empfangsräume der russischen Botschaft nur erleuchtet, wenn ein Mitglied des Kaiserlichen Hauses dort sein Absteigequartier genommen hatte. Kaiser Nikolaus war Ehrenbürger Berlins und wollte für sich und seine Familie hier ein Haus besitzen. So baute er das Palais, das selbst unter den modernen Prachtbauten Berlins durch die Vornehmheit seines Stils sich einen ersten Rang erhalten hat. Durch den Wechsel in den Chefs der Botschaft während der letzten Jahre waren die Räume der ersten Etage für die Berliner Hofgesellschaft verschlossen, während sie einst der Mittelpunkt der glänzendsten Geselligkeit außerhalb des Hofes gewesen waren. Als der Kaiser von Rußland den bisherigen kommandirenden General des Gardekorps, Grafen Paul Schuwalow, zu seinem Botschafter bei dem Kaiser von Deutschland und

Könige von Preußen ernannte, war auch der Hoffnung der Berliner Hofgesellschaft ein Impuls gegeben, daß mit dem neuen Botschafter, seiner Gemahlin und Tochter, das frühere glänzende Gesellschaftsleben wieder in diese Räume einkehren würde. Nach dem ersten Empfangsabend (Januar 1886) schien diese Hoffnung in Erfüllung gehen zu wollen. Wenn man die Gesellschaft übersah, die beim Ankommen sich zuerst um das Botschaftspaar gruppirte, dann in die anliegenden Säle vertheilte, dann mußte man sich allerdings fragen, wer an dem zweiten festgesetzten Abende noch kommen sollte, da an diesem ersten schon der größte Theil Derjenigen, welche ein Recht haben, mit dem Botschafter und seiner Gemahlin in gesellschaftliche Verbindung zu treten, der offiziellen Einladung der Ober-Zeremonienmeister nachzukommen sich beflissen zeigte. Das ist ein Symptom für die Sympathien, welche die Berliner Gesellschaft den neuen Bewohnern des russischen Gesandtschafts-Hôtels entgegenbringt. Wollten wir die einzelnen Persönlichkeiten nennen, so müßte man hier die meisten Namen nennen, welche unserem Hofe, dem diplomatischen Korps, den landsässigen Fürsten, den Spitzen der Civil- und Militärgewalt des Deutschen Reiches und Preußens angehören. Aber auch von Seiten des Botschafters zeigten die Arrangements, welch' hohen Werth er auf den Besuch der Gesellschaft legte. Eine zahlreiche Dienerschaft in großer Livrée, lichtblau mit reichen Wappengalons, stand vom Fuße der großen Treppe bis zum Eingang in die Gemächer. In den Sälen vor dem Empfangsgemache standen die Herren der Bot-

schaft in großer Uniform, um die Ankommenden zu empfangen und zu leiten. Zuerst der Militärbevollmächtigte Oberstlieutenant von Butakoff, dann die Herren von Knorring, von Kumanin, von Bacharach, von Arssenieff, der erste Botschaftssekretär von Budberg und der Botschaftsrath Graf Murawieff. In der Umgebung des Botschafters befand sich auch der General Fürst Dolgorucki. Der Botschafter hatte die russische Generals-Uniform mit dem Bande des Großkreuzes des Rothen Adlerordens angelegt. An seiner Seite befand sich der Ober-Zeremonienmeister Graf zu Eulenburg, um, unterstützt von den Kammerherren Freiherr von Romberg und von Röder, ihm die Herren und Damen zu präsentiren; die Militärs vom Stabsoffizier ab stellte der Major des 2. Garde-Ulanen-Regiments von Rabe vor. An der Seite der Gräfin Schuwaloff befand sich die Fürstin Hatzfeldt-Trachenberg, von Vaters Seite her als geborene Gräfin Benckendorff eine Landsmännin der Gemahlin des Botschafters. Zeremonienmeister von Usedom präsentirte dieser die Herren. Mit einem Theil der Hofgesellschaft war das Botschafterpaar schon bei verschiedenen Gelegenheiten im Schlosse, im Palais wie bei den Kronprinzlichen Herrschaften bekannt geworden. Persönlichkeiten, die sich so sympathisch geben, wie Graf Schuwaloff und seine Gemahlin, brauchen nicht erst um diese Gunst der Gesellschaft zu ringen; sie ist ihnen beim ersten Zusammensein gewiß. „Schönheit ist ein offener Empfehlungsbrief,“ sagt ein Sprichwort, das auf das russische Botschafterpaar wohl anzuwenden ist.

Das Auftreten des Botschafters zeugt von Energie, aber auch von einnehmender Herzensfreundlichkeit. Die Gräfin Schuwaloff steht noch in der Lichtseite jener Jahre, in denen man eine erwachsene Tochter für einen Anachronismus hält. Die Gestalt ist von zarter, graziöser Form, das von dunklem Haar umrahmte Antlitz ist edel geschnitten und spricht von geistiger Lebendigkeit, die mit jener Liebenswürdigkeit gepaart ist, die den Eindruck macht, daß sie aus dem Herzen kommt und nicht aus gebotener Rücksicht. Sie trug eine Robe von schwerem, rosamattem Seidenstoffe, darüber eine Schleppe von moosgrünem Sammet, große rosa und rothe Blumen und Brillanten als Coiffüre. Die Fürstin Hatzfeldt war in eine lichtrosa Robe gekleidet. Die zarte Gestalt der Komtesse Schuwaloff war in lichte Stoffe gehüllt. Man bekam von diesem Abende und in diesen Sälen eine deutsch-freundliche Witterung, sowohl aus dem Wesen des Botschafters und seiner Umgebung als aus der Anwesenheit eines Mannes, der bei dem russischen Kaiser in höchster Gunst steht und dessen Erscheinen wie das des Bruders des Botschafters, des Grafen Peter Schuwaloff, stets als eine Bürgschaft guter Beziehungen zwischen Rußland und Preußen gegolten hatte — des Grafen Adlerberg. Er trug zu der russischen Uniform und zu dem Bande des Rothen Adlers alle die Zeichen des Vertrauens der Souveräne Deutschlands und Rußlands in brillantenen Dekorationen auf seiner Brust, als höchstes Ehrenzeichen das Bild seines Kaisers in Brillanten am Bande des Andreasordens. Wie man hört, hatte der Abgesandte des russischen Kaisers seine

Abreise dieses Empfanges wegen verschoben. So mögen denn die Namen, die auch hier vereint vertreten waren, eine fernere Bürgschaft guter Beziehungen zwischen den Nachbarreichen sein. Auch für die Gesellschaft ist es „ein Ziel aufs Innigste zu wünschen", daß Politik und Gesellschaft sich gegenseitig bedingen und unterstützen.

Der englische Botschafter am Berliner Hofe, Sir Edward Malet, gehört ebenfalls zu den neueren Erscheinungen in der diplomatischen Welt Berlins, als der Nachfolger des erst vor zwei Jahren verstorbenen Lord Ampthill. In der Westminster-Abtei in London fand im März 1885 die Trauung des neuen Botschafters mit Lady Ermyntrude Russel, der jüngsten Tochter des Herzogs von Bedford, statt. Der Trauung wohnten der Prinz und die Prinzessin von Wales, die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, Gladstone mit Gemahlin, die Botschafter Deutschlands und Frankreichs, sowie die übrigen Mitglieder des diplomatischen Korps und die Elite des britischen hohen Adels bei. Der Bischof von Winchester und der Dechant von Westminster vollzogen die Trauung. Das neuvermählte Paar begab sich nach Holwood, dem Landsitze Lord Derby's, unweit Branley in Kent, um dort einen Theil seiner Flitterwochen zu verleben. Die Braut empfing über 300 höchst kostbare Hochzeitsgeschenke, darunter einen indischen Shawl und zwei mächtige Vasen von der Königin Viktoria, und Geschmeide im Werthe von über 10,000 Pfund Sterling von ihren Eltern.

Herr von Bismarck war bereits mit den Eltern des

neuen englischen Botschafters bekannt gewesen, und zwar als Bundestagsgesandter in Frankfurt. Es gab einmal zu jener Zeit eine unliebsame Begegnung zwischen dem preußischen Gesandten und dem Vater des heutigen englischen Botschafters. Englische Blätter berichteten zuerst über eine unverbindliche Aeußerung, die gelegentlich eines Festes über die Lippen des englischen Gesandten am Bunde, Sir Alexander Malet's, gekommen war. Herr von Bismarck nahm das sehr humorvoll auf. Am 8. Oktober 1855 sandte er nach Berlin den nachstehenden vertraulichen Bericht:

„Aus den öffentlichen Blättern habe ich Kenntniß von Aeußerungen erhalten, die der beim deutschen Bunde akkreditirte königlich großbritannische Gesandte, Sir Alexander Malet, auf einem während meiner Abwesenheit zur Feier der Eroberung Sebastopols von Privatleuten, meistens Engländern, veranstalteten Diner in Homburg über preußische Politik in der orientalischen Angelegenheit gethan haben soll. Von diesem Vorgange hat man hier, ungeachtet der Nähe Homburgs, da es sich nur um eine Privatgesellschaft handelte, erst durch die englischen Blätter Nachricht erhalten. Seitdem die Sache hier bekannt geworden, ist sie von mehreren deutschen Blättern mit einer Lebhaftigkeit aufgenommen worden, die ich vorzugsweise dem durch die Ausfälle der englischen Presse auf Preußen und Deutschland verletzten Gefühle zuschreibe. Eigenthümlich aber ist es, daß österreichische Blätter der Sache eine Wichtigkeit beizulegen bemüht sind, welche eine derartige bei einem Privatdiner, wenn auch von einem Diplomaten begangene Un-

vorsichtigkeit in keiner Weise haben dürfte. Sehr viel stärkere Aeußerungen hat man von anderen Diplomaten, vor Allem von Herrn von Prokesch, wenn auch vor wenigen Zuhörern, jedenfalls in weit ungeeigneterer Weise hören können. Abgesehen von diesen Erwägungen erlaube ich mir, mit Rücksicht auf die Persönlichkeit des hiesigen englischen Gesandten*, meine unvorgreifliche Meinung dahin auszusprechen, daß unsererseits eine amtliche Notiz von dem Vorgange nicht genommen werde."

„Sir Alexander ist im Uebrigen jederzeit ein inoffensiver Charakter, der sich durch Ruhe und Mäßigung bei politischen Meinungsverschiedenheiten von vielen seiner englischen Kollegen auszeichnet, und dem seine Regierung eher den Vorwurf der Indifferenz, als des zu großen Eifers machen könnte, der aber, abgesehen von der jetzigen orientalischen Frage, in seinen Sympathien viel mehr zu Preußen als zu Oesterreich hinneigt. Zu der Klasse der Engländer gehörend, welche mit einer gewissen Leidenschaft den Vergnügungen der Jagd und des Angelns nachgehen, regen ihn politische Fragen gewöhnlich nicht lebhaft an, und er ist zufrieden, wenn die Geschäfte ihn nicht von den gedachten Vergnügungen abziehen. Sir Alexander ist gegen mich stets offen und mittheilend gewesen und hat mir auch jetzt, ohne sich seiner Rede genau zu entsinnen, über das Aufsehn und die Uebertreibungen, deren Gegenstand dieselbe geworden, in einer Privatkonversation sein lebhaftes Bedauern ausgedrückt, mit der in der Wahrheit begründeten Versicherung, daß ihm bei seiner ganzen Denkungsweise ab-

sichtliche und überlegte Beleidigungen einer fremden Regierung, oder gar eines befreundeten Souveräns sehr fern liegen. Eine Aufnahme und Verfolgung der Sache von unserer Seite könnte, wenn überhaupt ein Resultat, nur das eines Wechsels in der Person des hiesigen englischen Gesandten zur Folge haben, eine Eventualität, die ich als eine wünschenswerthe a priori nicht betrachte."

Die Sache löste sich natürlicher Weise durchaus friedlich und das Verhältniß zwischen den beiden Gesandten zu einander wurde das intimste, so daß es sich zugleich auf die Familien Beider erstreckte und seine Wirksamkeit auf die heutigen Beziehungen der Familie des Reichskanzlers zu Sir Edward Malet ausdehnte. Ueber die Stellung des englischen Botschafters in Berlin sprach sich einmal Fürst Bismarck in einer Unterhaltung aus, die er in Versailles mit seiner Tischgesellschaft führte. Es war von den Wohnungen der deutschen Gesandten und Botschafter die Rede, und man sprach davon, daß die Villa Caffarelli für die Gesandtschaft in Rom angekauft worden sei, und Geheimrath Abeken erklärte sie für sehr schön. Der Kanzler sagte: „Ach ja, wir haben auch sonst schöne Häuser, auch in Paris und London, das in London ist nur nach festländischen Begriffen zu klein. Bernstorff hat so wenig Raum, daß er, je nachdem er empfängt oder arbeitet oder sonst eine Funktion hat, das Zimmer räumen muß. Sein Legationssekretär hat im Hause eine bessere Stube als er." — „Das in Paris ist schön und wohlgelegen. Es ist wohl das beste Gesandtschaftshôtel in Paris und repräsentirt einen hohen Werth,

so daß ich mir schon die Frage vorgelegt habe, ob wir es nicht verkaufen und dem Gesandten die Zinsen des Kapitals, das wir dafür kriegen könnten, als Miethsentschädigung geben sollen. Dritthalb Millionen Franken, die Zinsen davon, das würde eine schöne Aufbesserung seines Gehaltes sein, der nur hunderttausend Franken beträgt. Aber wie ich mir's näher überlegte, ging es doch nicht. Es schickt sich nicht, es ist eines großen Staates nicht würdig, wenn seine Gesandten zur Miethe wohnen, wenn sie Exmissionen ausgesetzt sind, und wenn bei einem Umzug Staatsschriften in Karren über die Straße gefahren werden. Wir müssen eigene Häuser haben, und wir sollten überall welche haben." — „Mit dem in London hat es übrigens eine eigene Bewandtniß. Dies gehört dem Könige, und es kommt da ganz auf die Energie an, mit welcher der betreffende Botschafter sein eigenes Interesse wahrzunehmen weiß. Es kann da geschehen, daß der König gar keine Miethe kriegt, und es geschieht bisweilen wirklich." — — — Bismarck lobte Napier, den früheren englischen Gesandten in Berlin. „Es ging sich sehr gut mit ihm um," bemerkte er. „Auch Buchanan war gut, zwar trocken, aber zuverlässig. Jetzt haben wir Loftus. — Die Stellung eines englischen Gesandten in Berlin hat ihre besonderen Aufgaben und Schwierigkeiten, schon wegen der verwandtschaftlichen Verhältnisse. Sie verlangt viel Takt und Aufmerksamkeit." (Wohl eine stillschweigende Andeutung, daß Loftus dieses Verlangen nicht erfülle!) Wie richtig übrigens diese Bemerkung Bismarck's

daß der englische Gesandtenposten in Berlin ein gar schwer auszufüllender sei, erhellt aus den Memoiren, welche Lady Bloomfield, die Wittwe des englischen Diplomaten, der eine Zeitlang in Berlin beglaubigt war, aufgezeichnet hat. Die Lady spricht nicht ohne Bitterkeit über ihre Beziehungen zum Berliner Hof. Besonders zur Zeit des Beginns des Krimkrieges gestaltete sich die Position des englischen Diplomaten sehr unangenehm. Lady Bloomfield weiß Folgendes darüber zu berichten. Eine Allianz mit Rußland besaß namentlich in der Königin eine lebhafte und leidenschaftliche Fürsprecherin. Der König wollte absolute Neutralität beobachten und begegnete deshalb auch dem englischen Botschafter zuvorkommend und mit Höflichkeit, die Königin aber verletzte mehr als einmal die Rücksichten der Courtoisie. Im März 1854 gab Lord Bloomfield zu Ehren der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz einen Ball, zu welchem auch das königliche Paar erwartet wurde, da es die Etiquette in Preußen vorschreibt, daß der Hof jeder Fête beiwohne, welche zu Ehren eines Mitgliedes der königlichen Familie veranstaltet wird. Bei dem Diner vor dem Balle fragte der König die Königin, um welche Stunde sie zu den Bloomfields gehen wolle. Ihre Antwort war, „sie sei überhaupt noch nicht entschlossen, zu gehen.“ Darauf sagte der König: „Du mußt!“ Die Majestäten kamen um 10 Uhr auf den Ball, der englische Botschafter empfing sie mit seiner Gemahlin bei der Thür des Treppenhauses. Die Königin nahm den Arm des Botschafters, die einzige Bemerkung aber, die sie machte, war: „Ihre Treppe ist sehr steil,

Mylord." Lady Bloomfield wurde während des Abends von ihr vollständig ignorirt, als wäre sie gar nicht vorhanden gewesen. Der König wollte über das Diner bei dem Botschafter bleiben, die Königin aber wünschte das Fest früher zu verlassen und stand in ihrem Mantel auf der obersten Stufe der Treppe, wo sie den König erwartete; sie sendete dreimal Boten nach ihm, so daß er schließlich gezwungen war, sich ihrem Willen zu fügen. Am Hofe und in der vornehmen Gesellschaft Berlins gab es nur Feinde Englands, so daß es der Botschafter sogar unterließ, das offizielle Diner am Geburtstage der Königin Viktoria zu veranstalten, nachdem es wie Spott ausgesehen hätte, die Gegner einzuladen, daß sie das Glas auf die Gesundheit der britischen Majestät erheben. Der König aber veranstaltete wie gewöhnlich das Diner zur Feier des Geburtstages der Königin Viktoria am 24. Mai in Potsdam. Er brachte in englischer Sprache und in herzlicher Weise den Trinkspruch aus. Lady Bloomfield saß neben dem König; zwischen der Königin und der Gattin des Legationssekretärs, Lady Augustus Loftus, saß der Erbprinz von Meiningen. Die Königin richtete an diesen zahlreiche Fragen über die Stärke der englischen Armee, die Bewegungen der englischen Flotte 2c. Der Erbprinz gab ausführliche Auskunft und sagte schließlich, sich an Lady Loftus wendend: „Mais après tout, que pouvez-vous faire? England ist so klein und Rußland ist so groß, wie wollen Sie es angreifen?" Lady Augustus erwiderte sehr taktvoll, es sei nicht der Augenblick, die relative Macht der

beiden Nationen zu diskutiren, doch hätte sich England in der Geschichte nicht unbedeutend erwiesen, und so sei es wohl besser, zu warten und zu sehen, welchen Ausgang der Krieg haben würde. Nach dem Diner begab sich der König mit Lord Bloomfield auf die Terrasse, die Königin aber wollte ihn „schlimmen Einflüssen" entziehen und erschien sofort mit der Frage, mit welchem Eisenbahnzuge die Gäste nach Berlin zurückkehren müßten. Als sie hörte, daß dies der 5 Uhr-Zug sei, wendete sie sich an den König mit der Bitte, Lord Bloomfield zu entlassen, da derselbe sonst nicht rechtzeitig in den Bahnhof gelangen könnte. Der König war entschlossen, seine neutrale Haltung nicht aufzugeben, das Volk nahm aber immer entschiedener für die Westmächte Partei. Bei Kroll verlangte man stürmisch, daß die österreichische Volkshymne gespielt werde, dann zog eine vieltausendköpfige Menge vor den Palast des Prinzen von Preußen und brachte begeisterte Hochrufe auf ihn aus. —

Aus der Frankfurter Gesellschaft zur Zeit des Bundestages, sowie aus der Petersburger Periode hat Fürst Bismarck mehr als eine Persönlichkeit unter veränderten Verhältnissen wieder in seiner Nähe gefunden oder sie in seine Nähe gezogen. Wir wollen nur beiläufig erwähnen, daß der verstorbene Staatsminister von Bülow im Jahre 1852 als Bundestagsgesandter für Holstein-Lauenburg in Frankfurt zu Herrn von Bismarck in besonders enge Beziehungen trat, ebenso, daß Herr von Schlözer seine heutigen Beziehungen zum Fürsten Bismarck der Bekanntschaft aus der Petersburger Zeit verdankt. Hier wollen wir ja aber nur

von den auswärtigen Diplomaten in Berlin sprechen, und heben deshalb hervor, daß die zwischen dem jetzigen österreichisch-ungarischen Gesandten in Berlin, Grafen Szechenyi, und Herrn von Bismarck bestehenden freundschaftlichen Beziehungen schon in Frankfurt angeknüpft wurden, als der Graf dort österreichischer Gesandtschaftssekretär war.

Graf Emerich Szechenyi ist 6 Wochen älter als Fürst Bismarck. Er wurde am 15. Februar 1815 geboren und trat als hoffnungsvoller Erbe des Ober-Hofmeisters der Erzherzogin Sophie, des Grafen Ludwig Szechenyi, unter der allmächtigen Reichskanzlerschaft des Fürsten Metternich in den diplomatischen Dienst; er wurde zum Attaché bei der römischen Botschaft ernannt. Nach kaum einem Jahre ward ihm die Auszeichnung zu Theil, daß er in der Eigenschaft eines außerordentlichen Kouriers dem Wiener Hofe die wichtige Nachricht überbrachte, Kardinal Mastai-Ferretti sei unter dem Namen Pius IX. zum Papst gewählt worden. Da von den meisten Historikern behauptet wird, daß dieses Resultat Metternich ganz und gar nicht zusagte und daß er, um es zu vereiteln, Alles in Bewegung setzte, so wird es interessant sein, zu vernehmen, daß gerade das Gegentheil dieser vielfach acceptirten Ansicht wahr ist, da Niemand Pius IX. freudiger auf dem päpstlichen Throne begrüßte als eben Metternich. Emerich Szechenyi blieb bis 1846 in Italien; in diesem Jahre ward er mit dem Range eines Gesandtschafts-Sekretärs und Geschäftsträgers nach Stockholm versetzt, später in ähnlicher Eigenschaft zur Bundestags-Gesandtschaft nach Frankfurt, wo er, wie be-

merkt, auch mit dem preußischen Gesandten Bismarck in vertraulichen Verkehr trat, der in interessanter Weise in St. Petersburg fortgesetzt ward, wohin Szechenyi als erster Sekretär und Geschäftsträger beinahe gleichzeitig mit Bismarck ging. Von St. Petersburg aus wurde er am Hof von Neapel zum Gesandten ernannt und blieb dem König während der Belagerung von Gaëta, und auch als er nach Rom übersiedelte, zur Seite. Heimberufen, trat Szechenyi in Disponibilität; er zog sich auf seine Güter zurück und fand in der Pflege von Kunst und Musik eine seines regen Geistes würdige Zerstreuung. Der Aufforderung Beust's, wieder in den diplomatischen Dienst zu treten und als Botschafter nach St. Petersburg zu gehen, entsprach er aus Gesundheitsrücksichten nicht (so wurde amtlich gesagt; Andere vermutheten politische Gründe). Er verbrachte auch in der Folge den größten Theil seiner Zeit auf seinen Besitzungen, bis ihn das Vertrauen Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich aus seiner Zurückgezogenheit berief, um den Kaiser und die Monarchie in Berlin zu vertreten. Da Graf Szechenyi schon damals unerschütterlich überzeugt war, daß Oesterreich mit dem Deutschen Reiche im engsten Bunde leben und bei jeder wichtigeren Aktion in Uebereinstimmung mit diesem vorgehen müsse — konnten wir diese Wahl in jeder Hinsicht für eine glückliche erklären, da wir darin die vollständigste Garantie für die Zukunft und für die vertraulichen Beziehungen sahen, die der Vorgänger des Grafen Szechenyi, Graf Alois Karolyi, durch viele Jahre mit so ausgezeichnetem Takt und Erfolg zwischen den Höfen von

Wien und Berlin zu erhalten verstand. Die Reise des Fürsten Bismarck nach Wien im September 1879 verwirklichte alle an die Mission des Grafen Szechenyi in Berlin geknüpften Erwartungen.

Graf Szechenyi ist der Gast unseres Kaisers am 18. August jeden Jahres, falls Beide in Berlin anwesend sind. Den Galadiners des königlichen Hofes ist sonst immer das königliche Schloß oder das Palais in Berlin reservirt, nur eine Ausnahme wird alljährlich auf Schloß Babelsberg während des Aufenthaltes Ihrer Majestäten gemacht — am 18. August, dem Geburtstage des hohen Verwandten und Alliirten unseres Königshauses und des Kaisers — des Kaisers und Königs Franz Joseph von Oesterreich-Ungarn. Die Einladungen gelten alsdann dem österreichischen Botschafter Graf Szechenyi, seinem Personal und dem Militär-Bevollmächtigten Oesterreichs. Kaiser Wilhelm erscheint in der Uniform seines österreichischen Infanterie-Regiments, die Kaiserin trägt die Farben des österreichischen Kaiserhauses, schwarz und gold, und Ungarns, roth und grün. Regelmäßig wird auch der Kommandeur des Kaiser Franz-Regiments eingeladen. Die Musik desselben Regiments spielt österreichische Weisen, bevorzugt die österreichische Nationalhymne „Gott erhalte Franz den Kaiser", und Kaiser Wilhelm trinkt mit dem Botschafter Oesterreichs auf das Wohl der apostolischen Majestät. —

Am 13. Februar 1882 Nachmittags 1 Uhr hielt der neu ernannte französische Botschafter Baron de Courcel seinen feierlichen Aufzug, um dem Kaiser seine Akkreditive

zu überreichen. In vier Galawagen war der Botschafter mit dem Botschaftspersonal, sowohl denjenigen Herren, welche bereits seit längerer Zeit der Botschaft attachirt, als auch den neu ernannten Mitgliedern Baron de Plancy, Comte Juarez d'Anlon und Camille Labouret vom Zeremonienmeister Freiherrn von Rosenberg aus dem französischen Botschaftshôtel abgeholt worden. Punkt 1 Uhr traf der feierliche Zug vor dem Palais ein. Dem Zuge voraus ritt ein Spitzreiter, während ein höherer Hofbeamter die Wagen akkompagnirte. Die Galawagen waren je mit zwei Rappen bespannt. Das silberbeschlagene Geschirr, die mit rothen Sammetquasten durchflochtenen Mähnen der feurigen Thiere, die in der Sonne glänzenden und glitzernden Wagen — alles das machte einen glänzenden Eindruck. Die Lakaien auf der Bedientenbrücke waren ebenfalls in große Gala gekleidet, weiß mit roth, und trugen einen Degen zur Seite. Beschlag der Wagen, Geschirr der Pferde, und die Tracht der Lakaien, Alles stimmte in den Farben zusammen. Ein sehr zahlreiches Publikum hatte sich vor dem Palais eingefunden, zum Theil war es durch die aufziehende Wache dorthin geführt worden. Als die Wagen dem Palais sich näherten, ging eine große Fluthwelle von Menschen voraus, so daß der Platz dicht gefüllt war. Die Kollegia in der Universität waren beendet, die Studenten strömten heraus, die Posten vor dem Palais wurden abgelöst und langsam fuhren die Wagen zur Rampe empor; ein echtes Stück großstädtischen königlichen Lebens spielte sich ab. Im zweiten Wagen, der sich vor anderen durch besonderen Glanz

unterschied und der oben statt der Kronen Adler trug, befand sich der neu ernannte Botschafter Baron de Courcel.

Der Kaiser empfing den Baron de Courcel im Beisein des Vertreters des Auswärtigen Amtes, Botschafters Grafen Hatzfeldt, und des introducteur des ambassadeurs, Vice-Ober-Zeremonienmeisters von Roeder, und nahm aus den Händen desselben das Beglaubigungsschreiben entgegen. Außer den beiden bereits genannten Herren waren auch die beiden Hofmarschälle, der General Graf von der Goltz, die beiden Flügel-Adjutanten Major von Broesigke und Major von Plessen zugegen. Unmittelbar nach der Audienz beim Kaiser wurde der neue Botschafter Baron de Courcel auch bei der Kaiserin-Königin, welche vom Oberhofmeister, der stellvertretenden Oberhofmeisterin und ihren Hofdamen umgeben war, eingeführt. Nach beendeter Audienz wurde der Botschafter mit seinen Attachés wieder vom Freiherrn von Rosenberg zur französischen Botschaft zurückgeleitet.

Schon wenige Tage darauf sah man Baron de Courcel auf dem Fastnachtsballe im königlichen Schlosse. Der französische Botschafter hat eine elegante Figur und bewegt sich mit Lebhaftigkeit und Gewandtheit. Die kurze Zeit seines Hierseins hatte genügt, um ihn anscheinend schon heimisch zu machen, wenigstens tauschte er nicht nur mit seinen Genossen der Diplomatie, sondern auch mit den Damen freundliche Begrüßungen aus.

Baron de Courcel hat in Heidelberg deutsche Studien gemacht, kennt deutsche Bildung und Litteratur und steht daher in Fühlung mit Vertretern der Kunst und Wissen-

schaft in Berlin, die man auch auf den Festen sieht, die in seinem Hôtel gegeben werden. „Il a approfondi l'esprit de notre langue,“ sagte einmal der introducteur des ambassadeurs von Roeder zur Gemahlin des Botschafters.

Der französische Botschafterposten hat seit dem Kriege drei Inhaber gefunden, die sehr verschiedene Beziehungen Deutschlands und Frankreichs repräsentiren. Man kennt die Aeußerungen Bismarck's über Gontaut-Biron, der mit Gortschakow gegen Deutschland konspirirte. „Sie hatten — sagte Bismarck — das Ding so arrangirt, daß es an dem Tage der Ankunft des Zaren (Mai 1875) in Berlin platzen sollte, welcher als quos ego auftreten und durch sein bloßes Erscheinen Frankreich Sicherheit, Europa Frieden und Deutschland Demüthigung geben sollte.“ In der Zeit von 1878 bis 1882 vertrat Graf Saint-Vallier die französische Republik als Botschafter in Berlin. Sein Name erinnert uns an den bedeutsamen Gedankenaustausch des Fürsten Bismarck mit dem Verstorbenen behufs eines deutsch-österreichisch-französischen Bündnisses. Rußland drohte mit einem Revanchekrieg wegen des Berliner Kongresses, der deutsche Staatsmann war nach Wien gegangen und hatte hier das Bündniß abgeschlossen, das heute noch die Situation Europas beherrscht. In England wurde bald darauf der Held des Berliner Kongresses, Lord Beaconsfield, gestürzt. Bereits in Wien hatte Bismarck den dortigen französischen Botschafter Teisserence de Bort aufgesucht und ihm gesagt: Je ne me sers jamais de la parole pour déguiser ma pensée, Mr. Wadington en a eu la preuve à Berlin, et

mon désir d'entretenir des relations cordiales avec la France est sincère. In Varzin 'gab es gleich nachher intime Besprechungen zwischen Bismarck und dem Grafen Saint-Vallier. Es handelte sich um nichts Geringeres als um einen Freundschaftsbund, der an Innigkeit und Bedeutung alle bisherigen Allianzen in den Schatten gestellt hätte, der den Wetteifer der Völker auf ein viel weiteres und fruchtbareres Gebiet übertragen und eine neue Aera für Europa inauguriren sollte. Das war ein Projekt, das allerdings bei dem Grafen Saint-Vallier guten Boden fand, nicht aber bei seinen Landsleuten, die ihm vielmehr seine friedliche und freundschaftliche Stellung zum deutschen Staatsmanne sehr übel nahmen.

Graf Saint-Vallier hat es in der That verstanden, sich sowohl in gesellschaftlicher als amtlicher Hinsicht eine höchst angesehene Stellung in Berlin zu verschaffen, und als an seine Abberufung gedacht wurde, konnte der Anlaß dazu jedenfalls nicht in Berlin gesucht werden. Bei seinem Scheiden von Berlin hoffte er noch, einmal wieder nach Berlin zurückzukommen. Er äußerte sich gegenüber seinem Freunde und Nachfolger, dem Baron de Courcel: „Bereiten Sie sich darauf vor," sagte er ihm, „Sie sind jetzt mein Nachfolger; ich werde der Ihrige, wenn ein Umschwung eintritt und meine Freunde wieder an die Regierung kommen. Trete ich jemals in den Staatsdienst zurück, so werde ich keine andere Stelle annehmen, als die, welche ich jetzt aufzugeben durch mein Gewissen gezwungen bin." Dann hat er sich über seinen hiesigen Aufenthalt und seine

hiesige Stellung auch einmal so geäußert: „Ich habe mich in Berlin glücklicher gefühlt, als irgendwo, im Verkehr mit der imposanten Persönlichkeit des Fürsten Bismarck, der nicht nur der große Staatsmann ist, den alle Welt bewundert, sondern auch daneben der bestechend liebenswürdige Mann, mit dem zu verkehren eine wahre Freude ist. Einen andern Posten als den des Botschafters in Berlin werde ich auf keinen Fall annehmen.“

In Anerkennung seiner Verdienste hatte auch der Kaiser dem Grafen Saint-Vallier, dem er besonders zugethan war, die höchste Auszeichnung, den hohen Orden vom Schwarzen Adler, verliehen, die um so werthvoller war, als sie dem Botschafter nicht erst bei seinem Scheiden von Berlin verliehen wurde, sondern während er noch in voller Thätigkeit war (1880).

Ein Jahr später ließ ihm der Kaiser seine Marmorbüste in wiederholter Anerkennung seiner Verdienste mit einem schmeichelhaften Schreiben durch den Staatssekretär Grafen von Hatzfeldt überreichen. Es war das fast den Franzosen zu viel. Sein Nachfolger, Baron von Courcel, mußte von da Anlaß nehmen, in seiner schwierigen Stellung das äußerste Maß von Vorsicht zu beobachten. In die Zeit seiner diplomatischen Wirksamkeit fallen die engsten Beziehungen, die seit dem Kriege je zwischen den Regierungen Deutschlands und Frankreichs bestanden haben. Wirft man einen Blick auf die Stellung, welche Frankreich zur Zeit der Kongokonferenz im Rathe der Nationen eingenommen hatte, so ist es erstaunlich, wie rasch und wie

stark der Sturz ist, den es gethan hat. Als die Vertreter der Seemächte in Berlin zu einer im Völkerrecht bahnbrechenden Arbeit zusammengetreten waren, hatte sich die Sache schnell so gestaltet, daß Frankreich thatsächlich die Leitung in die Hand bekam. Die Interessen der französischen Republik waren von vornherein jeder Bestreitung entrückt, ihre Protektion war maßgebend, andere Staaten beschwerten sich, daß Herr von Courcel in Berlin „Sommer und Winter“ mache. Eine nähere Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und Frankreich schien sich anspinnen zu wollen, auch noch an anderen Plätzen als in Westafrika fanden Frankreichs Wünsche und Anliegen einen Rückhalt in der Haltung Deutschlands und immer stärkere Geltung. Dieser Beginn der Wiederaufrichtung der Weltstellung Frankreichs war von kurzer Dauer. Gegenüber einigen partiellen Unfällen in Tonkin, die für die Gesammtlage ohne Konsequenz waren, verloren erst Jules Ferry und sein Ministerium, dann die opportunistische Mehrheit der Kammer den Kopf. Jules Ferry fiel, und nicht zum Wenigsten deshalb, weil er sich enger an die Politik Deutschlands angeschlossen hatte. Fürst Bismarck mußte dem neuen Ministerium mißtrauen, das mit einem Artikel im „Temps“, der einen Warnungsruf über die angeblich ungenügende Besetzung der französischen Ostgrenze mit Kavallerie ausstieß, deputirte. Herr von Courcel reiste damals von Berlin nach Paris, und die „Nordd. Allg. Ztg.“ sendete ihm einen Artikel nach, worin gesagt war: „Wenn man sieht, daß sich ein Blatt, wie der „Temps“, auf chauvinistische Agitationen einläßt,

so liegt darin ein Symptom, daß die friedliche Entwickelung der nachbarlichen Beziehungen Frankreichs, wie sie von Deutschland angestrebt wird, den Stimmungen der Leser des „Temps“ nicht entspricht, und daß unsere Bestrebungen, die guten Beziehungen zu Frankreich zu pflegen und eine Politik der Versöhnung anzubahnen, bisher kein Glück gehabt und keine Gegenseitigkeit gefunden haben, so müssen wir uns gegen unseren Willen die Sorge aufdrängen lassen, daß Frankreich nur auf eine günstige Gelegenheit warte, um allein oder im Bündniß mit Anderen über uns herzufallen.“ Man sucht also in Paris den Grund des veränderten Verhältnisses zwischen den beiden Nachbarstaaten mit Unrecht bei Deutschland. Die Verstimmung des letzteren hat im Gegentheil ihren berechtigten Grund darin, daß angesichts der chauvinistischen Kundgebungen, die in jüngster Zeit immer häufiger und heftiger geworden sind, allmälig die Ansicht zum Durchbruch gekommen ist, alle Bemühungen, ein dauerndes gutes Verhältniß mit Frankreich herzustellen, seien vergeblich: Frankreich wolle den dauernden Frieden nur um einen Preis, den Deutschland nicht zahlen kann und nicht zahlen will, d. h. Elsaß-Lothringen.

Erst in diesen Tagen haben wir von offiziöser Seite gelesen, es könne nicht geleugnet werden, daß die Stimmung in Deutschland, Frankreich gegenüber, augenblicklich eine unfreundliche sei, und zwar in den maßgebenden politischen Kreisen sowohl, wie in der Bevölkerung. Mit den rein geschäftlichen Beziehungen, wie sie durch den französischen Botschafter, Baron Courcel, aufrecht erhalten werden,

habe dies aber nichts zu thun. Dieser erfreue sich eines wohlverdienten Ansehens und gelte allgemein für einen zuverlässigen und versöhnlichen Mann, der die ihm anvertrauten Interessen in einer Art zu wahren wisse, die an hiesiger maßgebender Stelle in keiner Weise Anstoß errege.

Wir wollen jetzt den Baron Courcel an seinem häuslichen Herde aufsuchen.

Im Januar 1883 wohnten wir einem Empfang in der französischen Botschaft bei. Das Hôtel der französischen Republik am Pariser Platz hat durch den Umbau an Ausdehnung und Eleganz bedeutend gewonnen. Vor 25 Jahren gab es in denselben Räumen ein großes Fest. Der Marschall Mac Mahon war damals Botschafter Napoleon's III. zur Krönung in Königsberg und gab nach der Rückkehr des Hofes eines der großartigsten Festins, welche Berlin je gesehen hatte. Das Haus am Pariser Platze war kurz vorher für den französischen Staat erworben worden. So prächtig der Saal war, der nach dem Garten hin angebaut worden war, so eng war aber noch das Vestibül, so eng die Treppe mit dem weiß lackirten Geländer, welche zu den oberen Sälen führte. An dem Abende, von dem wir hier sprechen, sah sich das Alles ganz anders an. Eine hohe, geräumige Vorhalle, eine breite, mit Teppichen belegte, vom ersten Podest an gebrochene Treppe mit kunstvollem Eisengeländer, flankirt von Marmorsäulen und besetzt mit einer haie von Lakaien in ponceaurother Livree mit den Wappengallons des Botschafters. Die Eintheilung der Festgemächer ist dieselbe geblieben wie vordem; vier große Piecen nach

dem Pariser Platze, vier nach der Rückseite; aber sie hatten gegen vordem an Höhe beträchtlich gewonnen und machten darum den Eindruck von wirklichen Festsälen. In der Dekoration der Gemächer herrschte das Ponceauroth mit vergoldeten Möbeln vor. Nur der Ballsaal machte eine Ausnahme. Er ist mit Gobelins dekorirt und mit großen vergoldeten Spiegelleuchtern im Rococogeschmack. An der Stirnseite des Saales erhob sich eine Estrade mit vergoldeten Thronsesseln. Gobelins mit Ansichten französischer Schlösser bilden den hauptsächlichsten künstlerischen Schmuck des Botschafter-Palais. In einem der Säle sieht man auch ein Bild des jugendlichen Ludwig XV.

Die Herren und Damen der Hofgesellschaft, die nach der, für die Botschafter und deren Gemahlinnen üblichen Etiquette denselben den ersten Besuch zu machen haben, gelangten zuerst in ein rothes reich dekorirtes Empfangszimmer, wo Baron de Courcel die Vorstellung der Herren durch den Vize-Ober-Zeremonienmeister Grafen zu Eulenburg im Beisein des introducteur des ambassadeurs von Roeder empfing, durch den Major im Garde-Kürassier-Regiment Freiherrn von Rosenberg der Stabs- und Subalternofficiere. Der Botschafter hatte zum Gesellschafts-Anzuge das große Band der österreichischen eisernen Krone angelegt. Im nächsten, ebenfalls roth montirten Gemache, empfing die Baronin de Courcel die Herren und Damen der Gesellschaft, die Damen präsentirt durch die Gräfin von Schleinitz, die Herren durch den Zeremonienmeister Freiherrn von Rosenberg.

Die Baronin de Courcel ist zur Gemahlin eines Botschafters wie geboren. Eine hohe Gestalt von vollendetem Ebenmaß, von ebenso vornehmer Haltung als Grazie in den Bewegungen, sympathische, ausdrucksvolle Züge von der, Französinnen eigenen Lebendigkeit beseelt, — so erscheint die Gräfin als das Bild einer großen Dame. Zu dem brünetten Typus der fein geschnittenen Gesichtszüge stand vortrefflich eine dunkelrothe Robe mit schwarzen, großen Damastmustern.

In der Umgebung des Botschafters befanden sich die Herren von der Botschaft. Das diplomatische Corps erschien fast vollständig; vom Auswärtigen Amte Graf Hatzfeldt; der Hofstaat des Kaisers war vertreten durch den Oberstkämmerer Grafen von Redern, den Ober-Gewandkämmerer Grafen Redern, den Generaladjutanten Grafen von der Goltz, den General à la suite Grafen von Lehndorff, den Ober-Hof- und Hausmarschall Grafen Pückler, den Hofmarschall Grafen Perponcher mit Gemahlin, und durch den Geheimen Kabinetsrath von Wilmowski. Als höchster Vertreter der Armee erschien der Feldmarschall Graf Moltke. Von Fürstlichkeiten erschienen die Familien Radziwill, der Herzog von Sagan, Fürst Putbus, Prinz Croy mit Gemahlin, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Bentheim. Von Ministern sah man den Vizepräsidenten des Staatsministeriums, von Puttkamer, General von Stosch, den Minister Maybach mit Gemahlin und Töchtern, den Staatsminister Delbrück mit Gemahlin. Der Hofstaat der Kaiserin war vollständig, Graf Nesselrode, Graf Lüttichau, Graf Gorzewski, ebenso der Hofstaat des Kronprinzen

und der Kronprinzessin, Schloßhauptmann von Normann mit Gemahlin, Graf Seckendorf, General Mischke, Major von Pfuhlstein. Unter den Anwesenden bemerkte man ferner viele Offiziere der Garnisonen von Berlin und Potsdam. —

Der türkische Botschafter Tevfik Bey, der auch zu letzten Weihnachten zum ersten Mal jenem Diner bei den Majestäten beigewohnt, residirt im Mosse'schen Hause am Leipziger Platz. In den mit kostbaren Divans ausgestatteten und schweren Teppichen belegten Räumen wurde dem Vertreter des Sultans im Januar 1886 durch den Ober-Zeremonienmeister Grafen Eulenburg, der in seinem Amt von dem Zeremonienmeister von Romberg und Kammerherrn von Roeder, sowie vom Major von Rabe vom 2. Garde-Ulanen-Regiment unterstützt wurde, welch' letzterer ausschließlich die Herren vom Militär vorstellte, die Hofgesellschaft präsentirt. Tevfik Bey, im langen schwarzen türkischen Rock, auf dem der Medjidié-Orden glänzte, begrüßte seine Gäste, die von dem Botschaftsrath Ohan Bagdadlian Effendi und den beiden Sekretären Chiikri Effendi und Salim Bey empfangen wurden, im Balkonzimmer. Von hier aus trat die Gesellschaft in die anstoßenden Räume, von denen der nächstgelegene größere mit dem lebensgroßen Oelporträt des Sultans Abdul Aziz geschmückt ist. Von Botschaftern bemerkte man den Grafen de Launay und Sir E. Malet. Aus der Umgebung Sr. Majestät des Kaisers waren erschienen die Generaladjutanten Graf von der Goltz, Graf W. Brandenburg, von Rauch, Graf Lehndorff, ferner der Oberhofmeister J. Majestät der

Kaiserin Graf Nesselrode, vom Hofstaat Fürst Hatzfeldt-Trachenberg, Ober-Gewandkämmerer Graf Redern, Hofjägermeister vom Dienst Frhr. von Heintze, Hofmarschall von Dönhof. Von den Ministern waren Dr. Lucius, Maybach und Dr. von Stephan erschienen. In der Generalität bildete Generalfeldmarschall Graf Moltke, der den türkischen Nischan-Iftihaï-Orden mit Brillanten trug, den Mittelpunkt. An seiner Seite bemerkte man den Generalquatiermeister Grafen Waldersee. Von höheren Militärs machten ferner ihren Besuch der General-Inspecteur der Artillerie von Voigts-Rhetz, der Kriegsminister Bronsart von Schellendorff, der Kommandeur der Garde-Kavallerie-Division von Winterfeld, Generallieutenant von Schlichting, der Adjutant des Prinzen Alexander, Generallieutenant von Winterfeld II., der Kommandeur der 1. Garde-Kavallerie-Brigade Graf von Alten, der Kommandeur des Garde-Füsilier-Regiments von Stülpnagel, der persönliche Adjutant des Kronprinzen Major von Kessel, eine Menge Stabsoffiziere der verschiedenen Garde-Regimenter. Vom diplomatischen Korps hatten sich der schwedisch-norwegische Gesandte, Generallieutenant Baron von Bildt mit dem Major Fröding, der badische Gesandte Frhr. von Marschall und die Herren Japaner eingefunden. Das stärkste Kontingent hatten die jüngeren Offiziere gestellt, unter denen man auch den Sohn des Oberstjägermeisters, Prinzen Pleß, bemerkte. Nicht nur die Herren von der Garde, sondern auch die nach Berlin kommandirten Offiziere der Linie waren zahlreich erschienen. Um die Zirkulation nicht zu stören, wurde die Gesellschaft durch ein

kleines Seitenpförtchen des letzten Salons über den Korridor zurück und durch einen kleineren Raum, in dem die Bilder des Kaisers und des Kronprinzen hängen, in den tageshell erleuchteten großen Speisesaal geführt, wo ein lukullisches Buffet errichtet war. Während die Gäste an der Tafel sich selbst bedienten, eilte die zahlreiche Dienerschaft des Hauses, in ihren langen rothen Röcken und weißen Strümpfen, geschäftig hin und her, die leeren Gläser mit perlendem Sekt zu füllen. Die Stimmung war eine äußerst animirte, wozu vor Allem die außerordentliche Liebenswürdigkeit des Botschafters, der an Jeden ein freundliches Wort richtete, beitrug. —

Ueber die Persönlichkeit des chinesischen Gesandten Hsü-Ching-Cheng bemerken wir Folgendes. Geboren im Jahre 1837 in Kiang-Cdinsu, in der Provinz Che-Kiang, südlich von Shanghai, studirte Hsü-Ching-Cheng in seiner Vaterstadt und erhielt die ersten literarischen und Beamten-Grade zuerkannt. Nach Peking ging er bereits frühzeitig, wo er das Studium der Philosophie als Spezialfach wählte und die höheren Prüfungen mit großer Auszeichnung bestand, so daß er schon im 28. Lebensjahre zum Professor der Philosophie an der Pekinger Universität ernannt wurde. Volle fünfzehn Jahre bekleidete er dieses Lehramt und erwarb sich während dieser Zeit einen großen Ruf in der chinesischen Gelehrtenwelt, als deren hervorragender Vertreter er gilt. Vor vier Jahren zum Gesandten Chinas am japanischen Hofe zu Tokio ernannt, wurde er an dem Antritt dieser politischen Mission durch das Ableben seines

Vaters, das ihm die übliche dreijährige Elterntrauer in seiner Heimathsstadt auferlegte, verhindert. In politischer Hinsicht gehörte Hsü-Ching-Cheng keiner Partei in China an, doch läßt die Thatsache, daß seine Ernennung zum Nachfolger Li-Fong-Pao's unter dem dominirenden Einfluß Li-Hung-Tchang's, des vielgenannten Tientsiner Reformchinesen, erfolgte, mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß auch er zur chinesischen Reformpartei neigt. Die chinesische Gesandtschaft ist völlig auf die europäischen Sitten eingegangen.

Eine Soirée in ihrem Hôtel in der Heydtstraße verläuft genau so wie bei anderen Gesandtschaften. An einem solchen Festabend füllten bei dem Vorgänger des jetzigen Gesandten fast 600 Eingeladene von den Hof-, Militär- und Staatswürdenträgern die Säle des Gesandtschaftshôtels in einer Weise, daß eine Bewegung den Gästen nur mit Mühe möglich war. Um neun Uhr begann die Auffahrt derselben; jeder Einzelne wurde von dem Gesandten Li-Fong-Pao und seinem diplomatischen Ablatus, Dr. Karl Kreyer, empfangen und von den Mitgliedern der Gesandtschaft in den zweiten Saal geleitet, um der Gemahlin des Gesandten, Li-Fu-Yen, vorgestellt zu werden. Mit Bewunderung erfüllte die Eleganz, mit welcher die in ihrem Nationalkostüm erschienenen hochgestellten Söhne des „Reiches der Mitte“ den eintretenden Damen den Arm reichten und sie der Gemahlin ihres Chefs zuführten, als hätten sie sich von Jugend auf nach europäischer Art zu Kavalieren vorbereitet. Unter den anwesenden Damen war die Fürstin

Bismarck. Auch die Hofopernsängerin Lilli Lehmann war erschienen. Vor dem Souper, welches um Mitternacht an einem großen Buffet eingenommen wurde, gab es — diesmal gewiß echten chinesischen — Thee und Erfrischungen. Die Jugend tanzte vorher und nachher wacker und zwar europäisch.

Nun wollen wir noch von einem chinesischen Feste erzählen, daß zur Zeit des Vorgängers des jetzigen Gesandten in dem Hotel in der von der Heydtstraße gefeiert wurde. Die Chinesen haben bekanntlich eine eigene Zeitrechnung, die nach dem Regierungsantritt des Kaisers datirt. Da es in China keinen Sonntag oder Ruhetag giebt, so wird der jedesmalige Jahreswechsel als ein großes Fest gefeiert. Die Staatsbeamten haben einen Monat Ferien, und das große Siegel, welches die Unterzeichnung des Kaisers repräsentirt, wird vom 20. des 12. Monats bis zum 20. des ersten Monats im neuen Jahr versiegelt. Wie die chinesischen Gesandten in Europa die vaterländische Tracht beibehalten, so wird auch das Neujahrsfest hier in derselben Weise wie dort begangen. Schon früh Morgens wird die gelbe Fahne mit dem Drachen aufgehißt. Die Feierlichkeit begann damit, daß sämmtliche Mitglieder der Gesandtschaft Festgewänder anlegten und sich um 10 Uhr gegenseitig in hierarchischer Weise beglückwünschten. Diese Zeremonie nahm fast zwei Stunden in Anspruch. Der jüngste der Attachés begab sich zuerst in das Zimmer seines nächst älteren Kollegen und zwar, nachdem er seinen Eintritt durch dreimaliges Niederschlagen mit der Thürklinke angezeigt hatte. In das

Zimmer tretend, warf er sich auf den Boden, stand wieder auf, wiederholte nach drei Schritten vorwärts dieselbe Art der Begrüßung, die nun erst von dem Begrüßten erwidert wurde. Eine Beglückwünschung von Person zu Person bildete den vorläufigen Abschluß. Darauf folgte das Grüßen des Kaisers durch sämmtliche Mitglieder der Legation. Sie traten zu diesem Zwecke in den großen Festsaal, wo sie sich, den Blick nach Osten gerichtet, nach dem Throne ihres Kaisers, auf den Boden warfen. Nachdem sie so ihrem Beherrscher einen stillen Gruß zum neuen Jahr dargebracht, beglückwünschten sie alsdann die Gemahlin des im Haag befindlichen Gesandten, Madame Li Fu-Yen, welche, von ihrem dreizehnjährigen Sohne begleitet, ihre Landsleute empfing und dieselben zu einem Dejeuner einlud, welches aus nationalen Kuchen und Früchten bestand, unter denen auch Pommeranzen, das Obst des Glückes, nicht fehlten. —

Der jetzige außerordentliche Gesandte Japans am hiesigen kaiserlichen Hof, Vicomte Schinagawa mit Gemahlin, ist erst im Mai d. J. in Berlin eingetroffen. Hier ist der Gesandte keine fremde Persönlichkeit. Schon vor 10 Jahren bekleidete derselbe den Posten eines ersten Sekretärs der hiesigen japanischen Gesandtschaft und war während seines damaligen vierjährigen Aufenthalts in Hof- und diplomatischen Kreisen gern gesehen. In seine Heimath zurückgekehrt, wurde Vicomte Schinagawa vom Mikado zu wichtigen Aemtern berufen und war zuletzt Unterstaatssekretär im Ministerium für Handel und Ackerbau zu Yeddo. Der Gesandte ist einige vierzig Jahre alt. In seiner Ge-

folgschaft befinden sich die Legationssekretäre Inouye und Yeitaro Komatsubara, welcher letztere seit der Abberufung des früheren Gesandten Aoki mit Wahrnehmung der Geschäfte der japanischen Gesandtschaft hier betraut war.

Schon der vorige japanische Gesandte Aoki bewohnte die zweite Etage des in vornehmem Geschmack vom Baumeister Rötger erbauten palaisartigen Hauses Voßstraße 7. Aoki, der zur Uebernahme eines hohen Postens in die Heimath zurückberufen wurde, hat sich in Deutschland mit einem adeligen Fräulein der Berliner Gesellschaft vermählt, die jetzt mit ihrem Gemahl nach Japan übergesiedelt ist.

Aoki war — man ist versucht zu sagen — ein echter Berliner geworden, so völlig hatte er sich eingelebt, so vollkommen war er Herr der deutschen Sprache geworden, so sehr hatte man sich daran gewöhnt, den kleinen Herrn im Ordenstern-geschmückten Frack bei offiziellen Gelegenheiten in der Berliner Gesellschaft zu sehen.

So war er z. B. auch bei jenem interessanten Banquet zugegen, das der Präsident des Zentralvereins für Handelsgeographie, Dr. R. Jannasch, zu Ehren Stanley's im Winter 1884 gab. Er saß neben dem brasilianischen Gesandten Baron de Jauru an der Tafel der Ehrengäste und unterhielt sich lebhaft mit Stanley, dem ebenfalls anwesenden Admiral Livonius und verkehrte überhaupt so ungezwungen im Saale, daß man ganz vergaß, daß er der Sohn eines Volkes ist, mit dem wir Deutschen noch vor wenigen Jahrzehnten kaum in Berührung kamen und das

erst in den letzten Dezennien begonnen hat, sich der europäischen Kultur zu erschließen.

Aoki's Wirksamkeit für seine in Berlin anwesenden Landsleute, die meistentheils Studien wegen sich in Deutschland aufhalten, haben wir oft von diesen selbst rühmen hören. Die jungen Herren Japaner, welche in Berlin studiren, gehören sämmtlich den höheren japanischen Gesellschaftsschichten an; ein kaiserlicher Prinz, mehrere Fürsten waren unter ihnen. Bei der natürlicherweise so verschiedenen Veranlagung dieser Studenten, — denn auch in Japan giebt es sehr talentvolle und sehr wenig begabte Menschenkinder, was Manchem nicht so recht einleuchten will, der die Herren Japaner zum ersten Mal sieht und auf den ersten Blick hin den Eindruck empfängt, daß einer gerade so aussieht wie der andere — ein Eindruck, den wir als einen sehr irrigen bezeichnen müssen, da wir recht niedliche und — schrecklich häßliche Japaner kennen gelernt haben — bei der verschiedenen Veranlagung dieser japanischen Studenten, sagten wir, die durch ganz Berlin zerstreut wohnen, sind die Pflichten des Gesandten auch in dieser Beziehung keine leichten. Da hat es sich nun gut getroffen, daß sich eine Dame, Frau von L., geborene von L., welche in der Artilleriestraße in Berlin einem trefflich geleiteten Pensionat für Ausländer vorsteht, besonders der jungen japanischen Herren angenommen hat. In diesem Pensionat fühlen sich die Japaner wie zu Hause; hier geben sie Diners, kochen ihre Nationalgerichte, speisen auf japanische Weise mit Hölzchen an Stelle der Messer und Gabeln, und

die Vorsteherin trägt mit ihren Schutzbefohlenen Leid und Freud, als wären diese ihre Kinder.

Soviel von der japanischen Kolonie in Berlin.

Wilhelmstraße 75/76.

Im Auswärtigen Amte sind in letzter Zeit überraschende Personalwechsel vor sich gegangen.

Im Oktober 1882 wurde der seitherige Botschafter in Konstantinopel, Graf Hatzfeldt, zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, sowie zum preußischen Staatsminister und Mitglied des Staatsministeriums ernannt. Damit nahm ein Zwischenzustand ein Ende, der seit dem am 20. Oktober 1879 erfolgten Tode des Staatsministers von Bülow gedauert hatte.

In Herrn von Bülow hatte Fürst Bismarck einen treuen, ihm ergebenen Mitarbeiter verloren, der es verstanden hatte, mit wahrer Aufopferung sich in die Intentionen des leitenden Staatsmannes zu finden. Sein weltmännisches und konziliantes Wesen machte ihn hervorragend geeignet zu dem Verkehr mit den Vertretern der fremden Staaten und mit dem Reichstage. Seine unermüdliche Arbeitskraft und seine gewissenhafte Thätigkeit befähigten ihn ganz besonders, das umfangreiche Ressort des Aeußeren mit jener Genauigkeit zu bearbeiten, welche Fürst Bismarck verlangt.

Der lange Zeitraum, während dessen das Staatssekretariat durch Stellvertreter versehen wurde, wies darauf hin, welchen eigenartigen Schwierigkeiten die definitive Besetzung begegnete. Die Vertretung wurde zuerst durch den Fürsten von Hohenlohe geführt, der der Berliner Konferenz präsidirte. Graf Hatzfeld wurde im Sommer 1881 zur weiteren Uebernahme der Vertretung nach Berlin berufen, nachdem er als Doyen des diplomatischen Korps zu Konstantinopel das Zustandekommen der türkisch-griechischen Grenzkonvention wesentlich herbeigeführt hatte. Seitdem wurde der Botschafterposten in Konstantinopel vikarirt, bis Herr von Radowitz von Athen nach Konstantinopel versetzt wurde. Graf Hatzfeld hat als Staatssekretär im Ministerium des Auswärtigen bis zum Sommer 1885 fungirt. Er wurde dann — für das größere Publikum ziemlich überraschend — an Stelle des Grafen Münster, der London mit Paris vertauschte, nach der britischen Hauptstadt als Botschafter des deutschen Reiches gesandt.

Inzwischen hatte der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte, Dr. Busch, dem Sohne unseres Reichskanzlers, Graf Herbert, Platz gemacht. Dieser hat die vollständige diplomatische Schulung von den ersten Anfängen an erhalten und ist in der regelmäßigen diplomatischen Laufbahn Schritt vor Schritt, wenn auch in raschem Gange, vorwärts gekommen. Das Prinzip der Anciennität gehört der älteren, vorbismarckischen Schule an und ist heute nicht mehr in Geltung. Bismarck nimmt seine Leute, wo er sie tüchtig findet — und begegnet ihm dies Glück in seiner

eigenen Familie, nun so ist er wahrlich der Mann, der über den Vorwurf des Nepotismus herzlich lachen darf. Wir brauchen uns deshalb gar nicht zu wundern, daß er seinen Sohn, der ihm jahrelang sein „frischester Privatsekretär" war, in seine unmittelbare Nähe auch im Dienst gezogen hat.

Graf Herbert ist jetzt, nachdem der Posten eines Staatssekretärs ein Jahr unbesetzt gewesen, in diesen eingerückt. Es mögen ja allerdings wohl einige Schwierigkeiten zu überwinden, vielleicht Empfindlichkeiten zu schonen oder zu durchbrechen gewesen sein.

Der Sohn des Reichskanzlers machte im Sommer 1876, zugleich mit dem Gesandtschaftsattaché Prinz Arenberg, das diplomatische Examen. Wir finden ihn später als Sekretär bei der preußischen Gesandtschaft in Dresden, als Legationsrath in Berlin, als Botschaftsrath in London. An seinen Namen knüpften sich wichtige Wendepunkte unserer jüngsten Geschichte. Um die Zeit der Jahreswende von 1882—1883 erschien Graf Herbert plötzlich in Wien. Es war das die Zeit der Erneuerung des deutsch-österreichischen Bündnisses, des Eintritts Italiens in die mitteleuropäische Friedensliga, der Annäherung Rußlands an dieselbe. Im Jahre 1884 tauchte Graf Herbert in Petersburg auf. Man faßte diese Sendung dahin auf, daß Graf Herbert in einem eminenten Sinne der Vertrauensmann seines Vaters ist, der von seiner politischen Einsicht besonders viel hält, und daß dieser sich über russische Dinge so direkt wie möglich orientiren wollte. Die Versetzung des Grafen von Redern und dessen temporäre

Ersetzung durch Baron Plessen, der wieder nach Wien zurückging, boten eine gute Gelegenheit, Graf Herbert wurde mit der Ausfüllung des Interimistikums beauftragt. Er fand hinreichend Gelegenheit, Eindrücke in sich aufzunehmen. Von der Art derselben, so weit sie politischer Natur waren, mochte Manches in der Gestaltung der deutschen Beziehungen zu Rußland abhängig sein. In demselben Jahre finden wir Graf Herbert im Haag als Gesandten, als welcher er wiederholt zu Verhandlungen mit dem englischen Ministerium in den bekannten Konflikten auf kolonialpolitischem Gebiete verwandt wurde. Im Jahre 1885 trat ein kritischer Moment ein. Man erinnert sich der großen Rede des Fürsten Bismarck gegen Lord Granville, durch dessen Blaubücher über Neu-Guinea und Kamerun veranlaßt. Diese Rede (vom 2. März) rief eine gewaltige Erregung in Deutschland und England hervor. Am 3. März bereits reiste Graf Herbert nach London ab, am 4. März noch erklärte die „Nordd. Allg. Zeitung", daß ein vertraulicher Verkehr zwischen den beiden Staatsmännern Deutschlands und Englands durch das Verhalten des einen zur Unmöglichkeit geworden sei, aber am Abend desselben Tages war Graf Herbert bei Granville. Am 6. März erfolgte die Replik des englischen Staatsmanns auf Bismarck's Rede. Seine Erklärung im Oberhause war so versöhnlich, daß man sie in Deutschland nur mit Genugthuung aufnehmen konnte. Die Tendenz seiner Auseinandersetzung ging dahin, durch Abschwächung seiner früheren Behauptungen die Brücke zu schlagen zu

dem Standpunkt, den Fürst Bismarck mit so scharfer Präzision eingenommen hatte.

Der Reichskanzler hat seinen Sohn längst als eine lebhaft auf seine Ideen eingehende Persönlichkeit erkannt. Zudem rühmt er seine seltene Arbeitskraft. Man erinnert sich in dieser Beziehung der Unterredung, die Fürst Bismarck kürzlich mit einem Mitgliede der nationalliberalen Partei hatte, das sich bei ihm nach dem Befinden des bekanntlich längere Zeit erkrankt gewesenen Grafen Herbert erkundigte.

Man darf außerdem nicht übersehen, daß der Kanzler stets dem Grundsatze Ludwig's XIV. gerne folgte, die Staatsgeheimnisse in möglichst wenigen Händen zu vereinigen, und daß er das Bedürfniß hat, in seiner nächsten Umgebung Organe zu besitzen, deren Treue und Diskretion er unbedingt sicher ist.

Bismarck hat sich deshalb in Zeiten der Muße auf dem Lande der geschäftlichen und diplomatischen Erziehung seiner Söhne gewidmet, und zwar so, daß diese im Dienst womöglich noch strenger herangenommen wurden als Andere. Dafür war das Verhältniß außer Dienst ein um so herzlicheres, und waren die privaten Einwirkungen an erster Stelle darauf berechnet, den Charakter auszubilden und den Söhnen diejenige Selbständigkeit anzuerziehen, die dieselben befähigen sollte, demnächst auf eigenen Füßen stehen zu können. Diese Art Erziehung erstreckte sich auch auf Bismarck's Tochter, die jetzige Gräfin Rantzau, die beispielsweise im Dechiffriren von Depeschen geübt war, wie

der älteste Hofrath im Centralbureau des auswärtigen Ministeriums.

Die Ernennung des Grafen Herbert Bismarck zum Staatssekretär des Auswärtigen verursachte, wie vorauszusehen war, einer gewissen Presse nicht geringe Pein. Sie machte darauf aufmerksam, daß der Graf, welcher jetzt erst im 37. Lebensjahre stehe, innerhalb eines nur zwölfjährigen Zeitraumes im Staatsdienste alle Rangklassen bis zur Ministerstellung durchgemacht und „seit Jahren alljährig eine Beförderung“ erfahren habe; bei einem neuen Avancement „könnte er nur noch in die Stellung seines Herrn Vaters selbst einrücken“. Dabei sei der Posten des Staatssekretärs des Auswärtigen durch die neuerdings erfolgte Gewährung bedeutender Repräsentationsgelder so reich dotirt (50,000 Mark), daß Graf Herbert Bismarck nun fast ebensoviel wie sein Vater, der Kanzler (54,900 Mark), und erheblich mehr als ein preußischer Minister (36,000 Mark) beziehe. Weiterhin ließ dieselbe Presse sich dann in Bemerkungen über die Frage der Befähigung des neuen Staatssekretärs aus, dessen Verdienste in parlamentarischen Kreisen nur durch eine gelegentliche Aeußerung des Kanzlers zum Abgeordneten Gneist bekannt geworden seien. Fürst Bismarck habe nämlich auf einer Matinée erklärt, daß er an seinem Sohne Herbert viel Freude erlebte, da derselbe gute Fortschritte mache, was ja wohl meist der Vorbereitung zu danken sei, welche Herr Professor Gneist dem jungen Diplomaten für das Bestehen des Examens habe zu Theil werden lassen. Man sprach von Protektionswesen und Nepotismus.

Die ultramontane „Germania" beschränkte sich auf die Bemerkung, daß das Avancement, das auch in materieller Hinsicht einen bedeutenden Sprung bedeute, etwas sehr rasch gehe, denn Graf Herbert Bismarck sei noch nicht lange Unterstaatssekretär und außerdem noch jung an Jahren.

Wie wir hernach sehen werden, kann man weder vom Grafen Hatzfeldt, noch vom Grafen Münster sprechen, ohne deren Gemahlinnen zu gedenken. In diese Nothwendigkeit versetzt uns nun Graf Herbert Bismarck nicht, denn er ist noch unbeweibt. Für eine passende Partie, die ihm die Karrière nicht stört, wird Papa schon sorgen. Ein freundliches Verhältniß Herbert Bismarck's zu einer jungen, schönen und reichen Fürstin litt an dem Uebelstand, daß diese bereits einen legitimen Gatten hatte. Die angebliche Reise nach Italien, und was man sich davon erzählte, ist als ein Abenteuer, das in dem Leben eines künftigen nicht bloß, sondern auch gegenwärtigen Ministers und Diplomaten schon einmal vorkommen kann, längst verpufft und vergessen. Jetzt wird vielleicht an eine ernstere Partie gedacht.

Graf Herbert von Bismarck wurde zur Zeit, als von Münster's Rücktritt vom Botschafterposten in London die Rede war, zuerst als Nachfolger desselben genannt. Lästermäuler schreiben Papa Bismarck die Aeußerung zu: „Nein, nach London geht er nicht, das ist der theuerste Botschafterposten und fordert einen Zuschuß aus Privatmitteln, den ich nicht geben kann." Um so mehr fiel es auf, daß Graf Hatzfeldt dorthin ging.

Vor seiner Berufung nach London gab die verzögerte

Besetzung des Postens eines Staatssekretärs des Aeußern durch den Grafen Hatzfeldt schon zu Gerüchten Anlaß, daß an Allerhöchster Stelle gegen den Grafen Paul Hatzfeldt eine gewisse Aversion bestehe. Seine Abstammung von der Gräfin Sophie Hatzfeldt, der intimen Freundin des socialdemokratischen Agitators Ferdinand Lassalle, seine eigenen jugendlichen demokratischen Velleitäten sollten namentlich einen solchen Widerspruch erregt haben, auch sollte von seinen Nebenbuhlern geltend gemacht worden sein, daß er nicht von Anbeginn sich der staatsmännischen Karrière gewidmet habe und in Folge dessen sich über große „Vorurtheile" seines Standes hinwegsetzte. Wir müssen dem entgegnen, daß, würde irgend etwas Begründetes gegen die Persönlichkeit des Grafen Hatzfeldt sich haben einwenden lassen, so würde man ihm sicherlich nicht so wichtige und einflußreiche Aemter anvertraut haben, wie geschehen ist. Thatsache ist dagegen, daß Graf Hatzfeldt selbst entschiedene Einwendungen gemacht hat, daß seine unglücklichen Familien- und Vermögensverhältnisse ihm Rücksichten auferlegten, die ihm die Annahme dieser Stellung erschweren müßten. Gerade die Stellung als Staatssekretär des Aeußern legt große gesellschaftliche Verpflichtungen im Verkehr mit den Vertretern der fremden Mächte auf, die Herr von Bülow wegen seines bedeutenden Privatvermögens wohl zu tragen vermochte, für welche Aufwendungen aber das frühere Gehalt des Staatssekretärs nicht genügte. Inzwischen war nun dasselbe bedeutend erhöht worden; außerdem mochten des Grafen Vermögensverhältnisse günstig regulirt worden

sein; endlich war er auch von seiner Gemahlin, einer Amerikanerin, geschieden worden, und damit waren alle Gründe, welche den Grafen Hatzfeldt bestimmten, dies Amt auszuschlagen, beseitigt; er konnte daher in das ihm schon seit beinahe zwei Jahren designirte Amt endlich im Jahre 1881 einrücken.

Graf Paul Hatzfeldt gilt als einer der befähigtsten und glänzendsten Diplomaten und Staatsmänner, welche sich Fürst Bismarck als Organe seiner großen äußeren Politik herangezogen hat.

Es hieß immer, der Staatssekretär des Auswärtigen, Graf von Hatzfeldt, werde wieder nach Konstantinopel gehen, dort habe er sich sehr wohl gefühlt. Das mit dieser Stellung verbundene Einkommen gestatte ihm, auch Ordnung in seine Privatangelegenheiten zu bringen. Nach seiner Wiedervereinigung mit seiner von ihm getrennt gewesenen Gattin galt es im Kreise der näheren Bekannten des Staatssekretärs als sein höchster Wunsch, auch ein äußerliches Zusammenleben mit seiner Familie herzustellen. Verhältnisse aller Art, wie sie an Höfen mit strenger Etikette sich geltend machen, würden es kaum gestatten, daß diesem Wunsche in Berlin, in Petersburg oder in London Erfüllung werde. In Konstantinopel dagegen bereiten die Verhältnisse in dieser Beziehung keine Schwierigkeiten. Und nun ging allen Prophezeihungen zum Trotze im Sommer 1885 Graf Hatzfeldt, als Nachfolger Münster's, nach London! Er ging dahin, ohne die Schätze Münster's!

Die überraschende Versetzung Hatzfeldt's nach London ist aber aus folgenden Thatsachen heraus zu erklären.

Es wurde im September v. J. als ein „offenes Geheimniß“ in gewissen Kreisen bezeichnet, daß man in unserem Auswärtigen Amte der nicht genug energischen Haltung unseres Botschafters am Hofe der Königin von England, des Grafen Münster, die Schuld zuschreibe an dem langsamen Fortgang schwebender Fragen. Graf Münster wäre, so sagte man, einestheils durch seine zweite Ehe mit einer durch Geist ausgezeichneten englischen Dame, dann durch seinen langjährigen, ununterbrochenen Aufenthalt in England und vielleicht auch durch seine hannoversche Vergangenheit mit England schließlich derart verwachsen, daß es nicht zu verwundern sei, wenn hier und dort sich eine gewisse Kollision zwischen unmittelbar empfangenen Eindrücken und erhaltenen Instruktionen ergäbe. Er habe, um eine geläufige Bezeichnung anzuwenden, im Verlaufe der Jahre „zuviel von einem Engländer bekommen“. Eine solche Akklimatisirung hätte in Tagen ruhigen und regelmäßigen diplomatischen Verkehrs schließlich nicht viel zu bedeuten, sie werde indeß zu einer Art Gefahr, wenn die Geschäfte entschiedenste Stellungnahme verlangten. Und dieses Erforderniß sei vom Grafen Münster nicht im ganzen Maße erfüllt worden. Etliche der wichtigsten, auf die Kolonialfragen bezüglichen Verhandlungen zwischen Deutschland und England hätten erst durch den Eintritt des Grafen Herbert Bismarck in dieselben den richtigen Zug bekommen. Auch des Botschafters Haltung auf der Londoner Konferenz

sollte ihm nicht die volle Billigung seiner Regierung eingetragen haben. Man erinnert an eine Mittheilung aus St. Petersburg, in der es hieß: Lord Granville habe seines Präsidentenamtes mit mehr als erlaubter Energie gewaltet und u. a. dem russischen Vertreter Baron Staal einmal in geradezu unhöflicher Weise das Wort abgeschnitten. Es hieß damals weiter, man fände in Petersburg für Baron Staal insofern eine Art Entschuldigung, als auch eine andere hochstehende Persönlichkeit keine bessere Erfahrung gemacht habe. Man bezog das auf den deutschen Botschafter und fand in der erwähnten Thatsache einen weiteren Grund für den Rücktritt des Grafen. Fürst Bismarck entschuldige eher einmal einen wirklichen Fehler seitens eines unserer Vertreter im Auslande, als wenn dieser „sich etwas gefallen ließe". Daß aber trotzdem das Gesammturtheil Bismarck's über den Grafen Münster als Diplomaten ein bevorzugt günstiges geblieben ist, daß nur die Abberufung des Grafen gerade von London aus angegebenen Gründen wünschenswerth erschien, läßt die nun erfolgende Versetzung Münster's — nicht etwa in den Ruhestand — auf den Pariser Posten, der doch immer als ein höherer galt als der Londoner, erkennen.

Die Installation des Fürsten Hohenlohe als Statthalter in Straßburg, der offizielle Empfang seines Nachfolgers, des Grafen Münster, als französischer Botschafter in Paris, die Ankunft des Grafen Hatzfeldt in London sind sich schnell gefolgt.

Graf Münster und Fürst Hohenlohe hatten einst fast

gleichzeitig ihren Posten in Paris und London angetreten. Die freikonservative Partei, der sie angehörten, trug damals schon den Namen Botschafter-Partei. Fürst Hohenlohe löste den Grafen Arnim in Paris ab, Graf Münster den Grafen Bernstorff in London. Beide Botschafter, der ehemalige bayerische Minister und der ehemalige hannöversche Diplomat, hatten zum ersten Male im Zollparlament Fühlung mit einander gefunden. Beide waren sich klar über die Nothwendigkeit, den Norddeutschen Bund zum deutschen Reich zu erweitern, das Zollparlament in ein Vollparlament zu verwandeln. In diesem Sinne war Graf Münster bereits im Norddeutschen Parlament offen hervorgetreten. Nachdem er sich in dem für Hannover so verhängnißvollen Jahre 1866 redlich bemüht hatte, durch gute Rathschläge, welche der König Georg weit von sich wies, diesem die Krone und das Land zu retten, trat er als Mitglied des Norddeutschen Reichstages als entschiedener Anhänger der Umgestaltung Deutschlands auf. Er huldigte sogar einem Unitarismus, der dem Fürsten Bismarck zuweilen zu weit ging. Wäre es auf den Grafen Münster angekommen, so trügen heute alle unsere Goldmünzen das Bildniß des Kaisers, auch die bayerischen und sächsischen. Das deutsche Münzwesen war ein Gebiet, auf welchem Graf zu Münster sich als Parlamentarier ganz besonders bemerkbar machte, nachdem er im Norddeutschen Reichstage nicht bloß durch seine „Austern-Bill" sich einen Namen erworben hatte. Daß die Goldmünzen die Bildnisse der Landesherren tragen sollten, durchschnitt das nationale

Herz des Grafen Münster wie ein Dolch. Sein Antrag, dafür das Bildniß des Kaisers zu setzen, damit dasselbe bis in die Hütten der bayerischen Hochalpen dringe (ultramontaner Zwischenruf: Da giebt es keine Goldmünzen!), war übrigens nichts als eine Wiederaufnahme eines preußischen, im Bundesrathe verworfenen Vorschlages.

Graf Münster lebt in Verhältnissen, die ihm viele Goldstücke unter die Hände gelangen lassen. Bald nach dem Scheitern seines Antrages ging er nach dem Lande, wo die Goldstücke alle einerlei Gepräge tragen, nämlich das Bildniß der Königin Viktoria. Er ließ sich als Botschafter nach London schicken. Alle Welt war darüber einig, daß er für diesen Posten die geeignetste Persönlichkeit war. Er ist ein englischer gentleman comme il faut. Die englische Sprache ist so zu sagen seine Muttersprache. Mit den ersten Lords des Königreichs nimmt er es in Bezug auf Reichthümer auf. Es hat dies immer als ein wichtiger Punkt für einen Botschafterposten in England gegolten.

Wenn ein Graf „Oberküchenmeister" ist, hat dies nichts Erstaunliches an sich; verrathen wir aber, daß Graf Münster ein Kochbuch herausgegeben hat, so wirkt dies im ersten Augenblick etwas verblüffend. Seine Gemahlin, eine geborene Lady Harriet St. Clair, hatte nämlich „Dainty dishes" geschrieben, das nun der Graf auf deutsche Verhältnisse übertrug, mit einer Vorrede versah und unter dem Titel „Gute Küche, eine Sammlung von Gerichten für Reiche und Arme, Gesunde und Kranke" erscheinen ließ.

Schlägt man in einem unserer parlamentarischen Almanache nach, so ist in den biographischen Notizen des Grafen zu Münster von diesem Produkt seiner Muße nichts erwähnt; wir finden vielmehr daselbst aufgeführt seine „Politischen Skizzen", verschiedene Brochüren, z. B. „Mein Antheil an den Ereignissen in Hannover 1866", „Der Norddeutsche Bund und dessen Uebergang zu einem deutschen Reiche". Das Kochbuch hat man für einen parlamentarischen Almanach nicht als würdig der Erwähnung angesehen. Der politische und diplomatische Ruf des Grafen zu Münster ist aber ein zu fest begründeter, seine Verdienste um das Staatswohl zu anerkannt, als daß wir uns nicht erlauben dürften, seiner Rezepte für das leibliche Wohl der menschlichen Gesellschaft im ganz Speciellen zu gedenken. Man darf überhaupt von der Kochkunst nicht so gering denken. Sie hat die größten Blüthen in Paris während der letzten Belagerung getrieben und die Spekulation Bismarck's auf die baldige Aushungerung der Stadt zu Schanden gemacht. Dort gab es eine Kochkunst, die in ihrem Raffinement zuletzt den verarbeiteten Stoff gleichgiltig machte, das Fleisch in der Sauce zu einem — um in der Sprache der spekulativen Philosophie zu sprechen — „aufgehobenen Moment" herabsetzte, weit über die Grundelemente der Pasteten, der Ragouts, der Salate, der italienischen Käse, der Würste, des Eingemachten die Kunst der Zubereitung, also über die Materie den Gedanken stellte. Für Salat eignet sich schließlich jedes Blatt, für die Wurst oder Pastete jedes Fleisch. Der Stoff geht in der Form (das Wort

wieder in philosophischem Sinne genommen) unter, er wird indifferent. Und eine Stadt, wo der Gedanke dermaßen die Materie beherrschte, wollte Bismarck in zwei Monaten aushungern?

Graf zu Münster hat nun allerdings nicht für eine belagerte Stadt geschrieben, im Gegentheil für eine gut versorgte, aber deswegen hat er nicht weniger den Gedanken in der Kochkunst zu Ehren gebracht. Er ist in England erzogen und durch und durch ein Engländer. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland empfand er von der deutschen Kochkunst etwa den Eindruck wie von der des belagerten Paris. Sie zu veredeln, sie auf den englischen Standpunkt zu erheben, den Deutschen zu reichhaltigerer, schmack- und nahrhafterer Küche zu verhelfen, war sein Idealbestreben.

Welch geradezu reformatorischen Einfluß ein solcher Mann wie Graf Münster auf die Büffets der gesetzgebenden Körperschaften, deren Mitglied er war, ausüben mußte, kann man nach dem Erzählten wohl begreifen. Nun hat, seitdem ein deutscher Reichstag existirt, dessen Büffet eine Rolle gespielt. Aber nach und nach hat auch das Büffet des deutschen Parlaments seine alte Bedeutung oder das alte Interesse eingebüßt. Das behauptete schon bald nach dem französischen Kriege, also beim Beginn des ersten deutschen Vollparlamentes, der alte Reichstags-Kantinier Müller, der sich den Norddeutschen Reichstag und das Zollparlament lobte. „Seitdem wir ganz einig geworden sind,“ pflegte er zu sagen, „geht es mit dem Büffet bergab.“ Er war der Meinung, daß in der Zeit der

Hoffnung und des nationalen Enthusiasmus vor dem Kriege der Reichstag weit mehr nach dem Büffet ausgeschwärmt sei und insbesondere sich mehr in Unkosten wegen des Dejeuners gesetzt habe, als in der Zeit der Erfüllung, wo man nüchterner in geistiger und anderer Beziehung geworden war. Sind die Beobachtungen Müller's richtig, so zählten der Norddeutsche Reichstag und das Zollparlament mehr Feinschmecker und in Verbindung damit vollere Portemonnaies, als ihr Nachfolger, das deutsche Vollparlament. Etwas Richtiges mag wohl an dieser Beobachtung gewesen sein, denn Müller zog sich drei oder vier Jahre nach dem Kriege von der Bühne zurück, auf welcher er berühmt geworden war und sich namentlich das Verdienst zuschrieb, an der Wiederherstellung des deutschen Reiches einen großen Antheil zu haben.

In welch' genialer Weise aber Graf Münster es verstand, seine politische Stellung zum Wohl der deutschen Küche zu verwerthen, möge uns eine Büffetscene aus dem Juni des Jahres 1868 lehren.

Der Schwerpunkt des Reichstages war wieder einmal von dem Sitzungssaale nach dem Büffet verlegt. Der Raum desselben konnte kaum die hohe Versammlung fassen. In dem Gewühl war ich einem Tische nahe gekommen, wo die Feinschmecker aller Fraktionen zu sitzen schienen. Ich hörte dicht neben mir: „Nicht doch, Kollege, Sie nehmen ja die unrichtige Sauce." — „Wie so?" — „Nun, ist das nicht Wildschweinskopf, was Sie auf dem Teller haben?" — „Allerdings, Herr Kollege." — „Dann nehmen Sie ja

Cumberland-Sauce, nur Cumberland-Sauce. Wildschweinskopf verträgt nichts Anderes." „Woher hat die Sauce die Farbe?" „Von Rothwein oder Portwein vermuthlich, der daran ist." — „Das nicht allein, die Hauptingredienzen sind englischer Senf und Johannisbeer-Gelée. Aber nicht wahr, sie ist zu Wildschweinskopf süperb?" — „Vortrefflich," — „Wie ist der frische Lachs, lieber Kollege?" — „Ganz gut." — „Haben Sie einmal Kiebitzeier und Lachs gegessen?" — „Ich erinnere mich nicht, aber ich kann mir wohl denken, daß es gut zusammen schmeckt; es ist gleichsam die höhere Potenz von Rührei und Bückling."

In diesem Augenblick trat ein stattlicher hoher Herr mit einem charakteristisch gebildeten Kopfe, blondhaarig, mit mildem Ausdruck des Gesichts, an den Tisch heran, wo obiges Gespräch geführt wurde. Er schwang in der Hand eine lange Papierrolle und redete die Tischgesellschaft mit den Worten an: „Meine Herren, ich möchte einen Antrag stellen, und suche noch einige Unterzeichner zur Unterstützung des Antrages; Sie haben vielleicht die Güte?" — „Wollen Sie die Geschäftsordnung wieder abändern?" — „Nein, dieses Mal nicht. Mein Antrag ist vielmehr folgender: Der Reichstag wolle beschließen, dem Herrn Bundeskanzler zu empfehlen, die Pflege der vorhandenen Austernbänke und die Frage der künstlichen Austernkultur einer eingehenden Erörterung unterziehen, und zu dem Ende die nöthigen Erhebungen und Untersuchungen vornehmen zu lassen." — „Bravo!" — „Motive: Die wirthschaftlichen Erfolge, welche die Austernkultur in Amerika, Frankreich und anderen

Ländern gehabt hat." — „Ist schon gut, der Antrag bedarf keiner Motive. — Ich unterzeichne." — „Ich auch." — „Geben Sie hierher." — „Der Antrag wird durchgehen." — „Das ist keine Parteisache, es handelt sich um ein nationales Interesse, höchstens die Ultramontanen werden wieder nörgeln. — „Ich esse die Austern am liebsten gebacken." — „Das ist nicht mein Geschmack." — „Kellner, bringen Sie mir noch ein Glas Erdbeer-Bowle."

Inzwischen hatte sich der Antrag mit Unterschriften bedeckt. Graf Münster — der Antragsteller — hatte die Freude, wenige Tage darauf in erster, zweiter und dritter Lesung von allen Fraktionen ohne Unterschied seinen Antrag angenommen zu sehen. Dagegen stimmten nur die Sozialdemokraten und Professor Ewald. —

Der Vorgänger des Grafen Herbert im Unterstaatssekretariat, Dr. Busch, gilt als eine der hervorragendsten Kapazitäten im deutschen auswärtigen Dienste. Dr. Busch ist katholischer Eltern Kind; bei der Wahl seines Berufes hatte ihm zuerst die Diplomatie ganz fern gelegen; er hatte sich dem Studium der morgenländischen Sprachen, namentlich des Arabischen, gewidmet. Gelegentlich seines Aufenthaltes im Orient nahm er eine Stelle als dritter Dragoman bei der Gesandtschaft in Konstantinopel an und wurde in dieser Weise in den Konsulats- und diplomatischen Dienst eingeführt, in welchem er eine so überraschend schnelle Karrière gemacht hat. Bezüglich der Mission des Herrn Busch nach Rom, im Dezember 1881, wurde damals gesagt, daß derselbe einen Urlaub zu einer Erholungsreise erbeten

hatte, die er antreten wollte, einige Tage ehe Fürst Bismarck aus Varzin zurückkehrte. Fürst Bismarck drückte Herrn Busch den Wunsch aus, er möge seine Ankunft in Berlin abwarten, und war es nach dieser Version eine Art von Gelegenheitsmission, die er in Rom noch übernommen hatte.

Aehnliches ist allerdings auch seiner Zeit von der ersten Sendung des Herrn von Schlözer nach Rom berichtet worden, der bei einer seiner regelmäßigen Ferienreisen nach Rom den Auftrag erhalten hatte, en passant das Terrain zu sondiren.

Wenn Bismarck kürzlich bei einem parlamentarischen Diner vom Papste Leo XIII. sagte, derselbe sei einer der scharfsichtigsten und erleuchtetsten Staatsmänner unserer Zeit, welcher erkannt habe, welche Bedeutung ein konservatives und geordnetes Staatswesen im Mittelpunkte Europas, wie Deutschland, gegenüber der allgemeinen Lage der Verhältnisse besitzt, so läßt der Kanzler, wie uns versichert wird, dem Herrn von Schlözer gern die Anerkennung zu Theil werden, seinerseits zu dieser Ueberzeugung des Papstes ein gut Theil oder das beste Theil beigetragen zu haben. Von Herrn von Schlözer rühmt man, er habe es verstanden, mit dem Papste und seinen Rathgebern, oder doch mit einem Theil derselben sich ein Verhältniß zu schaffen, das zur Verständigung zwischen Preußen und Rom so überaus viel beigetragen, und das insbesondere das Vertrauen zu den Tendenzen der preußischen Regierung mehr und mehr wiederhergestellt hat. Der deutsche Diplomat ist ein im besten Sinne des Wortes feiner Weltmann, für dessen Auftreten und dessen Ton — zumal bei

Kardinalen — eine besondere Empfänglichkeit zu herrschen scheint. Man erzählt, daß selbst das Verständniß für Tafelgenüsse, das er mit der hohen Geistlichkeit theilt, nicht ohne eine Bedeutung für seine politischen Erfolge ist. Herr von Schlözer ist aber auch ein hervorragender Gelehrter, insbesondere Historiker, was ihn vermuthlich noch etwas mehr als feine Zunge und Weltton den römischen Würdenträgern näher bringt und seinen Einfluß erhöht.

Kurt von Schlözer (1822 zu Lübeck geboren) ist ein Sohn des russischen Generalkonsuls Karl von Schlözer und ein Enkel August Ludwig's von Schlözer, des ausgezeichneten Geschichtsforschers und politischen Schriftstellers, der, erst in Petersburg als Professor an der Akademie daselbst, später in Göttingen als Professor der Geschichte und Statistik, bekannt geworden ist, insbesondere durch seinen „Briefwechsel“ und durch seine „Staatsanzeigen“. Seine wissenschaftliche Bedeutung ist voll auf den heutigen Diplomaten Kurt von Schlözer übergegangen, der ebenfalls durch historische Arbeiten bekannt geworden ist, die nur zur Erhöhung seiner diplomatischen Thätigkeit beigetragen haben. Kurt von Schlözer ging 1871 als deutscher Gesandter nach Washington. Er war in früheren Jahren als erster Legationsrath bei der preußischen Botschaft in Petersburg, an deren Spitze damals Herr von Bismarck-Schönhausen stand, mit letzterem näher bekannt geworden, und hatte später, als Graf Harry von Arnim preußischer Gesandter beim päpstlichen Stuhle war, die Stelle des ersten Gesandtschaftsraths in Rom bekleidet, und das dortige Terrain

und die maßgebenden Persönlichkeiten kennen gelernt. Von Washington aus im Jahre 1881 auf Urlaub in Deutschland, schickte ihn Fürst Bismarck als außerordentlichen Gesandten nach Rom, um wegen Besetzung erledigter Bischofssitze, Revision der Maigesetze und Wiederherstellung des diplomatischen Verkehrs zu unterhandeln. Im nächsten Jahre überreichte er am 24. April als neuer preußischer Botschafter dem Papste sein Beglaubigungsschreiben. Mit dem Namen Schlözer ist seitdem die große Wendung verknüpft, die im Kulturkampfe in den letzten Jahren eingetreten ist und zu der Lage geführt hat, in der wir uns heute befinden, und die durch die Haltung des Bischofs Kopp im Herrenhause gekennzeichnet ist.

Wenden wir uns jetzt einer Persönlichkeit zu, die nicht zu den Sendboten gehört, welche im Auslande die Politik Bismarck's vertreten und besorgen, aber in der nächsten Umgebung des Fürsten zu den intimsten Arbeitern zählt oder doch zählte. (Es wird nämlich seit einiger Zeit etwas von gegenseitiger Entfremdung gemunkelt. Man bringt damit das Avancement des Grafen Herbert und Anderer in Zusammenhang.) Ich will von Lothar Bucher sprechen, der von 1848 her als Mitglied der Nationalversammlung und als großer Revolutionär und Steuerverweigerer bekannt ist. Derselbe hat im Exil eine Wandlung durchgemacht, die ihn im preußischen Staatsdienste zwar etwas in die Höhe poussirte, aber die ihm von seinen alten Gesinnungsgenossen um so mehr übel genommen worden ist. Er läßt sich im Parlament nicht sehen. Wenn da wirklich

einmal auswärtige Politik verhandelt wird, ist es Bismarck selber, der sie vertritt. Auch sonst sieht man den Einsiedler wenig. Meist geht er in der Abendstunde spazieren. Wer ihn sich genauer ansehen will, muß Werner's Kongreßbild näher betrachten, dessen Beschreibung hier wohl so recht am Platze ist. Auf diesem Bilde ist Bucher mit anderen Herren vom auswärtigen Amt und von der europäischen Diplomatie verewigt. Wir erblicken Fürst Bismarck im dunkelgelben Kürrasierrock mit Epauletten, die er nur bei offiziellen Gelegenheiten benutzt. Er bewegt sich leicht und elastisch in dem Rock, der bei ihm kaum noch den Charakter einer Uniform hat. In der linken Hand hält er die Adlerfeder mit der silbernen Viktoria, welche ihm Hamburg zum Unterzeichnen des Friedensschlusses gesendet hat. Er ist vorgetreten und reicht seine Hand mit kräftigem Druck dem General Schuwaloff, der von rechtsher herantritt. Der russische General ist in voller Uniform, mit allen Orden, eine kräftige Kriegergestalt von schneidiger Spannung, mit leuchtendem Auge. Zur andern Seite des Fürsten Bismarck steht der österreichische Delegirte Andrassy in der Generalstracht der ungarischen Honveds, eine Gestalt von vornehm lässiger Haltung und geistvollem Ausdruck. In der anderen Hauptgruppe, zur linken Seite des Bildes, sitzt der russische Kanzler Fürst Gortschakoff in hohem Lehnstuhl, die Hand auf einen Stock gestützt; er trägt die kleine russische Diplomaten-Uniform, die sprühenden Augen in dem runden bartlosen Gesicht deckt eine mächtige Brille. Er spricht mit Disraeli, welcher gedankenvoll, auf einen Stock gelehnt,

neben ihm steht. Die englische Uniform, ein hochschließender blauer Frack und gleichfarbige Beinkleider, hat etwas Befremdendes, das die stattliche Männerschönheit des Lord Salisbury nicht zur vollen Geltung kommen läßt und die eigenthümliche Persönlichkeit Lord Beaconsfield's noch absonderlicher erscheinen läßt. In einem merkwürdigen Gegensatz zu Disraeli steht die geistvolle Erscheinung des österreichischen Botschafters Karolyi in ungarischer Magnatentracht, neben diesem hat Haymerle, der zweite österreichische Bevollmächtigte beim Kongreß, Platz gefunden. Die Gruppe wird vervollständigt durch den italienischen Botschafter Graf Launay mit wundervoll feingeschnittenem Kopf und den französischen Minister Waddington in reichgestickter strammsitzender Uniform, von dem einmal sehr zutreffend behauptet wurde, daß er genau den Typus eines preußischen Geheimen Bauraths habe. Die Hauptgruppe zur Rechten bilden die Vertreter der Türkei, durch den rothen Fez leicht kenntlich. Kara Theodori Pascha steht am Ende des Tisches, eben bereit, den Vertrag zu unterschreiben; nach vorne zu wieder eine der Persönlichkeiten, welche unser Interesse damals besonders lebhaft erregten, Mehemed Ali, der Sohn des Musiklehrers Detroy aus Magdeburg, den wir als einen ersten Feldherrn der Türkei bei uns wieder sahen, um bald darauf von seinem kläglichen Ende in Albanien zu hören; eine echte deutsche Landsknechtsgestalt mit leuchtenden blauen Augen in dem thatkräftigen und doch beinahe schwermüthigen Antlitz. Zu der Gruppe gehören noch der türkische Gesandte an unserem Hofe, Sadullah

Bey, im Gespräch mit dem englischen Botschafter, Lord Odo Russell, dessen geistvoller Kopf in der Berliner Gesellschaft so wohl bekannt ist. Hinter dem großen Sitzungstisch ist wiederum eine Gruppe von Diplomaten in voller Aktion. Der russische Botschafter Oubril unterschreibt den Vertrag, zu ihm wendet sich der deutsche Gesandte am griechischen Hofe, Radowitz, dessen feiner blasser Kopf gegen die robuste Breite des russischen Vertreters interessant absticht. Zur Seite stehen der deutsche Botschafter in Paris Fürst Hohenlohe, der italienische Bevollmächtigte Graf Corti, dessen Kopf eine lebhafte Aehnlichkeit mit den auf uns gekommenen Büsten des Sokrates zeigt, und drei Franzosen, der Botschafter Saint-Vallier, der erste Sekretär der Botschaft, Graf Mouy, und der Direktor des auswärtigen Amtes in Paris, Staatsrath Desprez. Im Vordergrund zur Seite des Fürsten Bismarck hat der seitdem verstorbene Staatsminister von Bülow seinen Platz gefunden, zur anderen Seite gewahrt man — last not least — den energisch geschnittenen Kopf Lothar Bucher's und die Gruppe der Sekretäre des Kongresses, von Holstein, Busch und Graf Herbert Bismarck.

Der uns hier vor die Augen tretende, von uns schon am Anfang dieses Kapitels kurz charakterisirte Staatsminister von Bülow lebt in einem Namensvetter weiter, der als Nachfolger des Herrn von Roeder heute unser Gesandter in der Schweiz ist. Mit keinem seiner Gehilfen hat Fürst Bismarck sich so verstanden, mit keinem ist das Verhältniß vom ersten bis zum letzten Tage von jedem Zwiespalt der Ansichten so absolut frei gewesen, als mit dem

ausgezeichneten, 1879 dem Leben entrissenen Staatsmann, den der Reichskanzler noch bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin, nach der Rückkunft von Wien, auf dem Krankenlager in Potsdam zu besuchen eilte. Selten hat auch ein Staatsmann unserem Kaiser so nahe gestanden als eben derselbe. Dasselbe Verhältniß zum Reichskanzler und zum Monarchen scheint auch auf den Namensvetter übertragen zu sein. Dieser wird oft durch Berufung aus der Schweiz nach Berlin ausgezeichnet. Dem Kaiser hält er oft Vortrag, und zumal wenn dieser auf Reisen ist, finden wir ihn in der Umgebung des Monarchen als Vertreter des Auswärtigen Amtes. Die Bülow stammen aus Holstein. Der Staatsminister stand lange im dänischen Staatsdienst, 1852 wurde er als Bundesgesandter für Holstein-Lauenburg nach Frankfurt gesandt, wo er es verstand, sich in hohem Grade die Achtung und das Vertrauen der diplomatischen Kreise zu erwerben, und wo er auch zu dem damaligen preußischen Bundestagsgesandten, Herrn von Bismarck-Schönhausen, in nähere Beziehung trat: eine Bekanntschaft, die nicht ohne bedeutungsvolle Folgen für die spätere Laufbahn des hochbegabten Staatsmannes bleiben sollte. Die immer ernster und bedrohlicher sich gestaltenden Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark veranlaßten Herrn von Bülow, aus dem dänischen Staatsdienst zu treten und der Berufung nach Mecklenburg-Strelitz zur Leitung der Staatsangelegenheiten Folge zu leisten. Als mecklenburgischer Minister nahm Herr von Bülow an den zur Begründung des Norddeutschen Bundes führenden Arbeiten einen ehrenvollen und

hervorragenden Antheil. Im Jahre 1868 übernahm er die Vertretung der beiden mecklenburgischen Großherzogthümer im Bundesrathe, in welcher Stellung er seine staatsmännische Begabung so glänzend bewährte, daß ihn 1873 der Kaiser zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannte, woran sich 1876 die Ernennung zum Staatsminister anschloß. In wie ausgezeichneter Weise, mit wie großer Hingebung er die ihm aus dieser Stellung erwachsenen schweren Pflichten erfüllte, dafür legt das Vertrauen des Kaisers und des Reichskanzlers, welches ihm stets erhalten blieb, das ehrenvollste und vollgültigste Zeugniß ab. Der älteste Sohn des Staatssekretärs von Bülow, Legationsrath Bernhard von Bülow, ist erster Sekretär der kaiserlichen Botschaft in St. Petersburg. Ein zweiter Sohn, Legationssekretär Alfred von Bülow, ist Sekretär der kaiserlichen Gesandtschaft in Bern.

Ich komme nun zu dem „Revolutionär" Lothar Bucher mit dem energisch geschnittenen Kopfe zurück, den wir auf Werner's Bild neben dem Fürsten Bismarck und Herrn von Bülow finden. Er hat das Aeußerste in Kraftaussprüchen zu jener Zeit, in der er der Nationalversammlung angehörte, geleistet. „Wenn es möglich sein sollte, daß der eingesperrte Hochverräther von seinen Anhängern befreit wird und mit ihrer Hilfe die Verfassung umstößt: so muß er mit seinen Freunden wohl die Majorität des Volkes darstellen. Dann aber hat er ein Recht, die Verfassung umzustoßen, weil sie nur die der Majorität ist." Mit diesen Worten widerlegte Bucher in der Nationalversammlung bei der Debatte über Abschaffung der Todesstrafe diejenigen Redner, welche die-

selbe für den Hochverrath beibehalten wissen wollten. Hier haben wir also das Dogma von der „Volkssouveränetät" — wie Herr Bucher es selbst ein ander Mal genannt und als die eigentliche Grenzmark zwischen dem Konservatismus und der Demokratie bezeichnet hat — in der reinsten Gestalt und mit allen nothwendigen Konsequenzen. Die Minderheit muß sich der Mehrheit, aber auch nur ihr fügen, und bei jedem entstehenden Kampfe entscheidet erst der Ausgang, das fait accompli, darüber, welche Partei sich in der Majorität befunden. Das heißt die Gewalt als die einzig mögliche Grundlage des Staates anerkennen. Jedermann ist darnach berechtigt, jede Staatseinrichtung, die ihm nicht gefällt, umzustoßen, wenn er die Macht dazu hat. Lothar Bucher hat nun zwar die Konsequenzen dieser Theorie keineswegs bis zum Aeußersten gezogen. „Es ist gesagt worden" — meinte er in seiner berühmten Rede über den Belagerungszustand — „es ist gesagt worden, im März habe das Volk eine Revolution gemacht, im November die Regierung eine Kontrerevolution. Allerdings ist es die Gewalt, welche in beiden Fällen den Sieg verleiht; aber nicht die Gewalt ist es, welche das Recht verleiht." Wie kam er zu einer solchen Distinktion? Sie konnte in seinem Munde nichts Anderes sein, als die Scheu, aus seinen eigenen Ansichten die unabweislichen Konsequenzen zu ziehen! Bucher theilte die Konfusion seiner Gesinnungsgenossen aus jener Zeit. „Seien Sie eingedenk des 4. August 1879, rief er am Schlusse einer Rede zu Gunsten der Abschaffung der Todesstrafe aus, lassen wir den heutigen Tag verstreichen, ohne

der Humanität den längstschuldigen Tribut darzubringen, so möchte nicht so bald wieder ein so günstiger Tag erscheinen! Bedenken Sie, daß heute gegen den Antrag stimmen wahrscheinlich eben so viel heißt, als eine Reihe von Todesurtheilen unterschreiben!" Also aus Menschenfreundlichkeit sollte die Todesstrafe abgeschafft werden. Nun wies Lothar Bucher die Versammlung darauf hin, wie sie „im Zellengefängniß ein viel furchtbareres Ersatzmittel habe". Wie konnte Bucher die Todesstrafe als unmenschlich brandmarken und in demselben Athemzuge als Motiv für ihre Abschaffung erwähnen, daß man ja viel unmenschlichere Strafmittel besitze?! Auch rächte sich die unbewußte Heuchelei an ihm selbst auf der Stelle. Nachdem er das Zellengefängniß für „furchtbarer" erklärt und die Leiden des Eingekerkerten poetisch geschildert, fuhr er fort: „Wenn Sie diese Strafe noch nicht für hart genug halten, dann behalten Sie die Todesstrafe bei!" Aber in den Augenblicken der Entscheidung erwachte Bucher's revolutionäres Temperament. Und dann war er, der anfangs zur Fraktion Kosch gehörte und nach dem Fehlschlagen der Steuerverweigerung wieder aus „Vermittlungsrücksichten" nach Brandenburg hinüberging, entschlossener als viele seiner Kollegen, die weiter links saßen. War seine Entschlossenheit auch nur Sache des Temperaments, nicht des Charakters: sie unterschied sich doch dadurch von der „Aufgeregtheit" Anderer, daß er nicht zurückbebte vor Thaten. Das bewies er zur Zeit der Novemberkatastrophe durch seinen Antrag auf eine Proklamation an die Armee, worin dieselbe von der Ausführung ungesetzlicher Maß-

regeln entbunden werden sollte. Das bewies er durch die verschiedenen Aufforderungen, die er in seine Heimath sandte, den passiven Widerstand in einen aktiven zu verwandeln. Er bewies es vornehmlich durch sein Benehmen auf der Bank der Angeklagten, wo unter allen Deputirten, die in Berlin jenen Platz einnahmen, er allein männlichen Muth zeigte.

Was aber Lothar Bucher als einzig in dieser revolutionären Aera hinstellte, das war sein sozialer Standpunkt — hier ward er, wenigstens theoretisch, zum Bahnbrecher der heutigen sozialen Reform. Das Werk Bismarck's hatte seine Präexistenz in dem Kopfe seines heutigen Ablatus. Bucher warf den Juristen in seiner Partei vor, daß „sie sich mit den sozialen Wissenschaften noch nicht befreundet hätten", deren Studium er ihnen anrieth, „damit sie nicht von den sozialen Fragen verschlungen würden". Herr von Bismarck mochte wohl damals in diesem Punkte noch keinen Anklang an eigene Ideen finden, aber er stellte sich bereits mit den Revolutionären auf einen guten Fuß. Wie Temme uns erzählt, brachte das Loos ihn mit Bismarck in dieselbe Abtheilung. Der hohe Adel, der Kleinadel und fünf Demokraten (Georg Jung, d'Ester, Schulze-Wanzleben und Temme, der fünfte wird nicht genannt — sollte es Lothar Bucher gewesen sein?) saßen in der Abtheilung. Temme berichtet: „Man saß an einem langen Sitzungstische. Der hohe Adel hatte in geschlossenen Reihen das eine Ende des Tisches eingenommen; wir fünf Demokraten saßen an dem entgegengesetzten Ende beisammen. In der Mitte befanden sich die anderen Mitglieder der Abtheilung. Der Herr von

Bismarck saß mitten zwischen dem hohen Adel. Eines Tages, mitten in einer Sitzung, erhob sich plötzlich der Herr von Bismarck, schob seinen Stuhl mit Geräusch zurück, nahm seine Mappe und seine Papiere, schritt mit Aplomb an der ganzen Länge des Tisches vorüber zu dessen anderem Ende, nahm einen leeren Stuhl und saß auf einmal mitten zwischen den fünf Demokraten. „Die sind mir doch gar zu dumm!“ führte er sich bei uns ein, auf das Ende des Tisches zeigend, das er verlassen hatte. Er mochte nicht Unrecht darin haben. Er blieb an unserem Ende. Er war sehr liebenswürdig in seiner Weise; wir blieben ihm nichts schuldig. Wir blieben gute Nachbarn zusammen, obwohl wir politisch oft derb aneinander kamen. Es war wohl ein eigenthümliches Schauspiel, wie aus unserem kleinen Häuflein an dem demokratischen Tischende die kräftigen Angriffe auf Reaktion, Aristokratie und Junkerthum fielen, und dann auf einmal aus der Mitte desselben Häufleins in der junkerlichsten Weise die Demokratie mitgenommen wurde. Der offizielle Streit wurde gewöhnlich im gemüthlichen Privatgespräch fortgesetzt. So erinnere ich mich, daß einmal — ich glaube, es war bei der Debatte über die Aufhebung des Belagerungszustandes in Berlin — der Herr von Bismarck zu seinem Nachbar d'Ester sagte, wenn ich zu befehlen hätte, ich ließe Sie sofort erschießen. Worauf der stets redefertige d'Ester ihm erwiderte: Hm! Herr von Bismarck, wenn wir einmal das Regiment haben, Sie ließe ich hängen. Dem kleinen d'Ester war es trotz der Freundlichkeit, mit der er es sagte, vielleicht voller Ernst.“

Lothar Bucher, wegen des Steuerverweigerungsbeschlusses angeklagt, flüchtete 1850 nach London, wo er bis 1856 journalistisch thätig blieb, alsdann nach Berlin zurückkehrte und im Dezember 1864, also gerade zur Zeit der Siedehitze des Verfassungskonfliktes, von Bismarck ins Ministerium berufen wurde. In die Londoner Zeit fiel die Abfassung des Buches: „Die Quintessenz des Parlamentarismus, wie er ist". Die Spitze dieses Buches ist gegen den französirenden Doktrinarismus gewisser neuerer Politiker gerichtet und als Schutzschrift für die geschichtliche Auffassung des Staatslebens zu bezeichnen. Den Zorn des zünftigen deutschen Liberalismus und seiner Vertreter hatte der Verfasser sich vornehmlich dadurch zugezogen, daß er die Unauskömmlichkeit der liberalen Methode und die Bedenklichkeit ihrer Neigung für Konstruktionen a priori und Gesetzesfabrikationen in das denkbar hellste Licht gestellt und den Nachweis zu führen gewußt hat, das es nur eine wahre Bürgschaft für „einen dem Bedürfniß entsprechenden Rechtszustand" (als solchen definirt Bucher „die Freiheit") gebe, nämlich das Festhalten an den geschichtlich gewordenen Grundlagen des öffentlichen Wesens.

Fürst Bismarck hat wenig Arbeitskräfte in seinem Dienste so geschätzt wie diejenige des Geh. Legationsraths Lothar Bucher, aber er hat den nun bald siebzigjährigen Mann über einen gewissen Rang nicht hinauskommen lassen. In den letzten Jahren war wiederholt von seinem Abschiede die Rede, als dessen Grund zunehmende Kränklichkeit angegeben wurde. Den eindringlichen Vorstellungen des Reichs-

kanzlers ist es gelungen, Herrn Bucher zum Verbleiben in seiner bisherigen Stellung zu bewegen. Auf die Frage des Herrn Bucher, ob er denn im Dienste zur Ruine werden solle, hat Fürst Bismarck erwidert, es sei das ihr gemeinsames Schicksal, dem sich keiner von ihnen entziehen könne.

Lothar Bucher war lange Jahre der Person des Fürsten Bismarck dermaßen attachirt, daß er in der Umgebung desselben auch vielfach außerhalb Berlins blieb und namentlich ihn auch nach Varzin begleitete. Er befand sich auch beim Kanzler des Norddeutschen Bundes während der Belagerung von Paris in Versailles, zugleich mit anderen Legationsräthen, nämlich mit Abeken, von Keudell, Graf Hatzfeldt. Herr von Keudell ist jetzt Botschafter in Rom, Graf Hatzfeldt in London und Abeken todt. Moritz Busch hat in seinem Tagebuche Lothar Bucher verewigt, wie Anton von Werner in seinem Kongreßbilde.

Es war die unglückliche Liebe zu einer Jüdin in seiner Heimath Hinterpommern, welche Lothar Bucher aus seiner juristischen Karrière in den Strudel des politischen Lebens warf. Er ist Hagestolz geblieben.

Bismarck zu Hause.

Das Leben Bismarck's ist zwischen Ministertisch, Parlament und häuslichem Herd getheilt. Zur Berliner Gesellschaft gehört er nicht, diese sucht er nur bei ganz außer-

ordentlichen Gelegenheiten auf. Er empfängt bei sich außer einigen vertrauten Freunden nur die Diplomatie und die parlamentarische Gesetzgebung. Sein Heim in Berlin befindet sich seit dem Jahre 1878 in dem ehemaligen Radziwill'schen Palais.

Durchschreitet man den Vorgarten des Palais und betritt durch das Hauptthor den gänzlich schmucklosen Vorhof, welcher direkt in den Garten ausmündet, so befinden sich linker Hand die Wohnungen des Portiers und der Dienerschaft, rechts kommt man sofort in das ebenerdige Wartezimmer, welches unmittelbar an das Arbeitskabinet des Fürsten stößt. Das Wartezimmer ist ebenso wie das Arbeitskabinet geradezu schmucklos eingerichtet, wie auch die ganze Einrichtung des Kanzlerpalais nichts weniger als luxuriös ist. Wenn dieses Vorzimmer reden könnte, so wüßte es gewiß von Tausenden von Menschen zu erzählen, die mit klopfendem oder erwartungsvollem Herzen gesessen und gewartet haben, bis die Reihe der Audienz beim Fürsten an sie kam. Manchem mag schon der Muth bedenklich gesunken sein, wenn er durch die geschlossene Thür hörte, wie die volltönende Stimme des Fürsten lauter und heftiger wurde. Es ist ja bekannt, daß auch Fürst Bismarck heftig werden und dann „donnern" kann, wie dies ja auch die Eigenthümlichkeit des „Olympiers" zu sein pflegt.

Der große Festsaal, welcher die ganze Mitte der oberen Etage des Reichskanzlerhauses einnimmt, erhielt durch den Kongreß von 1871 eine besondere historische Weihe. Im

November desselben Jahres wurde ebenda eine Hochzeit gefeiert, nämlich diejenige der Tochter des Kanzlers, Marie, mit dem Grafen Rantzau. Von den Verwandten der Bismarck'schen Familie waren unter Anderen der Landrath von Bismarck-Naugard mit seiner ganzen Familie erschienen; ebenso der Schwager des Fürsten, Herr von Arnim-Kröchelndorff mit Söhnen und Töchtern, seine Gemahlin — die bekannte Malwine der Bismarck-Briefe — war durch Krankheit verhindert, am Feste theilzunehmen. Zur Familie Rantzau zählten der Graf Brockdorff-Ahlefeldt, die Komtesse Charlotte von Rantzau, der Landrath Baron Heintze, der Hofjägermeister Baron Heintze mit Gemahlin, der Major Graf Rantzau vom 1. Garde-Regiment, der Ober-Regierungsrath Graf Baudissin aus Magdeburg mit Gemahlin, Herr von Eikstedt mit Gemahlin und Herr von Woedtke mit Gemahlin. Als geladene Gäste wurden die Fürstin Odescalchi, der Flügeladjutant des Kaisers, Generalmajor Graf von Lehndorff, der Staatssekretär von Bülow, der württembergische Gesandte Freiherr von Spitzemberg und die Geheimräthe Bucher, Tiedemann und Graf Holnstein bemerkt; von Parlamentariern waren nur die Herren von Kleist-Retzow, von Blankenburg, Dr. Lucius und Dietze-Barby geladen; auch der Oberförster Lange aus Friedrichsruhe bewegte sich in der Gesellschaft. Als Zeuge der Trauung erschien Punkt 3½ Uhr der Kronprinz, in der Uniform seiner pommerschen Kürassiere. Der Reichskanzler empfing seinen hohen Gast an der festlich geschmückten Treppe und geleitete ihn nach dem Festsaale, wo nunmehr

der kirchliche Akt begann, bei dem Gräfin Brockdorff-Ahlefeldt und Fräulein von Bismarck-Naugard als Brautjungfern, die Grafen Herbert und Wilhelm Bismarck als Brautführer fungirten. Unter den Klängen eines Harmoniums, das Herr von Arnim, Lieutenant bei den Gardes du Corps und Neffe des Reichskanzlers, meisterhaft zu spielen verstand, wurden zunächst zwei Verse des Liedes: „Löbe den Herren, den mächtigen König der Ehren" gesungen; hierauf trat der frühere Divisionsprediger und spätere Pfarrer zu St. Bartholomäus, Vorberg, vor den Altar und hielt über die Worte: „Freuet Euch über den Herrn" die kurze, ergreifende Traurede. Nachdem die Ringe gewechselt, das Gebet gesprochen und der Segen ertheilt war, wurde zur Beendigung der kirchlichen Feier der letzte Vers des vorgenannten Liedes gesungen. Die Gesellschaft erhob sich nunmehr, um dem jungen Ehepaar die herzlichsten Glückwünsche abzustatten. Allen voran der Kronprinz, der sich bald darauf verabschiedete. Die junge Gräfin von Rantzau, die eine weiße Atlasrobe mit einem Myrtenkranz und dem Schleier im braunen Haar trug, war tief ergriffen, auch der Graf, ihr Gemahl, der die Uniform des 3. Garde-Ulanen-Regiments trug, stand ersichtlich unter dem Eindrucke des feierlichen Augenblickes. Nach einer kurzen Pause wurde zum Diner geschritten; der Reichskanzler führte die Gräfin Charlotte Rantzau, die älteste Schwester seines Schwiegersohnes; die Fürstin Bismarck wurde vom Major Graf Rantzau zu Tisch geleitet. Die Neuvermählten nahmen ihre Plätze zwischen denen der fürstlichen Eltern der jungen Frau ein; gegen-

über saßen Herr von Arnim-Kröchelndorff mit der Gemahlin des Majors Grafen von Rantzau und der Landrath von Bismarck-Naugard mit der Gräfin von Brockdorff-Ahlefeldt. Den ersten Toast brachte in kurzen, aber herzlichen Worten der Reichskanzler auf Se. Majestät den Kaiser aus; es folgte alsdann Herr von Bülow, der mit schwungvollen Worten sein Glas auf das Wohl des Brautpaares leerte. Hierauf erhob sich der Major Graf von Rantzau und feierte in beredten Worten das Elternpaar, den Reichskanzler Fürsten von Bismarck und die Fürstin, seine Gemahlin. Das Lob des Kanzlers führte naturgemäß auf die Politik, und Herr von Kleist-Retzow übernahm es, dem deutschen Vaterlande ein Hoch zu weihen. Nachdem noch Graf Lehndorff der Brautjungfern und Brautführer gedacht, ergriff als Letzter nochmals der Reichskanzler das Wort, um auf die Verbindungen der Familien Bismarck und Rantzau zu trinken, von ihr gelte der Wahrspruch Schleswig-Holsteins: „Up ewig ungedeelt!" Die Unterhaltung bei Tisch war eine außerordentlich animirte. Der Reichskanzler und seine Gemahlin machten in liebenswürdigster Weise die Honneurs; es war im schönsten Sinne des Wortes ein echt deutsches Familienfest, das in diesen glänzenden Räumen gefeiert wurde. Das junge Ehepaar trat, während die Gäste zu tafeln fortfuhren, die Hochzeitsreise an; es begab sich zunächst nach Dresden, um von dort über Wien nach Italien zu reisen.

Im Jahre 1885 diente derselbe Raum als Sitzungssaal der Kongokonferenz. Die Ausstattung des durch seine

Dimensionen imposanten Saales, dessen Fenster auf der Ostseite nach der Wilhelmstraße zu, gegen Westen nach dem Garten gehen, war die durchaus einfache seiner ersten Einrichtung; Thüren, Fries und Pfeiler mit Marmor bekleidet, die Wände in Lichtgrau, die Fensterdrapirungen, Fauteuils u. s. w. in Roth gehalten.

Als Aufgang führte links vom Vorhofe aus eine breite Freitreppe, mit Blattpflanzen und Lorbeerbäumen dekorirt, hinauf durch ein zur Aufnahme der Garderobe eingerichtetes Vestibül in die für die Konferenz bestimmten Räume.

Im Konferenzsaal selbst erinnerte zunächst eine große, an fünf Meter hohe Karte Afrikas von Kiepert an die nächsten Zwecke, welche die glänzende Versammlung hier zusammengeführt hatte. Um einen nach Westen hin offenen Tisch in Hufeisenform nahmen die Konferenzmitglieder in der Reihenfolge Platz, daß in der Mitte der äußeren Querseite der Reichskanzler seinen Sitz hatte, hinter welchem an einem besonderen Tisch die erst nach der Eröffnung eingeführten Sekretäre der Konferenz, die Herren Raindre, erster Sekretär der französischen Botschaft, Graf von Bismarck, Geheimer Regierungsrath im Staatsministerium, und Vizekonsul Dr. Schmidt, beschäftigt im Auswärtigen Amt, ihre Arbeitsplätze einnahmen. Zur Rechten und zur Linken des Reichskanzlers reihten sich dem Alphabet ihrer resp. Länder nach die Bevollmächtigten, so daß rechts vom Kanzler Oesterreich-Ungarns, links Belgiens Repräsentant saßen und an dieselben an der Querseite noch Dänemark und Spanien (Espagne), an den äußeren Längsseiten rechts

die Vereinigten Staaten, Großbritannien, die Niederlande — links Frankreich, Italien sich anschlossen. Dem Kanzler gegenüber, in der Mitte der inneren Hufeisenwand, saß Staatssekretär Graf Hatzfeldt mit einem der französischen Delegirten zur Linken, dem schwedischen Konferenzbevollmächtigten zur Rechten — an den inneren Längsseiten des Hufeisens waren rechts die Türkei und Rußland, links die portugiesischen Konferenztheilnehmer plazirt. Die Flügelplätze an den äußeren Längsseiten des Konferenztisches, dessen nach dem Garten zu gelegene Endflächen mit Büchern, Brochüren und Karten, kurz mit Allem bedeckt waren, was die Litteratur aller Welt Neuestes über Afrika gebracht hat, wurden von den weiteren deutschen Bevollmächtigten: Unterstaatssekretär Dr. Busch und Geheimen Legationsrath von Kusserow, eingenommen. Eine große eichene Standuhr, Zifferblatt und Gewichte von cuivre poli, vervollständigte die Ausstattung des Sitzungssaales, für welche die Schreibzeuge, Federwischer, kurz alle Metallsachen, welche auf dem Konferenztische standen, aus der renommirten Fabrik von Rakenius bezogen waren. Zu Kommissionsberathungen und Konversationsräumen dienten die nach dem Garten gelegenen Räume des südlichen Flügels; die Wände eines dieser Säle bedeckten die kolossalen, auf niedrigen Sockeln bis zur Decke reichenden Porträtbilder der Kaiser Wilhelm, Alexander III. und Franz Josef I. in ganzer Figur. Das Bild des Kaisers von Oesterreich ebenso wie das des russischen Monarchen sind dem Kanzler bekanntlich in Skierniewice von den Souveränen zum Geschenk gemacht

worden; das Porträt des Kaisers von Rußland, welches Se. Majestät in der Generalsuniform der russischen Armee zeigt, ist die Kopie eines im Winterpalais in Petersburg befindlichen Bildes dieses Herrschers. Unser Kaiser hat sein Bild dem Reichskanzler nach dem Kongreß im Jahre 1878 geschenkt. Auf dem Kamin des Kongreß-Saales war ein marmorner, kunstvoll geschnitzter Elephantenzahn auf ebenfalls geschnitztem Untersatz von Rothholz zu sehen, ein Angebinde des Kaisers von China, welches dem Reichskanzler erst kurz zuvor aus Peking übersandt worden war.

Ueber dem Arbeitszimmer des Fürsten, welches in einem nach dem Garten vorspringenden Parterre-Erker gelegen ist, befindet sich eine Plattform, die gleichzeitig den Balkon zum Zimmer der Fürstin bildet und von wo aus eine eiserne Treppe direkt in den Garten hinabführt. Von hier kommt die Fürstin im Laufe des Vormittags wohl einmal herab, um, wenn sie ganz unbemerkt ist, durch die Orangerie in das Arbeitszimmer des Gatten zu treten und sich nach dessen Befinden zu erkundigen.

Der Fürst lebt in einem überaus glücklichen und zärtlichen Verhältniß mit seiner Johanna, die ihm zu allen Zeiten die treueste Gefährtin des Lebens war, und die es allein wagen darf, dem zürnenden Jupiter zu widersprechen.

Der Vormittag wird mit Vorträgen der Ressortchefs, mit Unterschriften, mit Prüfung der von den auswärtigen Gesandtschaften eingegangenen Berichte, Konferenzen und mit anderen unumgänglich nothwendigen Geschäften ver-

bracht, welche sich nicht nur auf das Auswärtige Amt, sondern auch auf den Bundesrath, auf das preußische Handelsministerium und andere Nebenressorts erstrecken. Während der Reichstagssitzungen allerdings pflegen diese Arbeiten manchmal eine plötzliche Unterbrechung zu erleiden. Aus dem benachbarten Hause in der Leipzigerstraße 4, dem Reichstagsgebäude, kommt die Nachricht, daß diese oder jene Regierungsvorlage soeben während der Sitzung auf das Heftigste angegriffen werde. „Anspannen!" heißt dann der Befehl, der mit aller Energie und Schnelligkeit ausgeführt werden muß. Wenige Minuten später fährt der Wagen des Kanzlers durch das Portal des Reichstagsgebäudes ein. In noch kürzerer Zeit erscheint der Fürst unter der allgemeinen Aufmerksamkeit des Hauses und des Tribünenpublikums im Sitzungssaale, und nachdem er sich in seiner gewinnenden Form gegen den Präsidenten und die bekannten Mitglieder des Hauses grüßend verbeugt und sich über das orientirt hat, was der noch immer sprechende Redner gegen die Vorlage anführte und selbst aufmerksam die letzten Ausführungen desselben mit angehört hat, erhebt er sich, um in der an ihm gewohnten Weise der Opposition energisch zu Leibe zu gehen. An solchen Tagen, wenn die Debatten sich endlos dahinziehen, und der Fürst gezwungen ist, wieder und wieder das Wort zu ergreifen, und Reden von längerer Zeitdauer zu halten, verspätet sich auch zu Hause das Diner, mit welchem man natürlich wartet, bis der Hausherr heimgekehrt ist.

Eines Tages saß der Fürst an seinem Schreibtisch —

nicht um zu schreiben, denn er lehnte sich mit dem Rücken an den Tisch. Er konferirte mit einem vis-à-vis. Die Rede war — ich kann den Inhalt des Gespräches nicht genau angeben — von Rom, von einer Bulle, von apostolicae sedis munus, von der „Germania“, von der „Kölnischen“ ..... Inzwischen klapperte im Nebenzimmer der Telegraph eintönig weiter, und von zehn zu zehn Minuten fiel durch eine Spalte der Wand eine Depesche, die der große Mann flüchtig las und bei Seite warf. Die erste Depesche — sie kam vom Dönhofsplatze — enthielt die Worte: „Anwesend Leonhard und Falk, erster Redner von Schorlemer-Alst.“ Die zweite Depesche: „Redner wirft Fürst Bismarck Inkonsequenz in Bezug auf seine Stellung zum Dogma der Unfehlbarkeit vor.....“

Der Fürst zu seinem vis-à-vis: „Gestern früh ist das Telegramm nach Rom abgegangen?“

Der Legationsrath: „Um zehn Uhr, Durchlaucht.“

Der Fürst: „Wir müssen dann doch wohl im Laufe des Nachmittags Antwort haben.“

Der Legationsrath: „Nun, es kann der Abend oder auch die Nacht herankommen, Durchlaucht.“

Wiederum fällt eine Depesche durch die Wand. Sie meldet: „Redner sagt, daß Fürst Bismarck als größter Revolutionär nicht berechtigt ist, die Bischöfe revolutionär zu schelten.“

Der Fürst zu seinem Legationsrath: „Im Abgeordnetenhause wird heute wieder tüchtig gefuchtelt. Sagen Sie, liebster H., die Bulle, von der die „Germania“ spricht,

und die achtzig Jahre alt sein soll, müßte doch irgendwo aufzutreiben sein."

In dem Augenblicke, in dem der Legationsrath antworten wollte, traf ein Schreiben ein, das ein Expresser vom Dönhofsplatze gebracht hatte und das die Worte enthielt: „Der Abgeordnete von Schorlemer-Alst hat soeben in folgender Weise sich ausgesprochen: Ueberall und immer haben die katholischen Bischöfe nach ihrer Pflicht und nach der Lehre der Kirche von jeder gewaltsamen Auflehnung abgemahnt. Etwas Anderes ist es, wenn sie erklären, daß ihr Gewissen ihnen verbiete, bei der Ausführung der Gesetze mitzuwirken. Das ist keine Auflehnung, das ist eine einfache Erfüllung einer Gewissenspflicht. Die alte deutsche Bundesverfassung war unbedingt ein feierliches Gesetz, und wer hat mehr zu ihrem Umsturz beigetragen, als Fürst Bismarck? Verbündet mit den Erzrevolutionären, hat er 1866 die ungarischen und dalmatischen Regimenter durch die Herren von Usedom und Barral aufgefordert, ihren Kriegsherrn im Stich zu lassen. Ein Mann, dessen Vergangenheit mit solchen Thatsachen belastet ist, darf am allerwenigsten gegen die Bischöfe den Vorwurf revolutionären Verhaltens erheben. Ich verzichte darauf, meinen Beweis weiterzuführen, ich will aber noch daran erinnern, daß trotz des gesetzlichen Verbotes des Duells der Reichskanzler den Abgeordneten Virchow zum Duell herausgefordert hat."

Der Fürst war aufgesprungen, als er diese Worte gelesen. Er kritisirte nichts, sondern rief bloß aus dem Zimmer in den Korridor: „Ich will nach dem Abgeordnetenhause!"

Im Grunde hieß das weiter nichts, als daß Karl die weiße Mütze noch einmal abbürsten und die ebenso weißen Handschuhe bereit halten sollte.

Da spie der Telegraph wieder eine Depesche aus der Wand. Sie kam aber nicht vom Dönhofsplatze, sondern von Rom. Was darin stand, habe ich nicht erfahren können. Nur das weiß ich, daß der große Staatsmann mit seinem Rath noch lange konferirte und daß längst Schluß der Sitzung aus dem Abgeordnetenhause gemeldet war, als der Fürst wieder an Schorlemer-Alst und an sein „Blech" dachte (Lieblingsausdruck des Fürsten). „Auf morgen," sagte er zu sich selbst. Der Morgen kam, es wurde elf Uhr. „Karl, ich will nach dem Abgeordnetenhause, sogleich."

Karl stäubte die Kürassiermütze ab und legte die Handschuhe hinein. Eine Minute später trat er in das Zimmer des Fürsten.

„Durchlaucht, eine Ordonnanz von Sr. Majestät."

Die Ordonnanz trat ein, brachte die Bestellung Sr. Majestät, klapperte die Treppe mit den Sporen wieder hinunter, band das Pferd auf dem Hofe los und ritt zurück.

Durchlaucht zu Karl: „Es soll angespannt werden, nach dem Palais Sr. Majestät."

Herr von Schorlemer-Alst schien nicht erreicht werden zu sollen. Der Wagen, in dem der große Staatsmann saß, fuhr vor dem Palais Sr. Majestät vor.

„Was ist das?" rief der Fürst dem Diener zu, als dieser, vom Bock gesprungen, ihm öffnete. Der Ton des Fürsten war weit aufgeregter, als Tags zuvor nach Kenntniß-

nahme dessen, was Herr von Schorlemer-Alst geredet. „Du hast mir den Helm nicht in den Wagen gelegt. Soll ich mit der Mütze zu Sr. Majestät? Soll ich noch einmal zurück und . . .“ Er sprach den Satz nicht aus; er wollte aber sagen: „Noch einmal den Schorlemer versäumen?“ Mit einem Blicke, der den Diener zu Boden schmetterte, stürzte er aus dem Wagen, übersprang hastig die Schwelle, die in das Vestibül des Palais führt, ergriff einen Helm, der einem der dort Dienst thuenden Korps-Gendarmen gehörte, und trat bei Sr. Majestät ein.

Drei Viertelstunden dauerte die Audienz, Stoff genug für die Zeitungen und den Telegraphen. Was mochte drinnen Alles gesprochen werden! Dinge vielleicht, die sich bald in ganz Europa fühlbar machen sollten. Inzwischen war die Seele des armen Burschen draußen, der am Kutschenschlag des zurückkehrenden Herrn wartete, ganz und gar nur von dem einzigen Gedanken erfüllt: „Wie wird es mir heute noch ergehen?“

Der Fürst kam zurück noch mit demselben Dräuen der Augenbrauen, als wenn die drei Viertelstunden lang besprochenen europäischen Dinge nicht einen Augenblick im Stande gewesen wären, seine Gedanken von dem vergessenen Helm abzulenken.

„Nach dem Abgeordnetenhause.“

Seine Erregtheit schien sich dem ganzen Gefährt mitzutheilen, der Kutscher an der Seite des zitternden Karl, die Pferde hatten es eiliger. Vor dem Abgeordnetenhause öffnete Karl wieder den Schlag. „Der Wagen fährt nach

Hause. Du packst sofort ein und gehst diesen Abend noch nach Varzin zurück." Der Fürst sprach das mit der Bestimmtheit, welche ausdrückte, was ein einmal von ihm gesprochenes Wort zu bedeuten habe. Eine Minute später war er im Ministerzimmer und ließ sich über die Sitzung im Abgeordnetenhause informiren. Wieder eine Minute später trat er hinter der Gardine auf der Ministerestrade hervor. War das heute ein Blick! Der Gruß nach dem Präsidentensitz fast nur mechanisch. Und obenein sprach gerade wieder der Schorlemer.

Es folgte ein Rede-Duell zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Centrumsmann, wie es heftiger noch nicht gewesen. Die Klio dort auf der Journalistentribüne konnte kaum mit der Feder folgen. Die Druckerjungen überstürzten sich mit dem angeschwollenen Manuskripte, die Telegraphendrähte zitterten durch Europa — von dem vergessenen Helm hatte Niemand eine Ahnung.

Desto mehr beschäftigte er die arme Seele, die in der Wilhelmstraße von Höllenpein zusammengeschnürt war — beim Einpacken! Ja, Karl packte ein, zwar zögernd und mit vielen Pausen, aber doch hoffnungslos. Wie gewöhnlich pflanzte er sich aber bei der Rückkehr des Fürsten aus dem Abgeordnetenhause an gewohnter Stelle im Korridor auf, um Handschuhe, Mütze . . . in Empfang zu nehmen. Der Fürst sah ihn nicht an und bediente sich allein. War Karl schon außer Dienst? Nein, er wurde noch zum Serviren beim Mittagsmahl gerufen. Sein verstörtes Aussehen fiel der Familie und anderen Tischgästen auf. Sie sahen fragend den Fürsten an. Dieser blickte finster und

stumm vor sich hin, wie wenn er den vergessenen Helm den Schädel drücken fühlte.

Nach aufgehobener Tafel zog sich der Fürst in sein Kabinet zurück. Er traf Karl auf dem Korridor. „Mensch,“ sagte er zu ihm, „ich glaube gar, Du hast geweint. Ich habe Dich im Stillen schon beneidet, daß Du nach Varzin zurückgehst, was gäbe ich darum, wenn ich hier fort könnte und erst wieder Kohlfelder sähe! Nun gut, bleibst Du lieber hier und putzest lieber den Helm, dann bleibe, aber vergiß ihn nicht wieder, wenn ich zu Majestät fahre.“

Am anderen Tage servirte Karl bei Tische mit ganz anderer Miene. Jetzt fiel wieder sein aufgeklärtes Gesicht auf. Die Gesellschaft blickte abermals den Fürsten fragend an. Dieser trug das Vorgefallene in bester Laune vor.

Es herrschte eine angenehmere Temperatur, als am Tage zuvor. Der Legationsrath B. bemerkte: „Die Leute packen immer lieber in Varzin nach Berlin ein, als umgekehrt, nur den Chef treibt es hier fort.“

„Glauben Sie nur,“ erwiderte die Fürstin, „eine Wrucke interessirt meinen Mann mehr, als Ihre ganze Politik.“ —

Das Diner der fürstlichen Familie, welches im engsten Kreise in den Zimmern der Fürstin eingenommen wird, dauert nur sehr kurze Zeit, dann setzt sich der Fürst an den Kaffeetisch, um sich eine kurze Erholungspause zu gönnen und eine Pfeife zu rauchen. In seiner gewohnten anregenden und liebenswürdigen Weise plaudert er hier über die Ereignisse des Tages, über den vielleicht soeben stattgehabten Redekampf im Reichstag und auch über häusliche Angelegen-

heiten. Dabei ist er aber auch nicht einen Augenblick müßig. Ebenso wie beim Frühstück, das in der wärmeren Jahreszeit auf dem Balkon über dem Arbeitszimmer eingenommen wird, ist der lange Bleistift, dessen sich der Fürst zu bedienen pflegt, in ununterbrochener Thätigkeit, um Notizen, Entscheidungen u. s. w. auf eingelaufene Aktenstücke, Briefe, Berichte u. s. w. zu machen. Unmittelbar nach dieser karg genug bemessenen Erholungspause begiebt sich der Fürst wiederum in sein Arbeitszimmer, um bis in die späte Abendstunde hinein unermüdlich allein oder mit Beamten und Diplomaten zu arbeiten. Das Abendbrod nimmt der Fürst wiederum im Kreise seiner Familie ein und empfängt für gewöhnlich um diese Essenszeit keine anderen Besucher, als seine Tochter, die Gräfin Rantzau mit ihren Kindern. Diese ungefähr zweistündige Zeit für das Abendbrod ist diejenige, in welcher der Fürst sich ganz und gar seiner Familie widmet. Die Aergernisse des Tages sind verraucht oder schon etwas vergessen. Der Fürst ist in liebenswürdigster Laune, er reißt durch seine humoristischen und sarkastischen Bemerkungen, durch seine vortrefflichen Schilderungen der einzelnen Vorfälle alle seine Hörer mit sich fort. Und selbst Tiras, der „Reichshund", sitzt dann höchst aufmerksam da und macht so glänzende Augen, als verstände er, was sein Herr vorträgt. Tiras ist bekanntlich der unzertrennliche Begleiter des Fürsten, so lange sich derselbe zu Hause befindet. Tiras, der Nachfolger des früheren Reichshundes „Sultan", begleitet den Fürsten auf seinen Gartenpromenaden, liegt zu seinen Füßen im Arbeitszimmer

und sorgt mit peinlicher Gewissenhaftigkeit dafür, daß dem Fürsten von keiner Seite „ein Leid geschehe". Er ist ein großes, schwarzes, glatthaariges Exemplar, von einer Hunderasse, die zwischen Wolfshund und Bernhardiner steht. In der ersten Zeit seiner Amtsthätigkeit als Reichshund war er außerordentlich bissig, und die Dienerschaft, ja selbst die Fürstin mußten öfter vor ihm die Flucht ergreifen; aber der Fürst ließ es nicht an so eindringlichen Ermahnungen mit der Hundepeitsche fehlen, daß Tiras sich jetzt ein gesetzteres Leben angewöhnt hat, allerdings nur für so lange, als er glaubt, daß für seinen Herrn keine Gefahr drohe. Es ist ja in weiten Kreisen bekannt, daß fremde Leute, die beim Fürsten Bismarck Audienz haben, nicht einmal beim Vortrag heftige Gestikulationen anwenden dürfen, weil Tiras sonst sofort wüthend emporfährt.

Nach dem Abendbrod begiebt sich der Fürst wiederum in sein Arbeitszimmer, um dort, gewöhnlich zusammen mit einem der Räthe, eine oder zwei Stunden zu arbeiten. Liegen dringende, wichtige Angelegenheiten vor, dann allerdings muß die Stunde des Schlafengehens immer weiter hinausgeschoben werden. Glücklicherweise erfreut sich der Fürst jetzt eines zwar kurzen, aber außerordentlich festen und wohlthuenden Schlafes, während er früher durch seine Schlaflosigkeit körperlich mehr und mehr heruntergekommen war.

Länger verweilt der Fürst in der Gesellschaft natürlich, wenn jene kleinen Kreise bevorzugter Gäste eingeladen sind, welche zum Beispiel an den parlamentarischen Soiréen theil-

nehmen. In der jovialen Art und Weise des Fürsten, seine Gäste zu begrüßen und zu unterhalten, liegt ganz und gar nichts Gemachtes; sein ganzes Benehmen und seine Redeweise haben durchaus nichts Burschikoses; er ist liebenswürdig und witzig, ohne seiner Würde auch nur das Geringste zu vergeben.

Der Fürst, welcher in früherer Zeit sehr spät am Morgen aufstand, hat sich jetzt zu einer rationelleren Vertheilung von Schlaf und Arbeit bequemt. Er erhebt sich, seitdem Schweninger sein ärztlicher Berather geworden, schon in den Morgenstunden von seinem Bett und macht einen Spaziergang durch den Park, der von der Wilhelm= bis zur Königgrätzerstraße reicht, und herrliche, uralte Bäume besitzt, die theilweise durch Eisenstangen zusammengehalten werden müssen, um sie vor dem Zusammenbrechen zu bewahren. Für den Spaziergang benutzt der Fürst den sogen. „Kanzlersteg", d. h. eine schmale gepflasterte Kolonnade mit gemauerten Säulen, welche sich an das Nachbargrundstück, dem Fürsten Pleß gehörig, anlehnt, und unter welcher der Fürst allen neugierigen Blicken entzogen wird. Selbst auf diesen Spaziergängen nämlich wurde er durch zudringliche Neugier belästigt. In der Nähe der Königgrätzerstraße grenzt an den Park ein Grundstück, welches früher ebenso wie das jetzige Reichskanzlerpalais Eigenthum des Fürsten Radziwill war, aber verkauft wurde, bevor der Staat das Palais für den Kanzler erwarb und einrichtete. Von den Fenstern dieses Grundstückes aus wurde der Fürst in ganz ungeheuerlicher Weise belästigt. Fremde mietheten nämlich

die Fenster, und mit Operngucken und Fernrohren verfolgten sie jede Bewegung des spazierengehenden Fürsten, dessen Aufmerksamkeit sie sogar mitunter durch Zurufe zu erregen suchten. Besonders entwickelten Engländer auf diesem Gebiete eine überwältigende Unverfrorenheit. Dieser Belästigung hat sich der Kanzler dadurch zu entziehen gewußt, daß an hohen Masten ungeheure Leinwandflächen über der Mauer ausgespannt wurden, welche jeden Ausguck in den Park verhinderten. Bevor sich der Fürst zum Spaziergang in den Garten begiebt, macht er persönlich davon dem Portier die Anzeige; das ist das Zeichen, daß der Fürst für Niemand zu sprechen sei. Erwartet der Fürst wichtigen Besuch von Beamten oder anderen Persönlichkeiten, die auf jeden Fall vorgelassen werden müssen, so theilt er dies dem Portier mit, und dieser dirigirt die Gäste sofort nach dem Garten, wo die Verhandlungen im Umhergehen geführt werden.

Der Fürst ist als Landmann ein außerordentlicher Freund der freien Natur, und so hat er denn auch bestimmt, daß der Platz im Park, der unmittelbar unter den Fenstern seines Schreibzimmers liegt, möglichst in seinem ursprünglichen Zustande erhalten werde. Nur ein ganz besonderes Blumenparquet, auf welches der Blick des Fürsten fällt, sobald er von der Arbeit aufsieht, wird stets, sobald es die Jahreszeit erlaubt, in Flor gehalten und je nach dem Monat mit Schneeglöckchen, mit Maßliebchen, Tulpen, Rosen, Astern auf das Reichste besetzt. Unmittelbar neben dem Arbeitszimmer des Fürsten befindet sich eine Orangerie,

in welcher er während der wenigen Minuten auf- und abzugehen pflegt, während deren er Pausen in der Arbeitsthätigkeit macht.

Die Grafen Wilhelm und Herbert wie die Gräfin Marie haben längst ihren eigenen Hausstand begründet, und so sind denn jetzt die Eltern, von einer wenig zahlreichen Dienerschaft umgeben, die alleinigen Bewohner des Palais in der Wilhelmstraße. In Bezug auf Geselligkeit ist es dort sehr still. Die Fürstin repräsentirt zwar ihr Haus am Hofe, wo sie den Reigen der fürstlichen Damen eröffnet, denn ihr gebührt bekanntlich die erste Stelle nach den Prinzessinnen des königlichen Hauses. Sie erscheint mitunter in der Gesellschaft, aber sie empfängt zu Hause nur einige wenige nähere Bekannte. Sie geht auch am Hofe einfach, trägt etwa eine weiße schlichte Atlasrobe, ein kleines Bouquet aus hellen Rosen schmückt Haupt und Brust. Zu Hause, auf der Straße, auf Reisen ist die Einfachheit geradezu auffallend, mehr als kleinbürgerlich. Die Gräfin Rantzau ahmt ihr darin nach. Uebrigens leben Graf und Gräfin Rantzau in der Voßstraße, drei Treppen hoch, fast ganz außerhalb der Gesellschaft. Die Fürstin Bismarck hat selber nie darauf Anspruch gemacht, eine Schönheit zu sein, aber beim Sprechen gewinnt sie sehr, und ihr Auge strahlt von herzgewinnender Güte. Die Gräfin Rantzau zeigt in ihrem Aeußern, welchen kräftigen und stattlichen Mann sie zum Vater hat. Selbst der Schritt bezeugt die Abkunft. Auch sie darf kaum als eine Schönheit gelten, und doch ist sie eine der anziehenderen Erscheinungen in der Damenwelt.

Alle drei Kinder sehen ihrem Vater mehr oder weniger ähnlich, Graf Herbert hat auch seine Gestalt, Graf Bill ist ein wenig kleiner.

Die Empfangsräume der Fürstin stoßen an den Festsaal in der ersten Etage. Hier allein ist die im Uebrigen streng beobachtete Einfachheit durch bildnerischen Schmuck gehoben. Eine besondere Treppe gestattet den direkten Eintritt in diese Gemächer. Schon diese in lichtem Marmor ausgeführte Treppe mit dem schwer vergoldeten Geländer und dem breiten vom Maler Marschall bildnerisch geschmückten Fries ist von prächtigster Wirkung. Das Vorzimmer, das man nunmehr zunächst betritt, ist mit einer lichtgrünen, mit Bronze durchwirkten Tapete bekleidet. Die beiden Salons der Fürstin selbst sind wahre Schmuckkästchen. Der eine zeigt eine ganz hell grünliche Relief-Tapete, der andere eine Tapete in unbestimmt gelblich grauem Ton mit großem damastartigen Muster, gleichzeitig en relief gepreßt. Eine breite Bordüre, harmonisch zur Tapete, schließt die Wände von den Decken ab, die L. Burger's Meisterhand mit Gemälden geziert hat. Als Motiv ist für diese Gemälde in beiden Zimmern die Schilderung des Lebens einer Fürstin zur Zeit des Mittelalters gewählt. Der eine Salon, dessen Deckenfläche ein in die Länge gezogenes Rechteck bildet, zeigt vier reizende Tableaux; das eine derselben veranschaulicht uns das Zusammenleben der Fürstin mit dem Ehegatten, das zweite zeigt uns die Fürstin, ihren Kindern gegenüber Mutterpflichten ausübend, und die beiden anderen stellen uns Scenen aus dem wirthschaftlichen Walten

der Frau dar, wie sie, die Bleicherinnen beaufsichtigend, den Armen Gaben spendet und wie sie, auf freiem Balkon sitzend und die Töchter unterweisend, die vom Jagdzug heimkehrenden Knaben empfängt. Im zweiten Salon ist die Decke mit vier ovalen Medaillons geschmückt, in denen ideale Figuren die Dichtkunst, die Blumenzucht, die Musik und das häusliche Walten versinnbildlichen, während in den Tableaux, die jene Medaillons verbinden, ähnliche Motive zum Ausdruck gekommen sind. Die Möbel, in beiden Salons gleich, sind aus Nußbaum, matt und blank polirt und mit schwerem seidenem Brokat, roth und gold gemustert, überzogen. Die Form der Möbel ist hier eine überaus zierliche, Stühle und Tische sind mit reicher Holzschnitzarbeit versehen. Zwei vergoldete Blumentische schmücken den einen der Salons. Den Fußboden bedecken echt persische Teppiche, für Verbreitung einer behaglichen Wärme zur Winterszeit sorgen kunstvolle Kamine.

In den letzten Jahren gehörte eine Zeit lang halb und halb zum Hausstande des Fürsten Bismarck Professor Schweninger, der Königgrätzerstraße 9 wohnte, einen eigenen Schlüssel zur Hinterthür des Kanzlerparks besaß und es so außerordentlich nahe zu seinem hohen Patienten hatte. Die Fürstin, welche voll Dankbarkeit gegen den Arzt ist, der ihren dem Tode nahen Gatten wieder vollkommen gesund machte, wollte es nicht dulden, daß der unbeweibte Professor sich einen eigenen Haushalt gründete. Kam er einmal nicht zu Tische, so wurde augenblicklich zu ihm hinübergeschickt, um zu fragen, warum er nicht bei Tafel erscheine, zu welcher

er ein- für allemal eingeladen war. Allerdings hatte er bei der Tafel, deren Gerichte weniger kostbar und zahlreich sind, als in hundert anderen Berliner Familien, auch noch ärztliche Pflichten zu erfüllen, denn bekanntlich bestand die Kur, die er für den Fürsten anwandte, in einer besonderen, geregelten Diät. Indessen ging der ärztliche Tischgast keineswegs streng zu Werke, und wenn dem Fürsten eine Speise besonders schmeckte, so gebot ihm Schweninger durchaus kein Halt! Ja, er redete dem Fürsten selbst zum Essen zu, wenn er z. B. aus seiner eigenen Heimath volksthümliche Speisen wie Knackwürste und andere bayrische Delikatessen kommen ließ, um sich mit diesen Tischgaben gewissermaßen für die genossene Gastfreundschaft zu revanchiren.

Ernst Schweninger, der jetzt so viel genannte Leibarzt des Fürsten Bismarck, war vor drei Jahren noch eine ganz unbekannte Persönlichkeit, und erst die glückliche Kur, welche er an unserem Reichskanzler vollbrachte, trug seinen Namen in alle Welt und brachte ihm die Professur an der altberühmten Berliner Universität ein. Schweninger ist 1851 zu Neumarkt in der Oberpfalz als der Sohn eines angesehenen Bezirksarztes geboren. Mit sechszehn Jahren Student der Medizin, mit zwanzig Jahren Arzt, wurde er bald Assistent des als Diagnost und pathologischer Anatom berühmten Professors Buhl und blieb dies auch zehn Jahre lang, bis eine leidige Liebesgeschichte die so hoffnungsvoll begonnene Laufbahn des jungen Gelehrten kreuzte. Diesen zehn Jahren verdankt Schweninger zumeist seine ärztliche Bildung, wie denn auch in dieser Zeit die meisten seiner

litterarischen Arbeiten entstanden sind, die über Diphtherie, Tuberkulose, Haut- und Haartransplantationen u. s. w. handeln. Den Fürsten Bismarck lernte Ernst Schweninger erst im Oktober 1882 kennen, als er, einer Aufforderung des Grafen Bill folgend, Varzin besuchte. Er fand ihn in einer merkwürdigen nervösen Abspannung und Deroute, dabei in seiner Verdauung völlig gestört, mit den lästigsten Schmerzen im Magen und Unterleib behaftet und bereits in seinen Kräften so heruntergebracht, daß Alles daran gelegen war, diese zu erhalten, wenn nicht über kurz oder lang ein schlimmer Ausgang befürchtet werden sollte. Nur der sorgsamsten, gewissermaßen von Stunde zu Stunde geleiteten Diät, die nur in rationellem Sinne gehandhabt und nach Verhältniß jeweilig verändert wurde, und die ganze Lebensweise des Fürsten, Essen, Trinken, Schlafen, Arbeiten und Bewegen beeinflußte, gelang es allmälig, die Kräfte zu heben, die Verdauung zu befördern und den gesammten Unterleib in Ordnung zu bringen. Nur ihr war die Beseitigung der so hartnäckigen Gelbsucht zu danken, und durch sie wurde dem erschöpften Nervensystem in einer Weise aufgeholfen, daß dasselbe sich wesentlich gebessert hat und der Fürst wieder seine Arbeiten in vollem Umfange aufnehmen konnte.

Vor einiger Zeit hat Professor Schweninger herausgegeben: „Gesammelte Arbeiten; erster Band.“ Das Buch ist „Seiner Hochgeboren dem Grafen Wilhelm von Bismarck in unbegrenzter Verehrung, Liebe und Dankbarkeit“ gewidmet, und in der Vorrede nimmt der Leibarzt des Reichs-

kanzlers Gelegenheit, sich öffentlich über seine Beziehungen zur Kanzlerfamilie auszusprechen und sein medizinisches Glaubensbekenntniß in folgender Weise darzulegen:

„Verehrtester Herr Graf! Indem ich diese Blätter der Oeffentlichkeit übergebe, bitte ich Sie, die Widmung derselben gütigst anzunehmen. Es ist mir ein dringendes Bedürfniß, Ihnen damit nicht nur ein schwaches Zeichen meiner großen Verehrung, Hochachtung und Dankbarkeit zu geben, sondern auch zu sagen, daß es für mich zeitlebens die schönste Aufgabe sein wird, Ihnen und Ihrer hohen Familie meine bescheidenen Dienste zu widmen. Was in diesen wenigen Blättern niedergelegt und theilweise schon früher in zerstreuten Artikeln — die, wie es scheint, Vielen unbekannt geblieben sind — veröffentlicht ist, macht nur einen Theil der seit zehn Jahren streng wissenschaftlicher Bethätigung in pathologischer Anatomie und Pathologie gewonnenen Resultate aus. Einer Reihe von Umständen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, ist es zuzuschreiben, daß nicht mehr Arbeiten bis heute zu Tage gefördert sind.

„Als ich im Jahre 1879 in die praktische ärztliche Thätigkeit gedrängt wurde, da hatte ich keine Ahnung, daß dieselbe eine Ausdehnung und Bedeutung gewinnen würde, wie sie heute vorliegt. Dadurch, daß Sie nach jahrelangen, vergeblichen Konsultationen und Bädergebrauche gegen eine hochgradige Gicht auch noch bei mir sich Rath zu erholen den Muth hatten, und daß dieser bei Ihrer staunenswerthen Energie zu dauerndem Erfolge führte, ist meine Thätigkeit auch weiteren Kreisen bekannt geworden.

Freilich für diese war nur der Nebenerfolg, der gleichsam mit als reife Frucht abfiel — die Befreiung von erheblicher Körperfülle — in die Augen springend. Und als vollends mir die Ehre zu Theil ward, den Reichskanzler, Ihren Durchlauchtigen Herrn Vater, zu behandeln und von den bedenklichen Störungen der Ernährung, der bedrohlichsten Zerrüttung von Körper- und Nervenkraft zu heilen, da richtete sich bekanntlich und begreiflicher Weise eine Welt von Augen auf meine Thätigkeit. Was Unwissenheit und Bosheit neben absoluter Unkenntniß der Verhältnisse seit dieser Zeit zu Tage gefördert haben, ist allgemein bekannt. Unbekannt aber ist geblieben, daß gerade bei dem Fürsten damals durchaus von keiner Beseitigung der Körperfülle die Rede sein konnte — der Fürst war ja abgemagert und heruntergekommen in der bedenklichsten Art, — sondern daß Alles darauf ankam, den Körper zu ernähren, die Kräfte zu heben, die zerrütteten Nerven wieder zu beleben. Ich habe mit Gleichmuth ertragen, was über mich als Entfetter, Wasserentzieher, Milchkur-Doktor, Herzmuskelstärker u. s. w. gefabelt wurde, und mir an der Freude genügen lassen, daß es gelungen ist, wie Sie von der Gicht, so den Fürsten von der allgemeinen Ernährungsstörung mit ihren schlimmen Begleitern zu befreien. Ein ganzes System, eine ganze Kurmethode hat man mir nachgesagt und mich schließlich zum Spezialisten für Fettleibige gestempelt. So weit diese Aufgabe an mich herangetreten ist, habe ich dieselbe mit der Energie und Thatkraft des stets individualisirenden Arztes erfüllt. Aber ich bin nie in eine Schablone ver-

fallen, an der alle Regime bis dahin krankten und wohl auch zu Grunde gingen — sondern ich habe, unbekümmert um die Lehren der heutigen Therapie, meine Wege mir selbst gebahnt auf Grund der individuell gewonnenen Anschauungen und im Zusammenhalt mit den wirklich brauchbaren Etappen einer streng wissenschaftlichen Forschung. Ich habe mich nie mit der Bekämpfung lästiger Symptome aufgehalten, sondern diese, wo es anging, nach Möglichkeit als Wahrzeichen des zu Grunde liegenden Uebels bestehen lassen, um nach der Beseitigung des letzteren zu sehen, wie die von ihm bedingten Symptome von selbst verschwinden. Ich war mir bewußt, wie wenig dazu medikamentöse Hilfen, die ich mir indeß nach Bedarf wählte, oft beitragen können. Aber ich habe mich nie gescheut, den, wenn auch langwierigen und mühevollen Weg vielleicht mit brauchbaren Abkürzungen wieder zurückzulegen, auf dem die mir Zugeführten ihre Erkrankungen aller Wahrscheinlichkeit nach acquirirt hatten. So habe ich die Freude gehabt, eine Reihe von allgemeinen Ernährungsstörungen und schlimmen Symptomen, wie verschiedene Formen von Blutarmuth, Herzfehlern, Abmagerungen, Hämorrhoidal-Beschwerden, Leber-Anschwellungen, Magen-Erweiterungen, Asthmen, Migränen, Darmträgheiten, Verstopfungen u. s. w., radikal zu hemmen und selbst zu beseitigen. So bin ich auch zur ergiebigen Bekämpfung und Beseitigung der Fettleibigkeit gekommen, die, wie ein nüchterner Blick zeigt, unter den mannigfachsten Verhältnissen und Lebensweisen zu stande kommt und ebenso auch beseitigt werden kann. Mit Bier und

Brot, mit Zucker und Fetten, mit viel und wenig Essen und Trinken kann man eben so gut dick, wie dünn werden, Hämorrhoiden und Magen-Erweiterungen bekommen oder nicht, Leberschwellungen und Herzkrankungen veranlassen und verhindern — es fragt sich nur wie und wann? Sobald diese Dinge für mich spruchreif sind und ich Zeit finde, werde ich damit an die Oeffentlichkeit treten und diejenigen enttäuschen, welche Schablonen und starre Kurmethoden erwarten und das Einfachste, wie so oft, im Suchen nach Spitzfindigkeiten unter dem Titel sogenannter Wissenschaftlichkeit übersehen haben. Die absichtlich oder unabsichtlich in die Welt geschleuderten Irrthümer über mich und meine Behandlung geben mir aber keinen Anlaß, diese Publikation zu beschleunigen.

„Mögen Sie und alle wohlwollenden Leser dieser wenigen Zeilen und des vorliegenden Werkes wenigstens auf das Fundament schließen, auf dem ich die ärztliche und möglichst gewissenhafte Behandlung meiner Kranken stets in ernster Weise aufzubauen bestrebt war — mir wird das genügen! Zufrieden und glücklich aber will ich sein, wenn Sie, den ich so sehr verehre und hochhalte, diese Widmung als ein schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit gütig aufnehmen. Berlin, im März 1886."

Der politische Parteistreit um die Schweninger-Kur ist verstummt, der wissenschaftliche wird desto lauter. „Es würde nun und nimmer eine Schweninger-Kur geben, wenn nicht schon vorher eine Oertel-Kur existirt hätte," ist das Thema einer Broschüre, in der es u. A. heißt:

„Es ist bekannt, daß kein Geringerer als der Reichskanzler Fürst Bismarck durch das bei ihm zur Anwendung gebrachte Heilverfahren die Kur zu einer populären im weitesten Sinne des Wortes gemacht und ihr für Jahre hinaus nicht allein den Namen „Schweninger-Kur", sondern auch durch den Einfluß seiner Persönlichkeit ein dauerndes Interesse gesichert hat. Das Aufsehen, welches die Methode bei Aerzten und Laien erregte, war um so begreiflicher, als es sich dabei nicht etwa um den Gebrauch eines Heilmittels, sondern um eine ganz bestimmte Modifikation der bisherigen Lebens- und Beschäftigungsweise des Fürsten handelte, die in Kurzem eine durchgreifende und anhaltende Besserung seit Langem bestehender Konstitutionsanomalien zur Folge hatte. Ganz abgesehen von dem persönlichen Verdienst, war man allgemein geneigt, den mit scheinbar so geringen Mitteln erreichten Erfolg als eine wissenschaftliche Großthat ohne Gleichen zu betrachten und mit dem Namen des glücklichen Arztes den des Erfinders der Kur für alle Zeiten zu verknüpfen.

„Es half nichts — und das ist der wissenschaftliche Punkt —, daß von gewichtiger Seite der Einwand erhoben wurde, daß die zur Anwendung gelangten Methoden nicht neu, sondern, wenn auch in engen Kreisen und in bisher wenig beachtetem Maße, dem Aerztepublikum seit Langem bekannt gegeben seien. Es machte auf die Bewunderer Professor Schweninger's keinen Eindruck, selbst als unwiderleglich festgestellt wurde, daß derselbe — damals pathologischer Anatom und als solcher der internen Medizin

völlig fern stehend — Gelegenheit hatte, jene Methoden nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch in Anwendung gezogen zu sehen. Erst als im Jahre 1884 das epochemachende Werk Professor Oertel's in München (Handbuch der allgemeinen Therapie der Kreislaufstörungen) erschien, aus welchem hervorging, daß bereits vor neun Jahren der Verfasser seine Methode der Behandlung der Fettsucht sowie der damit verknüpften Störungen des Herzens, des Respirations- und Verdauungsapparates ersonnen und in Münchener ärztlichen Kreisen vorgetragen hatte, da galt für den vorurtheilslosen Beurtheiler die Prioritätsfrage unbedingt entschieden.

„Trotzdem fehlte es auch jetzt nicht an Stimmen, welche den direkten Einfluß der Methoden Oertel's auf die Reichskanzlerkur leugneten und das große Verdienst des Münchener Gelehrten um diesen Gegenstand herabzusetzen versuchten. Es erscheint uns dem gegenüber zu betonen nothwendig, daß, wie wir aus zuverlässigster Quelle wissen, Professor Oertel nicht allein mit Professor Schweninger lange vor der Behandlung des Reichskanzlers über die Prinzipien seiner Heilmethoden vielfach Unterredungen gepflogen und ihn auf die überraschenden Erfolge derselben hingewiesen, sondern daß er demselben auch speziell mit Bezug auf das Leiden des Fürsten Bismarck, von dessen Krankheit er sich schon vor Jahren auf Grundlage seiner zahlreichen Beobachtungen ein Bild gemacht hatte, seine Ansichten geäußert und bestimmt präzisirte Behandlungsvorschläge entworfen hat. Mit Rücksicht auf die günstigen

Erfolge in ähnlichen Fällen betonte Professor Oertel Dr. Schweninger gegenüber als wichtig für die Reichskanzlerkur: Die Nothwendigkeit einer nach seinen Grundsätzen geregelten Diät, Reduktion der Flüssigkeitsmenge im Körper und Regulirung derselben durch Verminderung der Aufnahme von Flüssigkeit in Speisen und Getränken, Erhöhung der Muskelarbeit vorzüglich auch in Beziehung auf die Wasserausscheidung durch die Haut, Ernährung durch Darreichung bestimmter Quantitäten von Eiweiß und Kohlehydraten, Theilung der Mahlzeiten, Kräftigung des Herzmuskels durch Bewegung u. s. w. Bei Anwendung dieser Methoden glaubte Professor Oertel eine sichere Heilung des Reichskanzlers voraussagen zu können. Welches Verdienst Professor Schweninger und welches Professor Oertel demnach an dem Heilerfolge zukommt, geht aus diesen Thatsachen ohne Weiteres hervor. Jedenfalls hat der Erstere den Reichskanzler wieder gesund gemacht und ein gutes Honorar in der Form einer Professur an der Berliner Universität und in derjenigen einer sehr lukrativen Kundschaft erhalten. Arm wie Hiob ist er nach Berlin gekommen, er wird es einst als ein Krösus verlassen." —

Wie reich ist Fürst Bismarck? Das ist eine Frage, welche viele Leute nach dem 1. April 1885 beschäftigte, an welchem Tage der Reichskanzler zu Varzin und Friedrichsruh noch sein altes Stammgut Schönhausen zurückerhielt, eine Frage, die offiziös die folgende Abfertigung erfuhr: „Durch verschiedene Zeitungen ist neuerdings eine Notiz gegangen, die den Grundbesitz des Reichskanzlers zum

Gegenstand hat und bei genauerer Betrachtung eine Tendenz verräth, die sich auf den ersten Blick vielleicht nicht gleich ersehen läßt. Diese Tendenz ist thatsächlich die nämliche, welche gewissen englischen Preßerzeugnissen zu Grunde liegt, die für die Demokratie der Zukunft Propaganda machen, indem sie den Landbesitz und das Einkommen der Aristokratie umständlich beschreiben, um der misera contribuens plebs die Jämmerlichkeit ihrer Lage vor Augen zu führen. Die fragliche Notiz trägt den gleichen Charakter, da sie nur den Zweck verfolgen kann, den Fürsten Bismarck dem Neide und der Begehrlichkeit Minderbegüterter zu denunziren. Schon daß der Reichskanzler als Beispiel eines Latifundienbesitzers gewählt ist, läßt den demagogischen Ursprung des Artikels erkennen. Giebt es doch viele deutsche Grundbesitzer, die nicht nur reicher als Fürst Bismarck sind, sondern über sehr viel ausgedehntere Liegenschaften verfügen, trotzdem aber bis jetzt noch nicht zum Gegenstande öffentlicher Denunziation gemacht worden sind. Daß man nichtsdestoweniger den Besitz des Reichskanzlers als Beispiel herausgerissen, läßt demgemäß auf mit Haß gepaarte politische Abneigungen des Urhebers schließen.

„Im Uebrigen sind die an anderen Orten gemachten Angaben vollständig aus der Luft gegriffen. Die Vermögensverhältnisse des Fürsten Bismarck sind bei Gelegenheit von Einkommensteuerveranlagungen wiederholt und eingehend geprüft worden. Auf Grund dieser Prüfungen sind wir in der Lage, zu versichern, daß die Angaben über die Schuldenfreiheit der Bismarck'schen Güter völlig unrichtig sind. Auf

den Besitzungen des Fürsten ruht vielmehr eine Hypotheken-last, welche eine jährliche Verzinsung mit etwa 120,000 Mark erfordert. Rücksichtlich der Einzelangaben des erwähnten Artikels ist ferner zu bemerken, daß der Friedrichsruher Besitz keineswegs ausschließlich aus einer Staatsschenkung herrührt, daß das eigentliche Gut Friedrichsruh nebst dem benachbarten Neumühle (welche eine Enklave in dem Sachsen-walde bildeten) vielmehr erst vor einigen Jahren von dem Reichskanzler für 240,000 Mark angekauft worden ist.

„Bei Ueberweisung des Sachsenwaldes war der Ertrag desselben nach Ausweis der Dotationsakten auf 34,000 Thaler veranschlagt worden. In den für das Holzgeschäft besonders günstigen Gründerjahren mag der Brutto-Ertrag sich vorübergehend auf 80,000 Thaler belaufen haben — Sachkennern aber braucht kaum gesagt zu werden, daß forst- und landwirthschaftliche Einnahmen beständigen Schwan-kungen ausgesetzt sind, und daß die in den letzten Jahren erzielten Erträge zu der erwähnten Summe von 80,000 Thalern in gar keinem Verhältniß stehen.

„Anlangend das neuerworbene Gut Schönhausen wurde a. a. O. behauptet, daß dasselbe 16,000 Thaler jährlich einbringe. Wenn der Artikelschreiber dem Reichskanzler ein Pachtgebot in diesem Betrage machen wollte, so glauben wir ihm den Zuschlag verbürgen zu können. Ist doch be-kannt, daß der alte Besitz Schönhausen, welcher an Acker-fläche um nur hundert Morgen hinter dem neuen zurücksteht, vor einigen Jahren für den Pachtzins von 8000 Thalern vergeblich ausgeboten wurde. Wie jeder Grundbesitzer, be-

findet sich auch der Reichskanzler in der Lage, bei wechselnden, in der letzten Zeit stetig abnehmenden Erträgen, dennoch seine Schulden gleichmäßig verzinsen zu müssen.

„Beiläufig sei noch bemerkt, daß, aus Anlaß des Erwerbs von Schönhausen, die Zahl der an den Reichskanzler gerichteten Unterstützungsgesuche eine Höhe erreichte, die Antwortsertheilungen an die einzelnen Petenten unmöglich gemacht hat.“

Trotz dieser offiziösen Nachrichten über die Vermögensverhältnisse des Reichskanzlers, glauben wir auf das Bestimmteste versichern zu können, daß sich der Fürst Reichskanzler durchaus nicht in drückender Lage befindet, daß vielmehr diese „Freude und dieser Stolz Deutschlands“ in recht geordneten Vermögensverhältnissen lebt, und das hohe Glück genießt, auch in seinen Privatverhältnissen ein freier, selbständiger Mann zu sein. Doch, Scherz bei Seite, daß es nöthig geworden ist, öffentlich festzustellen, daß Bismarck kein Krösus ist, um ihn dadurch Anfeindungen politischer Art zu entziehen, ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Sollte man doch denken, jeder Deutsche, welcher Partei er auch angehöre, müsse dem großen Kanzler „Alles Gute“ wünschen — worunter ja auch recht viel Geld, in dieser Welt, wie sie nun einmal ist, einbegriffen sein muß.

Die Minister.

Die Minister gehören bei uns zum Hofe. Kann man sie auch nicht zum Hofstaate rechnen, so haben sie doch immer noch gewisse Obliegenheiten als Hofbeamte. Jedenfalls gehören sie zur Hofgesellschaft gleich den Botschaftern und Anderen. Sie geben Ballfeste, auch der Kultusminister, und folgen Einladungen zu Tanzabenden, öffnen ihre Salons für größere Reunions, geben Diners, nicht bloß parlamentarischer Art, finden sich bei den Empfängen der Botschafter ein und sprechen französisch, so gut es eben geht. Da unsere Minister meist langlebig in ihrem Amte sind, dank der Abwesenheit des parlamentarischen Regiments, das fortwährend die Minister stürzt und erhebt, und sie kaum je zu einiger Ruhe kommen läßt, so bilden sie sich auch zu stehenden Erscheinungen in der „Gesellschaft" aus, wodurch ihre Beziehungen enger werden, als anderswo. Es ist freilich der Politik des Fürsten Bismarck vorgeworfen, sie nütze „köstliche Kräfte" vor der Zeit ab. Ueberblickt man aber die Veränderungen, welche sich auf einen vierundzwanzigjährigen Zeitraum vertheilen, einen Zeitraum überdies der folgenreichsten Entwickelungen und Neugestaltungen, so wird man über ihre geringe Zahl erstaunt sein. Die ausscheidenden Minister waren zum Theil hochbejahrte Männer, wie Bodelschwingh, Heydt, Roon, oder sie hatten, wie Graf Friedrich zu Eulenburg, einen schweren Posten sechszehn Jahre hindurch unter schweren Zeitumständen verwaltet. Nur einer

von den Ministern, welche Kollegen des Reichskanzlers geworden, hat sein Amt wenig über ein Jahr bekleidet, Herr Hobrecht, sonst ist die geringste Zeit im ministeriellen Amte 4 Jahre, wenn man von der ebenfalls kürzeren Amtszeit des Grafen Königsmark absieht. Andere Dienstzeiten betragen 9 bis 10 Jahre, wie bei Delbrück und Camphausen; die Rücktritte sind meist wegen langer Anstrengung im Dienste erfolgt, oder die wesentliche Veränderung der politischen Verhältnisse hat, aber dies nur in den selteneren Fällen, einen Einfluß geübt. Kann man da wohl im Ernst sprechen von einer massenhaften „Vernutzung köstlicher Kräfte vor der Zeit"? In demselben Zeitraum der Amtsführung des Fürsten Bismarck haben andere Länder 20—30 Wechsel des ganzen Ministeriums und außerdem noch Wechsel wichtiger Posten in denselben erlebt. Es ist keine Uebertreibung, sondern die statistisch begründete Wahrheit, daß eine Festigkeit der höheren Staatsämter, wie im deutschen Reiche und in Preußen, sich in keinem Lande der Erde wiederfindet. Und das kommt ihrer Stellung in der „Gesellschaft" zu Gute; sie schlagen da tiefere Wurzeln.

Ich will unsere Minister nach ihrer rein menschlichen Seite darstellen, ich will sie zu Hause, auf der Promenade und anderswo belauschen, überall wo sie mit Faust sprechen können: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein." Jupiter, Mercur und andere Götter haben oft Menschengestalten angenommen. Unsere zehn Halbgötter lassen sich auch oft von Profanen, vor denen sie sich sonst als Olympier streng zugeknöpft halten, auf rein menschlichen Wegen ertappen.

Ich denke dabei nicht an Jupiter, wie er die Semele besucht, oder gar die Europa; ich meine andere Metamorphosen. So trat ich vor längerer Zeit auf dem Spittelmarkte in ein Magazin von Küchen- und anderen Hausgeräthen. Ein Herr, der mir den Rücken zuwandte, bückte sich gerade über ein Geräth, über dessen Gebrauch er sich von dem Geschäftsinhaber belehren ließ und das er dann eigenhändig selber probirte, indem er eine Kurbel wie die einer Kaffeemühle herumdrehte, und siehe da, der gelehrige Schüler hatte den richtigen Griff bald fort, die Austerschaale spaltete sich mit Leichtigkeit. Es war eine Austerspaltmaschine nach einer neuen patentirten Konstruktion. Der Käufer zahlte 21 Mark und bat die Maschine ihm zuzuschicken.

„Wohin, mein Herr?“ fragte der Verkäufer.

„Leipziger Platz, landwirthschaftliches Ministerium.“

Ich hatte den Ackerbauminister längst erkannt, nicht den heutigen — auf den komme ich gleich zu sprechen, muß aber mit seinem Amtsvorgänger beginnen. Mir fiel in dem Eisenwaarengeschäft ein Gespräch ein, das ich einmal am Buffet des Abgeordnetenhauses zwischen eben diesem Herrn Minister und unserem unvergeßlichen, jetzt längst zur Disposition gestellten Parlamentsmarketender Müller vor Jahren belauscht habe. Die Unterhaltung betraf eine Sauce, ein Thema, an dem sich auch bald Graf Renard und Herr von Denzin betheiligten. Dr. Friedenthal war damals noch simpler Abgeordneter. Als er das Portefeuille erhielt, hauchte Müller gegen mich lebhafte Klagen

aus. „Renard todt und Friedenthal Minister, das ist ein schwerer Schlag für mich," sagte er mir, „jetzt habe ich nur noch Denzin als besten Frühstücksgast. Nachdem auch Denzin todt, hat Müller seine Demission eingereicht, und sie ist auch angenommen worden. Als Minister frühstückte Dr. Friedenthal nur noch zu Hause oder bestellte sich wie seine Kollegen höchstens eine Tasse Bouillon nach dem Ministerzimmer. Seine Diners in seiner früheren Privatwohnung in der Lennéstraße, dann in seiner Amtswohnung am Leipzigerplatz, galten als die exquisitesten. Seine Mittel erlaubten ihm das. Von dem reich dotirten Fürsten abgesehen, nahm es wohl nur der Finanzminister Camphausen mit dem Landwirthschaftsminister, was Privatvermögen betrifft, auf; doch machten Beide nicht denselben Gebrauch davon. Heute ist Dr. Friedenthal in seinem Amte durch einen Mann ersetzt, der ihm in vielen Dingen gleichkommt, in anderen wieder nicht. Dem mehrfachen Thaler-Millionär ist seit 1879 ein mehrfacher Thaler-Millionär gefolgt, dem Lukullus ein Lukullus . . . Ob Beide schon als Christen geboren, Dr. Friedenthal als Protestant, Dr. Lucius als Katholik, ob schon die Eltern vom Judenthum übergetreten sind, weiß ich nicht genau. Uebrigens war Minister Friedenthal Dr. juris, Minister Lucius Dr. medicinae, praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer.

Dr. Lucius ist am 20. Dezember 1835 in Erfurt geboren, somit 51 Jahre alt. Er studirte in Heidelberg und Breslau Medizin, machte 1860 den spanischen Feldzug gegen Marokko und 1860—62 die preußische Expedition nach

Ostasien als Gesandtschaftsarzt, die Feldzüge 1864, 66 und 70 als Landwehr-Kavallerie-Offizier mit. Seit 1863 bewirthschaftete er seine Güter Klein- und Groß-Ballhausen bei Erfurt. Im Reichstage gehörte Dr. Lucius der deutschen Reichspartei an. Er ist einer der intimsten Hausfreunde des Reichskanzlers, mit dem er sich duzt. Ihm, dem begütertsten Grundbesitzer der Provinz Sachsen, fiel die Aufgabe zu, den Sohn des Kanzlers, den Grafen Wilhelm Bismarck, im Kreise Mühlhausen als Kandidaten einzuführen.

Der Landwirthschaftsminister spricht im Parlamente nur, wenn er dazu gezwungen ist, er spricht dann äußerst gewandt und gefällig, gründlich wie ein Professor und streng sachlich, aber als ein vollendeter Schönredner. Er zeigt den Mann von reicher Welterfahrung und scharfem Verstande. Seine Dialektik bringt es fertig, den Schutzzoll zu vertheidigen, während er im Grunde der Seele Freihändler sein soll. Im persönlichen Verkehr ist er die Liebenswürdigkeit selber und erweckt durch seine außerordentliche Freundlichkeit sofort das persönliche Vertrauen jedes Einzelnen. Seine ästhetische Beanlagung tritt namentlich in dem Arrangement bei großen Diners und Ballfestlichkeiten hervor. Darin hat er seinen Amtsvorgänger nicht bloß erreicht, sondern übertroffen. Seine Küche ist berühmt, aber was ihm bei Abgeordneten und Ministern den größten Ruhm verschafft hat, sind seine Cigarren. Ihre Güte ist sprichwörtlich geworden. Die Komplimente, welche dem Minister regelmäßig darüber gemacht werden, erwidert er in liebenswürdiger Manier damit, daß er den Kennern

unter seinen Gästen (und das sind sie wohl ziemlich alle) beim Fortgehen stets noch einige Proben mitgiebt. Es soll auch vorkommen, daß der Eine oder Andere ohne besondere Aufforderung des Herrn Ministers sich mit Proben versieht, eben wegen ihrer Vortrefflichkeit und Unerschwinglichkeit.

Dr. Lucius ist in seiner Erscheinung einfach und anspruchslos, ohne daß deswegen das Tuch seines Rockes den reichen Mann verleugnet, dem für eine gediegene Umhüllung keine Summe zu hoch ist. Nichts ist ihm gleichwohl peinlicher als seinen Reichthum zur Schau zu tragen. Es giebt unter den Ministern auch solche, die ihre Gäste gern durch ihre prunkenden Gemächer führen und auf die werthvollen Gemälde aufmerksam machen, nicht ohne Hinzufügung des Preises. Wenigstens sagte man das vom Vorgänger des Dr. Lucius.

Der heutige Ackerbauminister ist ein kleiner Herr mit raschen kurzen Bewegungen, die den scharfen Beobachter an seine Abkunft erinnern. Ich komme jetzt auf ein wichtiges Thema und frage, wo sind die stattlichen und wohlbeleibten Figuren geblieben, die in den siebziger Jahren die Ministersessel einnahmen? Man stelle Lucius neben Friedenthal, Scholz neben Camphausen, Friedberg neben den verstorbenen Leonhardt. Vor zehn Jahren zeichnete das Embonpoint eine ganze Hälfte unseres Ministeriums dermaßen aus, daß, hätte man beide Hälften gegenüber gewogen, die Waagschale mit Fritz Eulenburg, Falk, Achenbach, von Kameke, Hofmann sofort in die Höhe geschnellt wäre. Ich weiß nicht, welches Prinzip dabei zu Grunde liegt, daß Fürst Bismarck sich

nur noch mit schlanken Ministern umgiebt. Vermuthlich weil er jetzt die eigene Entfettung betreibt, soll nun auch das Ministerium dieselbe mitmachen und den Eindruck einer Schweninger-Kur gewähren. Vor zehn Jahren noch dachte Bismarck wie Cäsar bei Shakespeare:

Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen.

In einem Briefe klagte Fürst Bismarck einem Kollegen einmal, daß Falk so leicht nervös würde. Und heute haben die hageren Minister nicht bloß das Uebergewicht, sondern sogar die Alleinherrschaft.

Charakteristisch ist das Zahlenverhältniß des adeligen zum bürgerlichen Element in unserem Ministerium. Dieses hatte sich im Laufe der Zeit mehr und mehr entadelt. Man nehme einen früheren Jahrgang der Gesetzgebung, z. B. vom Jahre 1862, da findet man als Gegenzeichner von Auerswald, von der Heydt, von Platow, Graf Schwerin, Graf Pückler, von Roon, von Bernuth, Graf Bernstorff. Nach dem Kriege war der Adel nur noch dem auswärtigen Amte (Fürst Bismarck und Herrn von Bülow), dem Kriege und der letzten Säule aus alter Zeit, dem Minister des Innern reservirt. Damals wollte man behaupten, die Edelleute in unserem Ministerium hätten andere Manieren als die Bürgerlichen. In der That trugen jene den Aristokraten vom Schädel bis zur Zehe mit sich herum. War dieser Herr von Bülow eine Hochtory-Erscheinung! Graf Friedrich Eulenburg war der Hofmann par excellence. Beim Kriegsminister kam das aristokratische Wesen vorzugsweise in den

Formen liebenswürdiger Höflichkeit gegen Jedermann zum Vorschein. Vom Fürsten rede ich nicht. Nun stelle man daneben den biederen, fast formlosen Justizminister von damals, Dr. Leonhard, den steifen Finanzminister, den behäbigen Landwirthschaftsminister, den Pastorssohn Falk, den nonchalanten Handelsminister, den schlichten Präsident des Reichskanzleramtes. Und doch — wer war der vornehmste von allen Ministern, wenn man die Vornehmheit in Unnahbarkeit setzt? Das war unstreitig Herr Camphausen. „Ist der Herr Minister zu Hause?" fragte so ein naiver Profaner im Hôtel am Kastanienwäldchen, der bei anderen Ministern schon öfters leichten improvisirten Zutritt gefunden. „Excellenz sind nicht zu sprechen," lautete die Antwort.

„Ob wohl Excellenz Zeit haben, dieses Schreiben gleich zu lesen und eine mündliche Antwort darauf zu geben?"

„Excellenz haben keine Zeit." Fürst Bismarck war mit der Zeit auch unzugänglich geworden, aber ich glaube, er hätte sich von einem Engländer oder Franzosen immer wieder interviewen lassen, die anderen Minister auch von Deutschen, als da sind Bittsteller, Bewerber, Neugierige, sogar Korrespondenten. Ich meine selbst, die Minister bei uns waren in dem Verhältniß zugänglicher, als sie mit dem Liberalismus, und war es auch nur der Altliberalismus, sich nicht identifizirten. Graf Eulenburg und Herr von Kameke leuchteten in Nahbarkeit voran, soweit meine Beobachtungen reichen. Hätte der Finanzminister Camphausen als Junggeselle eine Liaison gehabt — er hatte keine — und hätte er einmal ein Billet-Doux erhalten, er hätte dasselbe, ehe

er es las, durch die Kanzlei, die Registratur u. s. w. gehen, rubriziren und mit dem Aktenzeichen versehen und dann sich über den Inhalt von einem Geheimen Oberfinanzrath Vortrag halten lassen. Er las nichts ohne Aktenzeichen.

Heute ist das anders. Das Verhältniß zwischen dem adeligen und bürgerlichen Element im Ministerium hat sich wieder mehr zu Gunsten des ersteren gestaltet, aber wer möchte einem Lucius, einem Friedberg, einem Maybach, einem Scholz (Letzterer ist zwar jetzt geadelt, aber doch bürgerlich ins Ministerium gekommen) die Unnahbarkeit oder die steife Vornehmheit ihrer Vorgänger nachsagen? Im Gegentheil, sie sind, der Eine mehr, der Andere weniger, die zugänglichsten und liebenswürdigsten Leute. Der Wechsel im Justizministerium ist sogar im ganzen Publikum tief empfunden worden. In solchem Kontraste steht der heutige Justizminister, der durch und durch in preußischen Traditionen lebt, Sprechstunden auch für den Geringsten hat und auf Alles leutselig eingeht, zu seinem Amtsvorgänger, der ein Hannoveraner war und es bis zur letzten Stunde geblieben ist. Der heutige Finanzminister hat sich auch wieder freundlicher zu dem das Kastanienwäldchen aufsuchenden Publikum gestellt und hat bei aller Ueberbürdung mit Arbeit doch noch Zeit übrig, nichtamtliche Besuche anzunehmen, auch Korrespondenten zu empfangen, nicht bloß den offiziösen Herrn Schweinburg. Wenigstens sagte er neulich im Parlamente, als ihm der Verkehr mit diesem vorgeworfen wurde: „Mein Haus steht Jedermann offen, ich bevorzuge Niemanden, leider kommen die anderen Herren Zeitungskorrespondenten nicht

zu mir.“ Im Uebrigen ist Herr von Scholz, ein im Ministerialdienst aufgewachsener Beamter, auf dem finanziellen Gebiete so zu sagen ein Schüler Camphausen's, von schlagender Beredtsamkeit und großen Kenntnissen. Die Opposition behauptet von ihm, daß seine Leistungsfähigkeit eine dankbarere sein würde, wenn er nicht berufen wäre im Bannkreise des Kanzlers sich zu halten und alle parlamentarischen Niederlagen desselben auf finanzpolitischem Gebiete auf seine Schultern zu nehmen. Herr von Scholz ist eine idealistisch angelegte Natur, ein bedeutender Förderer von Kunst und Wissenschaft, und mancher Ressort-Chef hat schon darüber Klage geführt, daß er gegen den Kultusminister, wenn es sich darum handelt, Geld dem Finanzminister abzudrängen, zurückstehen müsse. Der Finanzminister erscheint als ein noch ziemlich junger Mann, nicht groß, mit keuschem Bartwuchs, brünett. Er stammt aus Schweidnitz in Schlesien, wo vor 3 Jahren sein Vater, der Geh. Sanitätsrath Dr. Scholz, das seltene Fest des sechszigjährigen Doktorjubiläums feierte. Der Jubilar war damals 82 Jahre alt; er hatte von Anbeginn seiner ärztlichen Laufbahn an in Schweidnitz gewirkt, woselbst er lange Jahre hindurch u. A. am Korrektions- und Krankenhause als Anstaltsarzt thätig war. Von seinen drei Söhnen hat einer gleich ihm den ärztlichen Beruf gewählt; derselbe ist gegenwärtig Generalarzt beim Schlesischen Armeekorps. Ein zweiter Sohn widmete sich dem Offizierstande, verstarb aber bereits als Hauptmann. Der dritte Sohn, welcher im Jahre 1833 geboren ist, ist der gegenwärtige Chef des preußischen Finanzressorts.

Das Hôtel des Finanzministeriums hat in den letzten Jahren oft seine Bewohner gewechselt. Zwischen Camphausen und Scholz ließen sich dort noch Hobrecht und Bitter nieder. Als der ehemalige Bürgermeister von Berlin das Hôtel bezog, kamen nach langer Zeit die 40 bewohnbaren und möblirten Räume wieder einmal zu ihrer vollen Geltung. War es doch ein Familienvater, der dort einzog. Zu den Gegensätzen zwischen dem heutigen Ministerium und dem der siebziger Jahre gehört auch das jetzt beseitigte Cölibat. Die gegenwärtigen Minister sind (mit einer Ausnahme) beweibt und glückliche Familienväter. Das war früher nicht. Man denke an Camphausen, Delbrück, Fritz Eulenburg. Was das heißen will, das Cölibat eines Ministers, das zeigte das Finanzhôtel, als der Garçon Camphausen auszog. Herr Hobrecht fand viel Staub vor. Sein Vorgänger speiste nicht einmal zu Hause. Kochgeschirr und Porzellan wurden in Camphausen's Küche nur angerührt bei Gelegenheit jener seltenen, aber berühmt gewordenen Gastmähler im engen Kreise guter politischer Freunde. Berühmt nämlich durch ihren Wein und ihre gediegene Unterhaltung. Wenn Braun-Wiesbaden einmal den Ausruf „diese Sorte ist wunderbar" nicht unterdrücken konnte, so will das etwas sagen. Der Minister erwiderte: „Ich will es nicht in Abrede stellen, daß ich mir eine Ehre daraus mache, wenn ich die Kenner vom Rhein her nicht unbefriedigt lasse. In der That ist dieser Johannisberger etwas Seltenes — von meinem Ministergehalte könnte ich es nicht, nur mein kleines Privatvermögen setzt mich in den

Stand. . . ." Einer der Herren flüsterte seinem Nachbar zu: Zwei Millionen Thaler. Der Minister setzte seine Rede fort, indem er über die Kärglichkeit der preußischen Ministergehälter sprach, bei denen nicht einmal ein Junggeselle auskäme, geschweige ein Familienvater. „Meine Herren, man stellt sich immer als eine Seligkeit vor, wenn man zum ersten Male mit Excellenz angeredet wird, und doch kostet der erste Tag gleich 6000 Mark — so viel Gold ist an der Minister-Gala-Uniform, und so viel muß man selbst zahlen, wenn man die Uniform von seinem Vorgänger übernimmt, was oft ganz unausführbar ist. Bedenken Sie die Arbeit des Schneiders, als nach Falk Puttkamer kam, nach Kameke Bronsart. . . . Ich hoffe, die Herren im Parlamente werden mir keinen Querstrich machen, wenn die königliche Staatsregierung mit einem Antrage auf Erhöhung der Ministergehälter an Sie herantritt." — „Da haben wir den Salat," rief ein Tischgast aus, „daher der wunderbare Johannisberger."

Genug, Herr Camphausen speiste nur ausnahmsweise im Kreise guter Freunde und hervorragender Weinkenner zu Hause. Er nahm sein Diner in dem „Millionär-Klub" in der Jägerstraße an der Seite von Delbrück. Beide theilten sich regelmäßig in eine halbe Flasche Medoc, und auch diese tranken sie oft nicht ganz aus. Das geschah selbst, als der Milliardenregen am dichtesten auf Kastor und Pollux niederprasselte. Nach Tische machten sie regelmäßig zu Fuß eine Promenade durch den Thiergarten, der große Kastor und der kleine Pollux. Wer ihnen da nahe kam,

hörte nichts als große Zahlen von mindestens sieben Stellen. Da sprach eines Tages Kastor, der Große, wieder von Richter-Hagen. Pollux hörte nicht darauf, er antwortete zerstreut. Kastor berechnete die Ueberschüsse des nächsten Haushalt-Etats. Pollux gab gar keine Antworten mehr. Kastor sprach eben die Zahl aus: 99,900,000 Mark, da hörte er neben sich Pollux leise deklamiren: „Und herrlich, in der Jugend Prangen, wie ein Gebild aus Himmelshöhen, sieht er die Jungfrau vor sich stehen. . . .“ „Aber Delbrück!“ — Pollux erröthete und gestand seine Liebe, sowie seinen Entschluß, sich nächstens zu verheirathen. Kastor schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Er dachte an die halbe Flasche im Millionär-Klub, er dachte an die Promenaden im Thiergarten.

Der Finanz- und Aktenmann Camphausen war nicht ohne Empfindsamkeit. Man hat ihn sogar einmal im Reichstage weinen sehen. In unseren und anderen Parlamenten gehören Thränen zur Seltenheit, außer denen, welche die „stürmische Heiterkeit“ vergießt. Die Gesetze werden meist unter vielem Lachen gemacht, und geht es zuweilen auch noch so ernst her, es fehlt selten der Schalk, der die Stimmung, wenn sie wirklich einmal gedrückt wird, nicht schließlich durch ein bon mot in allgemeine Heiterkeit auflöst.

Wunderbar erscheint es — mein Gedächtniß reicht in Bezug auf das parlamentarische Treiben an den beiden Enden der Leipziger Straße ziemlich weit zurück — daß im Gegensatze zu der Ausgelassenheit der Landes- resp. Reichsboten ernste Thränen bisher nur am Ministertisch

geflossen sind. Ich erinnere mich mehrerer Fälle und — es war immer ein Finanzminister, der weinte. Das that z. B. Herr von der Heydt einmal, als er nämlich — es handelte sich, wenn ich nicht irre, im Jahre 1868 um die Auseinandersetzung der annektirten Stadt Frankfurt mit dem Staate in Bezug auf die Vermögensverhältnisse — die Nachricht in das Abgeordnetenhaus brachte, der König habe, um dem Streit zwischen der Landesvertretung und der Regierung ein Ende zu machen, sich huldvollst entschlossen, die Summe, um die der Streit sich drehte, (700,000 Thaler) aus der Privatschatulle zu zahlen. Wenn Herr von der Heydt bei dieser Mittheilung sich die feuchten Augen wischte, so war das sicher ein Zeichen eines tiefen und weichen Gemüthes. Immerhin fiel der Kontrast auf zwischen dem weinenden Rathgeber der Krone und der Erscheinung, die sonst der Finanzminister bot, dieser trockene Geschäftsmann, dieser echte Sohn einer Kaufmannsfamilie, der ohne höhere Ideen, ohne große, allgemeine Prinzipien mehr nach jedesmaligen Zweckmäßigkeitsgründen handelte und dem es überall nur auf ein gutes Profitchen für den Staat ankam.

Eben dieser Herr von der Heydt weinte aus wirklicher Rührung. Sein Nachfolger hat aus anderen Gründen nasse Augenwimpern gehabt. Der Kontrast erschien hier zuerst fast noch größer. Herr von der Heydt war ein zugänglicher Mann, Herr Camphausen stets zugeknöpft, wenn er nicht amtlich zu verhandeln hatte. Herr von der Heydt sprach immer leise und weich, wenn auch nur physisch weich,

so daß von da bis zu einem feuchten Auge die Natur keinen zu großen Sprung machte; Herr Camphausen sprach immer volltönig, gleichmäßig entschieden. Da folgte das Wort dem Wort in so herrlich gemessenem, langsamem Schritte, daß es eine Lust für die Stenographen war, seine Rede nachzuschreiben. Und doch hat man Saiten erklingen hören, die auch bei diesem trockenen Rechenmeister auf Gemüth hindeuteten. Er verschmähte in seinen Reden keineswegs die Würze, er wendete sogar süße Bilder an. „Sie sehen, meine Herren," sagte er einst im Abgeordnetenhause, indem er den neuen Staatshaushalts-Etat vorlegte und zergliederte, „daß ich alle Verwaltungen mit gleicher Liebe umfaßt habe." Der Hagestolz! sprach von Liebe! Wo aber Liebe ist, dürfen wir uns über Thränen nicht wundern. Es war im Frühjahr 1878, in der bekannten Abschlachtungs-Scene, wo Camphausen sich von seinen innersten Gefühlen überwältigen ließ, als seine eigenen Freunde, die Nationalliberalen, in schwarzem Undanke auf ihn losstürmten, um ihm das Portefeuille zu entreißen, Fürst Bismarck aber seinem Nachbar am Ministertische die Hand drückte, als Zeichen seiner weniger wandelbaren Gesinnung gegen ihn. Die einzige Liebe des Hagestolzes, das Portefeuille, war wohl einiger Thränen werth!

Den Finanzminister Hobrecht habe ich acht Tage nach seinem Einzuge hinter dem Gießhause mal besucht. Schon eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit betrat ich das alte Hôtel mit seinen mir wohlbekannten langen Korridors, wo einst die Rabe, die Patow, die Bodelschwingh, die von

der Heydt, die Camphausen gewandelt, stieg die breite Treppe hinauf, die zu dem geräumigen Flur führte, wo sich die für unsere Finanzzustände und Finanzminister charakteristische Inschrift über dem Eingange zum Vorzimmer des Ministers findet:

„Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!“ Gellert.

Während ich die Inschrift studirte, schlüpfte ein weibliches Wesen bei mir vorüber, um hinter einer Thür bald wieder zu verschwinden. Welcher ungewohnte Anblick in diesem Hôtel! Neun volle Jahre hatte in diesen Räumen kein weiblicher Fuß gewandelt. Der heilige Antonius in der egyptischen Wüste hat solchen Fuß nicht scheuer von sich gewiesen, als der Minister, der 1878 diese Räume verließ. Das heilige Vestafeuer des Junggesellenlebens hatte hier drei mal drei Jahre unausgelöscht gebrannt — aber erwärmt hatte es das Hôtel nicht. Es ging jetzt ein wärmerer Hauch durch das Haus, seitdem „drinnen waltete die Hausfrau und lehrte die Mädchen und wehrte die Knaben“. Ein frostiges Wesen herrschte ehemals hier, kalte strenge Miene überall, vom Minister bis zum „Pförtner“, (um mit Adelung-Stephan zu sprechen). Es war mir gleich beim Eintritt ins Hôtel die verwandelte Miene des mir aus früherer Zeit wohlbekannten Portiers aufgefallen. Er rühmte mir die große Umwandlung, die seit dem Abgange des „Unnahbaren“ und dem Einzuge eines Familienvaters vor sich gegangen, und sagte mir: „Gehen Sie nur immer

hinauf, jetzt giebt es wieder Zutritt zum Minister, und wenn Sie etwas Schriftliches haben, wird es auch ohne Aktenzeichen gelesen."

Als im Verlaufe des Gespräches mit dem Minister die Unterhaltung einmal stockte, fing ich an: „Ew. Excellenz haben eine schöne, geräumige Wohnung."

„Ja, es war auch hohe Zeit; ich hatte in der Potsdamer Straße zum 1. April gekündigt und hatte bis acht Tage vorher noch nicht wieder gemiethet, da wurde zufällig diese Wohnung vakant . . . Ohne sie war ich der Obdachlosigkeit nahe . . ."

„Darf ich fragen, auf wie lange Sie hier Kontrakt gemacht haben?"

„Nun, ich habe, um nur diese Wohnung zu bekommen, mir jede Bedingung gefallen lassen müssen. Ich wohne auf vierundzwanzigstündige Kündigung."

„Eine prekäre Existenz, Excellenz! Da spricht man noch von den gewöhnlichen Berliner Miethskontrakten . . . Ihr Wirth macht es schlimmer."

„Ich denke aber doch, ein Jahr hier wohnen zu bleiben; der Landtag ist heimgegangen, der Reichstag hat in dieser Session nichts mehr mit mir zu thun, dann kommt der Sommer, da stehe ich fest, durch die Herbstsession des Landtages werde ich mich schon durchschlagen, da giebt es keine so heikligen Fragen; in der nächsten Reichstagssession aber denke ich zu fallen."

„Haben Excellenz so wenig Vertrauen zu den Nationalliberalen?"

„Volles Vertrauen — aber mein Wirth!“

„Wohin denken Excellenz nach der Kündigung zu gehen? Vielleicht ebenfalls nach der Schweiz?“

„Darüber bin ich mit meiner Frau noch nicht einig. Aber die Abschiedsrede an meine Räthe habe ich schon in der Tasche.“

Es ist so gekommen, wie der Minister voraussah. Nach einem Jahre trat der große Musikkenner Bitter als Finanzminister das Erbe des Herrn Hobrecht an. Er hat drei Jahre das Hôtel bewohnt. Ebenso lange waltet jetzt Herr von Scholz darin. Kommt einmal die große Umwandlung unserer politischen Verhältnisse, von der jetzt Viele träumen, so können die vierzig möblirten Zimmer des wandelbaren Hôtels leicht wieder an einen Hagestolz fallen. Herr von Scholz selber schätzt die Kenntnisse seines Rivalen Eugen Richter sehr hoch.

Ich wende mich nun wieder zu den verheiratheten Ministern, von denen Herr Maybach, der sich kaum von einer ernsten Krankheit erholt hatte, seit wenigen Wochen den herben Verlust einer theuren Gattin beklagt, ein Ereigniß, woran auch der Hof herzlichen Antheil bezeugt hat. Der Arbeitsminister ist der Nabob unter den Ministern. Kein anderer Etat, selbst der des Kriegsministers nicht, reicht an den seinigen heran. Er, der Milliarden-Minister, kann mit einiger Geringschätzung auf die Kollegen herabsehen, die ihren Etat nach Millionen berechnen. Kein anderer Minister, auch der Kriegsminister mit seinen Offizieren nicht, führt das Scepter über eine so weit verzweigte Be-

amten-Hierarchie, als der Arbeits- und Eisenbahnminister. In seinem großen Reiche geht die Sonne nicht unter, denn man kennt in diesem nicht den Unterschied von Tag und Nacht. Im März 1878 war es, wo Herr Maybach eines Morgens zitternd zum ersten Mal auf der Adresse eines aus dem Königlichen Civil-Kabinet kommenden Schreibens die Worte las: Sr. Excellenz, dem Herrn Staats- und Handelsminister ..... Maybach ist geborener Westfale und steht seit Langem inmitten der Eisenbahnverwaltung. Als Regierungsassessor bei der westfälischen Bahn angestellt, wurde er vom damaligen Handelsminister von der Heydt beauftragt, die Verhandlungen wegen des Ankaufes der Oberschlesischen Bahn durch den Staat zu leiten. Maybach ward nachher mit der Direktion der Ostbahn betraut und fungirte als Staatskommissarius bei der Tilsit-Insterburger Bahn, um später als vortragender Rath in das Handelsministerium berufen zu werden. Bei der Annexion Hannovers wurde er zum Präsidenten der Direktion der hannoverschen Staatsbahnen und später nach dem Rücktritt des Geheimrath Scheele zum Präsidenten des Reichseisenbahnamtes ernannt. Die Ruhe, welche nach Annahme des bekannten Gesetzes wegen Uebertragung der preußischen Bahnen auf das Reich in der Durchführung des Reichseisenbahnprojekts eintrat, veranlaßte Herrn Maybach, von seinem bis heute noch nicht wieder besetzten Posten zurückzutreten; auf direkte Anordnung des Reichskanzlers wurde er zum Unterstaatssekretär im Handelsministerium ernannt. Herr Maybach hat sich als Handels- und späterer Arbeits-Minister

seinen Weg nur sehr allmälig und mühsam gebahnt. Seine Eisenbahnpolitik stieß nicht bloß auf heftigen Widerstand, auch sein parlamentarisches Auftreten wurde ihm oft als ein abstoßendes vorgeworfen. In seinem Ressort galt er als nicht frei von Schroffheit. Es zirkulirten über ihn Anekdoten, die einen gewissen Hochmuth bezeugen sollten. Bei der Vorstellung irgend eines seiner Beamten, die mit den Worten begann: „Ich habe das Vergnügen . . . . .“ sollte er mit den Worten eingefallen sein: „Sie haben nicht das Vergnügen, sondern die Ehre.“ Gleich in der Herbstsession von 1879 erregte er im Abgeordnetenhause einen Sturm der Entrüstung. Er hatte die Verstaatlichung preußischer Eisenbahnen zu vertreten. Manche persönliche Interessen, sagte er, würden verletzt werden, die der Direktoren und der Börse. „Aber ich rechne es mir gerade als Verdienst an, in dieser Beziehung die Thätigkeit der Börse zu beschränken. Ich glaube, daß die Börse hier als ein Giftbaum wirkt, der auf das Leben der Nation seinen verderblichen Schatten wirft, und dem die Wurzel zu beschneiden und die Aeste zu nehmen ein verdienstliches Werk der Regierung ist.“ Es gab einen Aufruhr nach dieser Rede im Abgeordnetenhause. Abgeordneter Richter lieh der Erregtheit der einen Seite des Hauses Worte durch eine Rede, die mit den Worten schloß: „Der Herr Minister hat uns nur bewiesen, daß er keine blasse Ahnung von dem Wesen der Börse hat.“ Dem Lärm entsprach der in der Burgstraße und in der Presse. Herr Maybach berichtigte sich selbst in der Sitzung des folgenden Tages dahin, daß er

sagte, er habe nicht die Börse an sich als einen Giftbaum bezeichnen wollen. „Die Börse ist ein nothwendiges Glied in unserem wirthschaftlichen Verkehr. Nur dann glaube ich, daß sie eine verderbenbringende Thätigkeit entfaltet, wenn sie die öffentlichen Transportanstalten, die monopolistisch gearteten Hauptverkehrsadern in die Kreise ihrer Spekulation zieht. Diese großen Anstalten des Staates sollten aus dem Verkehr der Börse ausscheiden." Herr Maybach setzte gegen eine energische Opposition die Grundlegung zu der Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen durch. Gewisse Konflikte mit der Volksvertretung dauerten trotz dieses ersten Triumphes immer noch fort. Man warf seiner Eisenbahn-Verwaltung vor, daß sie ihre Beamten schlecht bezahle und unter einem politischen Drucke halte. Minister Maybach protestirte dagegen, namentlich gegen die Behauptung, daß er das Petitionsrecht der Beamten verkümmere; der Untergrabung der Beamtendisziplin werde er mit allen Mitteln entgegentreten; die Verwaltung habe nicht bloß das Interesse der Beamten, sondern auch das öffentliche Interesse zu vertreten. Ein anderes Mal vertheidigte er seine Politik gegen Angriffe, die unter dem finanziellen Gesichtspunkte gegen dieselbe gerichtet wurden. Er formulirte sein Programm dahin, daß die Staatsbahnen keine melkende Kuh für die Finanzen seien, daß vielmehr die wirthschaftlichen Vortheile im Vordergrunde stehen sollten. Man darf heute wohl sagen, daß im Publikum sich das Vorurtheil gegen die Verstaatlichung der Privatbahnen gelegt hat. Man erkennt allgemein an, daß für den Verkehr

auf den Eisenbahnen die Erleichterungen und Bequemlichkeiten sehr erweitert worden sind. Auch die Presse, und zwar diejenige der ehemaligen Opposition der Verstaatlichung, hält zum Theil mit einer guten Zensur für den Arbeitsminister nicht mehr zurück. Die „Nat.-Ztg." nannte ihn kürzlich „den ausgezeichneten Verwalter unserer Staatsbahnen", den sie noch lange dem öffentlichen Dienste erhalten sehen möchte. Herr Maybach war vor einiger Zeit schwer krank. Man sieht es ihm heute noch an. Seine hohe Gestalt ist etwas gebeugt, und der ernste und strenge Ausdruck seines intelligenten, scharfblickenden Gesichtes ist noch ernster und strenger geworden, als er bisher schon war. Herr Maybach macht den Eindruck des personifizirten Arbeitsdranges, der nicht bloß in den Akten seine Bethätigung sucht. Trotz seiner Beamten-Karrière spricht er mit der Sachkenntniß des praktischen Mannes, der sein Lebelang zwischen Baugerüsten zugebracht und in Wasserstiefeln selber die Tiefbauten geleitet hat. Es wird von ihm gesagt, daß vielleicht kein anderer Arbeitsminister die Verstaatlichung der Privatbahnen durchgesetzt hätte, da ein solches Arbeitskapital und eine solche Sachkenntniß sich nicht häufig mit derjenigen Objektivität zusammenfänden, welcher das Gelingen des Werkes und der Triumph über die Opposition vorzugsweise zuzuschreiben ist. Herr Maybach hat einmal gesagt: Die Staatsbahnen transportiren konservativen Roggen, klerikalen Wein, nationalliberalen Raps, fortschrittliches Petroleum. „Je mehr desto besser," setzte er hinzu. Wie die Bahnen, so ist in der That der Minister

über die Parteien erhaben. Jede Parteistellung würde er als unerträglich mit seiner Politik ansehen, die nur die Sache im Auge hat, d. h. das Bestreben, die Verstaatlichung möglichst zum Segen für das Gemeinwohl ausschlagen zu lassen. Herr Maybach ist vor Allem ein Geschäftsmann. Er ist auch kein Schönredner. Das verträgt sich nicht mit seinem Fache und seinen Zielen. Rühmt man an anderen Ministern das menschlich Liebenswürdige, z. B. an Herrn von Böttticher, so tritt bei Herrn Maybach lediglich der gut rechnende und geschickte Fachmann hervor. Ihn schiert es wenig, welche Zeitungen auf den Bahnhöfen ausgelegt werden. Wo die Direktionen irgend eine politische Richtung aus den Restaurants der Eisenbahnstationen ausgewiesen haben, ist auf die im Abgeordnetenhause erfolgte Klage regelmäßig Remedur eingetreten. Der Arbeitsminister ist auch bei den Parteien, bei denen er nicht beliebt ist, doch geachtet.

Herr von Bötticher, obwohl preußischer Staatsminister, hat wie der preußische Minister-Präsident seinen Schwerpunkt im Reiche. Wir kennen ihn daher fast nur vom Bundesrathstische im Reichstage her, wo er als Staatssekretär des Innern seinen Platz hat. Er ist unter den preußischen Ministern der jüngste, nicht der Anciennetät, sondern dem Lebensalter nach. Eine abgerundete Rede, fließende Sprache, klassische Formen zeichnen ihn aus, dazu ein klangvolles, herrliches Organ, eine stattliche Persönlichkeit, die Vornehmheit und Freundlichkeit verbindet! Eben dieser Redner ist zugleich der beliebteste Minister. Der Ab-

geordnete Richter rühmt an ihm die strenge Sachlichkeit, wogegen er gern viele andere Minister weit in den Schatten stellt. Andere rühmen die parlamentarische Uebung, die Sicherheit seines Auftretens, die Tüchtigkeit in seinem Ressort, auch juridische Bildung. Wer bis in das Hôtel des Staatssekretärs des Innern zu gelangen Gelegenheit hat, weiß auch von dem treffenden Witz und den gesellschaftlichen Talenten desselben zu erzählen. Die Umgangsformen machen sich aber auch im Parlamente bemerkbar. Herr von Böttticher ist überaus glücklich in der Polemik und versteht es, allen Parteien gerecht zu werden. Man sagt, er neige zur Polemik im Gefühl seiner Sicherheit und im Bewußtsein, daß seine Formen niemals verletzen. Es wird versichert, daß sich die Sozialdemokraten noch niemals über ihn beschwert haben. Sie rühmen sein „geschicktes Verhalten". In den Kommissionssitzungen vergißt er jede Gegnerschaft vollends. Er steht dort mit allen Parteien auf dem besten Fuße und verkehrt mit den Mitgliedern in kollegialischster Weise. Dort, in den Kommissionssitzungen, soll er überhaupt sich ganz besonders heimisch fühlen. Es ging vor einiger Zeit eine Anekdote durch die Blätter, worin erzählt wurde, daß bei Berathung des Unfallversicherungsgesetzes im Reichstage dem Minister von Böttticher Mittheilung von einem interessanten Ereigniß in seiner Familie wurde. (Herr von Böttticher war durch ein Töchterchen erfreut worden, wodurch sich seine Kinderzahl auf acht gesteigert hat.) Kurz bevor Herr von Böttticher den Sitzungssaal verließ, trat als der erste der Gratulanten

der Abgeordnete Dr. Windthorst auf denselben zu und fügte die für die „kleine Excellenz" charakteristischen Worte hinzu: „Hoffentlich, Excellenz, ist kein „Unfall" passirt." Man sieht hieraus, wie Windthorst und von Bötticher mit einander verkehren. In der That ist es nicht bloß Herr Windthorst, sondern das Centrum, und sind es überhaupt alle Parteien, die Herrn von Bötticher — um es trivial auszudrücken — gern haben. Aufmerksame Beobachter wollen bemerkt haben, daß, wenn der Staatssekretär des Innern sich mit dem Reichskanzler begrüßt, seine Verbeugung um einige Grade weniger von der geraden Linie abweicht, als diejenige anderer Minister und Bundesräthe, von denen einige ihre Höflichkeit und Ehrerbietung sogar durch eine ganz besonders geneigte Haltung bezeigen. Es wird das dem Herrn von Bötticher als größere Selbständigkeit angerechnet. Man wird wohl in solche Formen nicht zu viel hineinlegen dürfen, das ausgeprägte Selbständigkeitsgefühl, männliche Würde liegt schon in dem Reden und in dem ganzen Auftreten des Herrn von Bötticher überhaupt. Man sagt auch, er wäre der Minister, der in seiner parlamentarischen Vertretung der Reichspolitik am wenigsten mit sich selbst in Widerspruch käme. Man nennt ihn den Konflikts-Ausgleicher, im Gegensatz zu Anderen, die als Konflikts-Verschärfer gelten.

Herr von Bötticher war früher Oberpräsident von Schleswig-Holstein und zeigte als solcher für die heimische Industrie ein ganz besonderes Interesse, vornehmlich interessirte er sich für das Brauwesen. Das beliebteste Gebräu in jenen Provinzen war das in Neumünster fabrizirte,

welches auch Herr von Bötticher mit besonderer Vorliebe trank. Der frühere Braumeister von Neumünster, Herr Scheffel, welcher jetzt die technische Direktion von „Tivoli" mit gutem Erfolg leitet, übersendet regelmäßig Herrn von Bötticher zum Neujahrswechsel seine Glückwünsche, welche jener seinem Landsmann sofort eigenhändig erwidert und ihm den besten Dank ausspricht.

Auch unser Kultusminister, Herr von Goßler, hat mitunter Gelegenheit, sich an devotest dedizirten Bierspenden zu laben. Er ist der Abgott der Studenten und kann ab und zu selber noch Student sein. Er hat bei seinem Aufenthalte in Königsberg im vergangenen Jahr gezeigt, was er als Zecher zu leisten vermag. Er verweilte bei den Studenten bis tief in die Nacht und war doch wieder pünktlich zum Frühschoppen erschienen, eingedenk des alten Sokrates, der mit gleicher Virtuosität trinken und dursten konnte. Daß Herr von Goßler für die Nützlichkeit und Ritterlichkeit der studentischen Schlägermensuren plaidirt, hat ihm die liberale Opposition sehr übel genommen.

Unser Kultusminister ist geistig und körperlich eine überaus frische Erscheinung, ein flotter Turner, der täglich mit eisernen Hanteln seine Uebungen anstellt. Als Redner ist er schlagfertig und zu jeder Zeit informirt. Er ist eine Kleinigkeit größer als Falk, hat dasselbe schwarze Haupthaar, dieselbe Frische im Gesicht, aber einen stärkeren Körperbau und ein Auge, welches eine ungewöhnliche geistige Schärfe ausdrückt. Sein Organ ist klar und hell. Er ist ein Mann von streng konservativer und streng kirchlicher Rich-

tung. Das hindert ihn nicht an einer absoluten Objektivität, die ihn als Minister in ein ebenso aufrichtiges Verhältniß zum Geheimrath Virchow wie zu einem altlutherischen General-Superintendenten setzt. Er hat eine ausgesprochene, aufrichtige Liebe zur Wissenschaft, zu deren Förderung er mit großem Geschick jede nöthige Summe dem Herrn von Scholz abzuringen weiß. Sein Verhältniß zu den Beamten des Kultusministeriums wird als das vorzüglichste geschildert, seine Sprechstunden für das größere Publikum sind vielleicht die frequentesten. Der Geistliche, der Professor, der Studirende, der Zahnarzt, die Schullehrerwitwe haben dort das bunteste Rendez-vous und die zuvorkommendste Aufnahme.

Ich will nun noch ein Wort von dem Minister des Innern sagen. Herr von Puttkamer hat in seinem Amte Vorgänger gehabt, die bei aller konservativen Richtung doch es verstanden, mit den Liberalen sich in leidliche Beziehungen zu setzen. Der ältere Graf Eulenburg galt zwar anfangs als ein unausstehlicher Reaktionär, aber seine Verwaltungsreform kam doch in Fluß und gewann ihm viele Freunde. Seine persönliche Liebenswürdigkeit und zuletzt der Widerstand, den seine Reformen als Konzessionen an den Liberalismus beim Fürsten Bismarck fanden, endlich sein Sturz in Folge dessen söhnten vollends alle Welt mit ihm aus. Er war eine angenehme Erscheinung auf der Tribüne. Seine Rede war ruhig und klar und der Gleichmuth der Seele verließ ihn auch nicht, wenn Virchow seine unbarmherzige Geißel über ihn schwang.

Aus einem anderen Zweige als der Minister Graf Friedrich war sein Nachfolger Graf Botho zu Eulenburg, ein Bruder des Grafen August, des heutigen Ober-Zeremonienmeisters des Kaisers. „Klug wie die Eulenburgs und gut wie die Dohnas", heißt ein ostpreußisches Sprüchwort. Aus ersterer Familie waren die ehemaligen Minister des Innern. Graf Botho kam, vielleicht begünstigt durch seine Geburt und Familienbeziehungen, sehr früh in seine Laufbahn; aber man kann in unserer Zeit, in der eine hervorragende Amtsthätigkeit dem Urtheil Aller sich bloßstellt, diesen Weg nicht machen, ohne daß man etwas und zwar ein recht gut Theil von dem besitzen muß, was auf dem Rumpfe eines Mannes sitzt und von jeher die Welt regiert hat. Graf Eulenburg war eine Kapazität, ein Mann von weit umfassender Geschäftskenntniß, ein unermüdlicher Arbeiter, eine der konziliantesten Persönlichkeiten und, was die Hauptsache zur Geltendmachung dieser für einen Minister des Innern eben nicht ganz unwesentlichen Eigenschaften ist, er war noch nicht verbraucht, er hatte noch jene Herzenskraft, die zu allererst zum Regieren nothwendig ist. „Ich kann die Preußen nicht ausstehen," pflegte die jetzt verstorbene Fürstin S. in Wiesbaden zu sagen, „aber den Eulenburg, den mag ich." Und so sagten Viele von dem neuen Regierungs-Präsidenten, der damals in Nassau eben keine sehr leichte Stellung hatte. Dasselbe Lob, das ihm bei seinem Abgange aus Wiesbaden folgte, begleitete ihn auch von Hannover nach Berlin. Graf Eulenburg trug das Gepräge seiner Geburt auch in seinem Aeußern. Kavalier durch und

durch. Er war blond, bis einige Jahre vorher zeigte sein Aeußeres, ohne daß es von ihm gewollt war, die Prätensionen „de jeune premier“. Seitdem war er im Aeußern in jenes Stadium getreten, wo das erhöhte moralische Gewicht der Person sich durch einen, wenn auch nur leisen Ansatz zum Embonpoint geltend macht. Vermögen besaß der Graf nicht oder wenigstens kein für seine Stellung und seinen Rang nennenswerthes. Er war lange umfreit. Man sah seine Karrière voraus; man glaubte, daß er die Wahl einer Lebensgefährtin nur nach Jugend, Rang und Reichthum treffen werde, bis man eines Tages erfuhr, daß er sich mit einer Dame verlobt habe, die, wenn auch von vornehmer Geburt und in der hervorragenden Stellung einer Oberhofmeisterin der Prinzessin Albrecht in Hannover, ebenfalls kein Vermögen besaß und bereits Mutter von erwachsenen Söhnen aus einer ersten Ehe war. Aber der Geist, die persönliche Anmuth, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der Gräfin Kaiserlingk, geb. von Alvensleben, hatten nicht allein die Gesellschaft, sondern auch den Oberpräsidenten von Hannover derart gefesselt, daß daraus eine Fesselung für das Leben würde. Bisher hatte man an diesem nur die geistigen Fähigkeiten, die geselligen Talente schätzen gelernt, nun lernte man auch den Mann von Herz kennen. Wie er sich weiter als politischer Charakter dem Reichskanzler und dem Parlamente gegenüber bewährt hat, darüber hat die Zeit ihre Bulletins gebracht.

Graf Botho ist wie Graf Friedrich dem Drucke des Fürsten Bismarck gewichen. Herr von Puttkamer

weiß den Friktionen mit dem Reichskanzler besser auszuweichen. In der Fortführung der Verwaltungsreform wie auf anderen Gebieten besteht eine sanfte Anschmiegung, die vor heftigen Zusammenstößen schützt. Dafür gilt aber auch Herr von Puttkamer als die Inkarnation der über Preußen und Deutschland hereingebrochenen „Reaktion“. Allerdings ist Herr von Puttkamer einer von den wenigen Ministern, die den ganzen Beifall der konservativen Partei haben. Man kann zu diesen auch Herrn von Goßler zählen, indessen ist die konservative Partei mit diesem keineswegs in allen Punkten einverstanden gewesen. Das ist noch weniger mit Herrn von Böttticher der Fall, der jene Partei schwer verletzte, als er zu Gunsten der obligatorischen Fortbildungsschule am Sonntage erklärte, daß die „Fortbildung des Geistes auch ein Gottesdienst“ sei. Unser Landwirthschaftsminister Lucius ist bei den Konservativen ebenfalls ziemlich schlecht angeschrieben, weil er „noch etwas Statistik“ über die von dem Landwirthschaftsrath behauptete Nothlage des deutschen Ackerbaues für nothwendig erachtete. Dem Herrn von Scholz geht es nicht besser. Er hat kürzlich die Bimetallisten so zerzaust, daß diese glaubten, „auf den groben Klotz“ seiner Rede ihrerseits „einen groben Keil“ setzen zu müssen. Gleichwohl gilt das gegenwärtige Ministerium als ein „reaktionäres“. Seitdem im Jahre 1879 die alte wirthschaftliche und kirchliche Politik aufgegeben ist, hat der Liberalismus seinen Platz aus der Regierung in die Opposition verlegt und erkennt höchstens die fachmännische Tüchtigkeit eines Maybach, eines Scholz und

Anderer an. Nur einem Minister verweigert sie hartnäckig die Indemnität, nämlich dem Herrn von Puttkamer. Es ist ein Mann von imponirender Erscheinung, dessen vornehme Gesichtszüge von einem üppigen langen, jetzt ergrauten Barte umrahmt sind. Seine überaus fließende, schlagfertige, aber auch herausfordernde Beredtsamkeit wird von der Opposition als junkerhafte Unerschrockenheit ausgelegt. Er denkt über Wahlrecht und Wahlfreiheit der Beamten gerade so wie Bismarck und Andere, er hat als früherer Kultusminister die Sache des Staates weniger preisgegeben als sein Nachfolger, er hat als Minister des Innern die Verwaltung im Sinne der Gutachten sämmtlicher Provinzial-Landtage reformirt, aber die See verlangt ein Opfer, und Herrn von Puttkamer's Name braucht nur genannt zu werden, so sehen wir, wie es den oppositionellen Blättern in den Fingern zuckt, und wie sie Mühe haben, oder vielmehr durchaus sich keine Mühe geben, die innere Wuth niederzukämpfen über den vollendeten „Reaktionär", die eigentliche Personifikation unserer Zeit.

Wir folgen diesem Dunkelmann aus dem Parlamente, wo er soeben mit Herrn Rickert (der Personifikation seiner Opposition) einen heftigen Strauß gehabt hat, auf dem Rückwege in sein Hôtel. Es giebt da ein parlamentarisches Diner, wobei es nicht bloß splendide, sondern auch geistreich, witzig und anmuthig zugeht. Man erkennt den herausfordernden Minister nicht wieder. Das liegt nicht bloß in dem Verhältniß des Wirthes zu seinen Gästen. Wir finden den Minister vielmehr ganz und gar nur von seinen konser-

vativen Getreuen umgeben. Die Opposition ist von diesem Parquet ausgeschlossen. Es ist noch nicht lange her, daß Herr Rickert hier Gast war. Das ist anders geworden, seitdem Herr von Puttkamer im Parlament immer mehr zum Sündenbock für das ganze Ministerium geworden ist. Aus den parlamentarischen Diners, bei denen sich die Parteien vereinigen, sind Parteidiners geworden. Das ist in anderen Minister-Hôtels keineswegs der Fall.

Vor einigen Jahren klagte einmal Herr von Puttkamer über seine Dienstwohnung. Wie boshaft die Opposition gegen den Minister des Innern sein kann, bewies ein Bericht wie der folgende über diese Angelegenheit, den ich wörtlich zitire, um eine eigene Darstellung zu umgehen:

„Herr von Puttkamer," so schrieb ein Berliner Blatt, „hat in dem Abgeordnetenhause im Feuilletonstil von den Leiden seines Minister-Hôtels gesprochen. Damit hat er jedoch in baulichen Kreisen sehr angestoßen und seine Behauptungen werden einer Revision unterzogen, bei welcher sie das Schicksal der Decken im Ministerium des Innern theilen, sie fallen nämlich aus Mangel an Haltbarkeit zu Boden. In so ernsten Zeiten kann man das Glück, einen scherzhaften Minister zu besitzen, nicht hoch genug schätzen, die ganze Baufrage hat unter den Händen des Herrn von Puttkamer den Anstrich einer Nachtischkonversation erhalten. Nachdem der Minister ausdrücklich sich auf den Stuckarbeiter als die Quelle der von ihm in dem Abgeordnetenhause gemachten Mittheilungen bezogen hat, haben

die „Architektenkreise“ diesem Sachverständigen andere entsprechende Autoritäten entgegengestellt, und lassen dieselben jetzt in der „Köln. Zeitung“ zu Worte kommen. Danach stimmten mit den Angaben des berufenen Stukkateurs, es hätten „einige der schweren Rosetten“ beim Herabfallen recht erhebliche Verheerungen unter dem Mobiliar angerichtet, die Aussagen der ministeriellen Dienerschaft nicht überein, welche eine einzige tassengroße leichte Rosette „aufgefegt“ haben will, und der eine „Gipsbalken“, welcher, nach der sachkundigen Erklärung des Stuckarbeiters, „im Begriff ist herunterzustürzen“, habe sich bis heran trotz wiederholter Aufforderung nicht melden wollen. Damit stimmt auch die aus guter Dienerquelle stammende Angabe, es sei eine mindestens verfrühte Nachricht, daß Herr von Puttkamer sich an die hiesige Feuerwehr um Ueberlassung einiger sicheren ledernen Kopfhelme gewandt habe, deren sich diejenigen Herren, welche den Minister mit ihrem Besuche beehren, zur mehreren Sicherung ihrer mit Frakturen bedrohten Schädel bedienen sollten. Als bemerkenswerth wird noch die Aussage einer klassischen Zeugin, der ministeriellen Scheuerfrau, bezeichnet, aus welcher hervorgeht, daß in den zahllosen Diensträumen des ausgedehnten Gebäudes während der nunmehr fünfjährigen Benutzung der Scheuer- und Putzlappen nur selten geschwungen worden und das sogenannte Staubwischen ein nahezu unbekannter Begriff gewesen ist, was denn eine hochgradige Schwärzung der „Dekorationen“ an Wänden und Decken, sowie eine arge Verstaubung der Tapeten u. s. w. zur natürlichen Folge

gehabt hat. Deshalb steht man jetzt vor umfangreichen Deckenanstrichen, Tapetenerneuerungen und Aehnlichem, was bei einem großen Gebäude, das fast 1½ Millionen gekostet hat, natürlich ein theures Vergnügen ist. Wir wollen hoffen, daß dieser Streit, der unter so erheiternden Umständen begonnen hat, nicht vor dem Karneval sein Ende erreicht."

Es ist bezeichnend, daß, sobald ein Minister als besonders reaktionär gilt, bald auch das Gerücht entsteht, daß er beim Kronprinzen schlecht angeschrieben sei. Ob das mit Herrn von Puttkamer wirklich der Fall ist, kann ich nicht entscheiden. In einem sehr heftigen Anprall der Opposition auf den Herrn von Puttkamer ist dieser einmal glänzend durch einen kaiserlichen Erlaß herausgehauen worden. Es gab einmal — am 15. Dezember 1881 — eine große Sitzung im Reichstage. Ueber dieselbe schrieb man s. Z. Folgendes:

„Der Reichstag hat am Donnerstag eine in des Wortes vollem Sinne unerhörte Verhandlung erlebt. Wir haben hocherregte Scenen in diesem Hause gesehen, so an dem Tage, da der Elsässer Teutsch seinen herausfordernden Protest von der Tribüne vorlas, und an dem anderen, da der Reichskanzler dem Zentrum den Mordgesellen Kullmann an die Rockschöße heftete. Aber sie waren nicht entfernt zu vergleichen mit dem Vorgange, der heute noch in allen Gemüthern nachzittert. Niemals seit dem Jahre 1879 ist die Regierung so heftig angegriffen und so schwach vertheidigt worden, wie an diesem 15. Dezember. Bis zu einem gewissen

Grade wäre das schlechterdings nicht zu vermeiden gewesen; denn die Sünden der gouvernementalen Presse, die schroff parteiische Handlungsweise zahlreicher Beamten im letzten Wahlkampfe mußten zu einer parlamentarischen Auseinandersetzung führen, die unmöglich zum Vortheil der Regierung ausschlagen konnte. Aber eine einigermaßen geschickte Vertretung des Regierungsstandpunktes hätte, durch Mißbilligung der notorisch erfolgten Mißgriffe und Ausschreitungen, der Anklage die Spitze abbrechen, die hochgehenden Wogen der Erregung beschwichtigen können. Statt dessen hielt der preußische Minister des Innern, von Puttkamer, für gut, Oel ins Feuer zu gießen. Zum ersten Male in Preußen und im Reiche wurde aus seinem Munde in voller Nacktheit verkündet, daß die Regierung im Wahlkampfe von ihren Beamten eine Thätigkeit für die von ihr protegirte Partei erwartet. Und mehr als das: zum ersten Male in Preußen und im Reich wurde für solche Parteithätigkeit der Beamten ausdrücklich der Dank des kaiserlichen Herrn in Aussicht gestellt. Den Eindruck, den diese Hereinzerrung der erhabenen Person des Kaisers in den Kampf der Parteien, diese Proklamirung der Parteiherrschaft, diese Verleugnung der besten Traditionen des deutschen, insbesondere des preußischen Beamtenthums im Reichstage machte, spottet jeder Beschreibung. Er allein ist es denn auch gewesen, der den Führer der Nationalliberalen veranlaßt hat, das Wort zu ergreifen. Die nationalliberale Fraktion hatte sich an dem allgemeinen Wahlprüfungs-Antrage der Fortschrittspartei und der liberalen Vereinigung

nicht betheiligt; ihr schien derselbe im gegenwärtigen Augenblicke, so lange das der Wahlprüfungskommission vorliegende Material noch nicht durchgängig gesichtet war, zum mindesten verfrüht; sie war deshalb auch auf ein Eingreifen in die Debatte durchaus nicht vorbereitet. Aber die Wahlpolitik, welche vom Regierungstische in aller Form verkündet wurde, machte das Schweigen unmöglich. Herr von Bennigsen hat die tiefe Kluft zwischen dem Standpunkte des Ministers von Puttkamer und den Grundbedingungen eines konstitutionellen Staatslebens zum vollen Bewußtsein gebracht; maßvoll wie immer übte er an dem hetzerischen und verleumderischen Verfahren der Regierungspresse, an der Ankündigung einer Nachahmung des französischen Präfektenapparats, an dem Flüchten der verantwortlichen Regierung hinter den Schild des kaiserlichen Namens eine wahrhaft vernichtende Kritik. Der Dank des freisinnigen Deutschlands wird ihm dafür nicht fehlen. Die Scenen tiefster Erbitterung, wie sie sich um die Mitternachtsstunden im Reichstagshause abspielten, können dem Freunde des Vaterlandes wahrlich nicht gefallen. Aber das muß jeder unbefangene Zuschauer zugeben: nicht den Reichstag, wenigstens nicht in erster Linie den Reichstag, trifft die Schuld daran."

Solche Sprache führte damals die Entrüstung. Wie vernichtend für den unglücklichen Minister, der unerhörte Grundsätze zum ersten Male in Preußen in ganzer Nacktheit proklamirte und damit einen Eindruck machte, der jeder Beschreibung spottete! Ja, tiefste Erbitterung gab es,

man denke auch nur: in Preußen ein französisches Präfektenthum! Wahrlich! wer nur noch einen Hauch von Selbstachtung und konstitutioneller Werthschätzung in sich fühlte, schien bei solchen Zornesergüssen mitzittern und in den „Dank des freisinnigen Deutschland“ an Herrn von Bennigsen einstimmen zu müssen.

Nun kommt der Erlaß vom 4. Januar 1882. Er bestätigt ausdrücklich die „unerhörte“ Theorie des Ministers von Puttkamer und verheißt den treuen Beamten königlichen Dank. Er fegt die Theorie des Herrn von Bennigsen fort, der am 15. Dezember in der Abendsitzung den König herrschen, aber nicht regieren lassen wollte, und gegen „die Flucht der Minister hinter den Schild des kaiserlichen Namens“ seine Entrüstung hatte laut werden lassen. Und am 24. Januar tritt der Kanzler in der parlamentarischen Arena auf und fordert Diejenigen heraus, die ihn der Feigheit beschuldigen, indem sie ihm den Vorwurf der Deckung durch den Monarchen machen. „Also Sie, Herr Lasker, machen mir den Vorwurf der Feigheit?“ — „Bei Leibe nicht, Gott bewahre!“ Und so wollte denn Niemand es gewesen sein. Niemand wollte dem Kanzler vorgeworfen haben, er suche für sich Deckung hinter der Person des Königs. Was der Erlaß nach der Interpretation des Reichskanzlers den Beamten untersagen und auferlegen will, mußten die Herren von Bennigsen und Eugen Richter als berechtigt anerkennen. Man hatte gegen Windmühlen gekämpft. Fort war die nervöse Erbitterung vom Abend des 15. Dezember, fort der Eindruck jener Sitzung, „der

jeder Beschreibung spottete", fort der Anspruch auf den „Dank des freisinnigen Deutschlands". Nur seinen Prügelknaben wollte der parlamentarische Falstaff nicht herausgeben. War man vor dem großen Recken ins Mauseloch gekrochen, so sollte doch Herr von Puttkamer für die Niederlage büßen, mit der der Sturmlauf geendet hatte. Lange noch erfrischten sich die Blätter an dem dünnen Faden eines Widerspruchs zwischen dem Minister und Bismarck. „Der Bismarck ist uns über, aber den Puttkamer haben wir erlegt. Wollt ihr's glauben, so ist's gut; wo nicht, so mag die Sünde auf deren Haupt fallen, welche die Tapferkeit belohnen sollten."

Dies ist ungefähr die Tonart, in der die gouvernementale Presse Puttkamer vertheidigt. Der freundliche Leser wird je nach seiner politischen Ueberzeugung mehr dem einen oder dem anderen glauben.

Es wird erzählt, daß der Kronprinz den kaiserlichen Erlaß erst aus den Zeitungen erfahren habe. Der Kronprinz mag sich auch gewundert haben, als er hörte, daß Herr von Puttkamer, als Minister Volksversammlungen besucht, und zwar antisemitische. In der That machte es einiges Aufsehen, als er im Oktober 1882 eine Wahlversammlung der Konservativen im ersten Berliner Wahlbezirk, in welcher Herr Stöcker seine Rede hielt, beiwohnte. Er lauschte von einer Loge aus, hinter einer ihn schlecht verbergenden Säule, den Worten des Redners. „Der Fall — so bemerkten die liberalen Blätter — daß ein aktiver Staatsminister sich an einer politischen Parteiversammlung

betheiligt, ist bisher ohne Beispiel und das Aufsehen daher erklärlich.“ —

Ich habe noch nicht von unseren uniformirten Ministern gesprochen, vom Kriegs- und vom Marineminister. Herr Bronsart von Schellendorf hat, wie Herr von Puttkamer, zwei große Vorgänger gehabt: Roon und Kameke. Letzterer galt als ein besonders konstitutionell gesinnter und handelnder, ebenso wie parlamentarisch geschulter Minister, was einem Kriegsminister bei uns immer ganz besonders hoch angerechnet wird. Bei Herrn von Kameke waren die gesellschaftlichen wie die parlamentarischen Formen aristokratisch im besten Sinne des Wortes. Er war in Allem das Gegentheil von Schroffheit, von Parteisucht, von bureaukratischer Selbstüberhebung. Hätte er übrigens keine Uniform getragen, so würde er kaum als Militär sich verrathen haben, sondern eher als ein gut bürgerlich und mildgesinnter Civilbeamter. Bronsart von Schellendorf ist auch persönlich ein sehr liebenswürdiger und zugänglicher Mann, hat aber namentlich im Anfange seines parlamentarischen Auftretens durch einen gewissen Mangel an ruhiger — körperlicher wie geistiger — Haltung, an der Wucht eines Roon und an der Präzision des Ausdruckes bei Kameke, an jener Reserve gegenüber dem Parteiwesen, die dem echt parlamentarischen Minister zukommt, sich manche verdrießliche Friktionen zugezogen. Er ist zu eifrig, spricht zu viel und braucht zu viele Worte, um einen Gegenstand klar und erschöpfend darzulegen. Nirgends aber verleugnet er den geistreichen, aus der Schule

Moltke's hervorgegangenen Militär. Es ist eine hohe, stolze Erscheinung, ein preußischer General, wie man ihn in der Phantasie sich nur ausmalen kann. Sein Kollege Caprivi nimmt durch seine herkulische Gestalt — er ist groß und breitschultrig wie Bismarck — eine etwas aparte Stellung unter den Minister-Erscheinungen ein.

Die kleinen Diners und Soupers bei dem Junggesellen — Caprivi ist unverheirathet — erinnern alte Parlamentarier an die reizvollen Stunden, die sie einst bei Camphausen hinter dem Kastanienwäldchen und bei Delbrück in der Wilhelmstraße genossen. Herr Caprivi ist von außerordentlicher Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen Jedermann, auch im Verkehr mit seinen Beamten nicht militärisch befehlend, sondern höflich ersuchend. Derselbe dienstrührige Mann, der gegen sich selbst von äußerster Strenge ist, ist desto schonungsvoller und nachsichtiger gegen Andere. Die Wissenschaft hat an ihm einen begeisterten Jünger, sein Umgang ist ein ausgesuchter, und seine Verwandtschaft geht bis in Gelehrtenkreise. Dazu gehörte u. A. der verstorbene Direktor der Ritter-Akademie in Brandenburg, Dr. Köpke, ein bekannter Historiker. Der wissenschaftliche Zug und der entsprechende Verkehr unseres Marineministers erinnert an Graf Schwerin-Putzar, den Schwager Schleiermacher's. Als Caprivi ins Ministerium berufen wurde, gab es einige Ueberraschung. War er doch kein Marinemann. Indessen empfand man doch Genugthuung darüber, daß dadurch die Kandidatur des Herrn Batsch hinfällig wurde, dem zu wenig die parlamentarische Rede zu Gebote

stand, und der eben nur Fachmann war. Caprivi, als ein Mann der Wissenschaft, steht auch seinen Mann als Parlamentarier. Sein objektives Urtheil findet allgemeine Anerkennung. Im Uebrigen hat das Marine-Departement als unpolitisches Gebiet nicht die Bedeutsamkeit anderer Ressorts. Unsere Marine ist zu fest gefügt, um noch zu großen Schwierigkeiten und Kämpfen Anlaß zu geben. Auch gelüstet es den Herrn von Caprivi nicht, eine politische Rolle zu spielen, was einst Herrn von Stosch in eine schiefe Stellung brachte.

Es giebt noch einen dritten uniformirten Minister bei uns. Es ist Fürst Bismarck. Seit 1866 hat er den bürgerlichen Rock ausgezogen, also seitdem er die ersten Erfolge seiner nationalen Politik aufzuweisen hatte. Als er damals aus dem Kriege zurückkehrte, lehnte er bekanntlich den Lorbeerkranz ab, den ihm eine junge Dame auf dem Bahnhofe in Görlitz darbot. „Nein, mein gnädiges Fräulein, sagte er, ich verdiene diesen Kranz nicht, ich bin nicht Kombattant gewesen und habe an den Siegen keinen Theil.“ Das Fräulein hatte Geistesgegenwart genug, um zu erwidern: „Aber Excellenz haben doch den Krieg angefangen.“ Bismarck nahm jetzt lächelnd den Kranz. Er mußte sich wohl seitdem als „Kombattant“ vorkommen, denn er hat die Uniform nicht wieder abgelegt. Im konstituirenden Reichstag 1871 erschien er noch mitunter im Jaquet. Damals sagte man, wenn man ihn in Generalsuniform sah, er wollte diese bloß abtragen, um dann ganz wieder als unser Einer zu erscheinen. Die Sache verhielt sich, wie

die Folge gezeigt hat, gerade umgekehrt, das bürgerliche Jaquet sollte im konstituirenden Reichstage abgetragen werden.

Die Prinzen des kaiserlichen Hauses.

Das kaiserliche Haus zählt unter seinen Angehörigen zwei alte Junggesellen, es sind das die Söhne des Prinzen Friedrich, eines Vetters des Kaisers Wilhelm, und der Prinzessin Luise von Anhalt-Bernburg, die Prinzen Alexander und Georg. Prinz Alexander ist 1820 geboren. In früheren Jahren hatten Gesundheitsrücksichten ihn genöthigt längere Zeit Aufenthalt in der Schweiz zu nehmen, wo an den Ufern des Genfer Sees sein gastliches Haus für jeden Preußen offen stand. Seit 1864 hat er seinen Hofhalt nach Berlin verlegt, in vornehmer Gastlichkeit sein Palais zu einem Vereinigungspunkt hervorragender Persönlichkeiten machend. Vor Allen ausgezeichnet durch die Eigenschaften seines Charakters und Herzens, ist der Prinz ein in unseren Militär- und Civilkreisen gleich verehrter und geliebter Herr. Sein sechs Jahre jüngerer Bruder Georg ist durch eine Reihe dramatischer Arbeiten, wovon die meisten unter dem Namen G. Konrad erschienen, rühmlich bekannt. Der Prinz ist eine imposante Erscheinung, an der die Jahre allerdings nicht spurlos vorübergegangen sind; seine hohe, etwas vorgeneigte Gestalt ist den Berlinern wohlbekannt, da

der Prinz viel zu Fuß durch die Straßen der Stadt spazieren zu gehen pflegt, hie und da vor einem Laden verweilt, sich die ausgestellten Kunstsachen oder Bücher betrachtet, um dann, freundlich den ehrfurchtsvollen Grüßen des Publikums dankend, etwa seine Schritte dem Thiergarten zuzulenken und dort auf einsamen Pfaden ungestört über seine poetischen Arbeiten nachzusinnen.

Prinz Georg trägt für gewöhnlich den Interimsrock des 1. pommerschen Ulanenregiments Nr. 4, dessen Chef er ist. Seine herrliche Figur kommt aber erst voll in ordengeschmückter Gala-Uniform zur Geltung, wenn er einer Hoffestlichkeit oder einer Galavorstellung im Opernhaus beiwohnt. Von derartigen öffentlichen Schaustellungen ist nun zwar der Prinz gar kein Freund; das rein Menschliche, Natürliche, Einfache ist seiner schlichten Sinnesart gemäß. In seinem Palais versammelt der Prinz oft erlesene Kreise aus der Berliner Gelehrten- und Künstlerwelt um sich.

Von seinen Dichtungen gehört „Phädra" zu den Repertoirstücken des Königlichen Opernhauses, wo es mit der begleitenden Musik von Wilhelm Taubert aufgeführt wird; aber auch „Kleopatra", „Wo liegt das Glück", „Medea" haben sich auf den Bühnen erhalten. Seine Dichtungen zeichnen sich durch tiefes, mitunter schwärmerisches Gefühl und durch eine Sprache voll musikalischen Wohlklanges aus. Hätte der Prinz den harten Kampf ums Dasein durchringen müssen, hätte er als einfacher Sterblicher das Licht der Welt erblickt, seine Dichtungen

würden ihn doch aus der Menge emporgehoben haben, denn seine Dramen lassen in ihm einen Dichter von Gottes Gnaden erkennen.

Als das Berliner Nationaltheater noch das ideale Bestreben hatte, dem Volke die Werke unserer großen Dichter in würdiger Weise vorzuführen, und der treffliche Shakespearedarsteller Otto Lehfeld als Lear, Richard III., Macbeth, aber auch als Götz von Berlichingen und Wallenstein das Berliner Publikum in das „im fernen Norden" gelegene Theater lockte — damals sah man auch den Prinzen Georg oft in der Prosceniumsloge des Nationaltheaters, dem er seine Protektion in vieler Beziehung zuwendete. Prinz Georg ließ auch einige seiner Dichtungen auf dieser Bühne in Scene gehen; so das phantastische Drama „Adonia" mit dem dazu gehörenden Nachspiel Suleiman. Bei einer solchen Première von „Konrad" fiel dann allerdings der bei solchen Gelegenheiten übliche Hervorruf des Autors fort, nicht etwa, weil das Stück mißfallen hatte, wohl aber weil das Pseudonym „Konrad" für den größten Theil des Publikums ein öffentliches Geheimniß war, weil man wußte, daß die hohe Stellung des Autors den Beifall in dieser Form verbot. In den Zwischenakten aber promenirte der prinzliche Autor im Garten des Theaters und forderte die ihm persönlich bekannten Anwesenden zu freimüthiger Kritik auf.

Das lebendige Gefühl für Naturschönheit, das den Prinzen beseelt, läßt ihn mit fürsorglichem Auge darüber wachen, daß der herrliche Park, der sich hinter seinem

Palais bis zum Thiergarten erstreckt und der reich an uralten Baumriesen ist, in seiner ursprünglichen, waldähnlichen Wildheit erhalten bleibt. Im Sommer weilt der Prinz meist in deutschen Gebirgen oder in der Schweiz; in letzterer hat sich besonders Rigi-Kulm jahrelang seines Besuches zu erfreuen gehabt. —

Zwei Witwen trauern an unserem Hofe, Prinzessin Maria von Anhalt, Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl, Witwe seit 1885, und die Prinzessin Alexandrine, Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen, welche sich 1865 mit dem Herzog Wilhelm zu Mecklenburg-Schwerin vermählte und seit 1879 Witwe ist. Der Bruder der Prinzessin Alexandrine, Prinz Albrecht, der jetzige Regent von Braunschweig, erscheint nicht nur häufig am Berliner Hofe, sondern sieht auch zuweilen in seinem schönen Palais in der Wilhelmstraße die höchste Gesellschaft versammelt und übt mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Marie von Sachsen-Altenburg, die glänzendste Gastfreundschaft aus. Seine Gemahlin, 1854 geboren, ist eine Tochter des Herzogs Ernst und eine Nichte der ehemaligen Königin von Hannover, der Gemahlin des Königs Georg V. Prinz Albrecht hatte die Prinzessin Marie zuerst im Jahre 1872 kennen gelernt, als sie zur Einsegnung ihrer Kousinen, der Töchter des Prinzen Friedrich Karl, am Hofe zu Potsdam zum Besuche war, und seine Neigung für dieselbe trat alsbald entschieden hervor. Das echt weibliche, sinnige und gemüthvolle Wesen der jungen, lieblichen Prinzessin entsprach seinem eigenen, von jeher auf Ernstes gerichteten Sinn.

Im Herbst, kurz vor dem Tode des Vaters, fand die Verlobung statt, und die Vermählung wurde auf das Frühjahr 1873 festgesetzt. Am 18. April verließ die Fürstin-Braut ihre Heimath unter den Zeichen der herzlichsten Theilnahme der altenburgischen Bevölkerung und traf am Nachmittag in Berlin ein. Von dem Bräutigam freudig begrüßt, begab sie sich zunächst nach dem Schloß Bellevue, von wo erst am folgenden Tage der feierliche Einzug in die Residenz stattfinden sollte. Die Schwester des hohen Bräutigams, Herzogin Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, empfing in ihrer Wohnung die junge Braut, welche unmittelbar nach der Ankunft von dem Kaiserpaar und dem ganzen königlichen Hause aufs Herzlichste begrüßt wurde. Der Einzug in Berlin erfolgte am 19. Mittags in hergebrachter feierlicher Weise. Die Prinzessin Braut saß an der Seite der Kronprinzessin in dem alten prachtvollen, von acht Rappen gezogenen preußischen Krönungswagen, vor und hinter demselben vier sechsspännige, glänzende Wagen mit dem prinzlichen Gefolge, der ganze Zug geführt und geschlossen von Schwadronen der Garde-Dragoner und der Gardes du Corps. Das schönste Geleit für die junge Prinzessin aber waren die innigen Gefühle und Wünsche, mit welchen sie von der in dichten Massen zu ihrem Empfang herbeigeeilten Bevölkerung begrüßt wurde. Diesen Wünschen gab der Oberbürgermeister der Hauptstadt, welcher sie mit den Abgesandten, der städtischen Behörden am Brandenburger Thore erwartete, in seiner Begrüßung Ausdruck. Im königlichen Schlosse wurde die Prinzessin am Fuße der großen Wendeltreppe

von dem Bräutigam, von dem Kronprinzen und sämmtlichen Prinzen, sodann in den königlichen Prunkgemächern von den Majestäten und den Prinzessinnen und dem gesammten Hofe empfangen und zu den Gemächern geleitet, in welchen zuvörderst die Ehepakten endgültig unterzeichnet wurden. Die Trauung wurde am 19. Abends in der großen Schloßkapelle in der würdigsten und zugleich glänzendsten Weise vollzogen. Die gesammte hoffähige Gesellschaft, außer den Angehörigen des königlichen Hofes selbst, die höchsten Würdenträger des Reichs und des Staates, die Botschafter und das ganze diplomatische Korps, die hohe Generalität und das Offizier-Korps von Berlin und Potsdam waren zu dem königlichen Feste erschienen und erfüllten die herrliche Kapelle mit einem strahlenden Glanze. Der Hofprediger Dr. Kögel hielt eine tief ergreifende Traurede über das Wort: „Friede sei mit Euch!“ Als dann die Ringe zwischen dem jungen Paare gewechselt waren, erscholl mit dem Segen des Geistlichen zugleich der Donner der Geschütze vom Lustgarten her. Aus der Kapelle begab sich die königliche Familie in festlichem Zuge zunächst nach der Schwarzen-Adler-Kammer, wo unter dem Bilde Friedrich's des Großen dem jungen Paare die Beglückwünschungen dargebracht wurden, und hierauf nach dem Weißen Saale, wo der Kaiser und die Kaiserin mit dem neuvermählten Paare unter dem Thronhimmel Platz nahm, um die Huldigung der Festversammlung entgegenzunehmen, deren sämmtliche Theilnehmer einzeln mit Verbeugung vor dem Throne vorübergingen. Hiernächst fand in dem prächtigen Rittersaale

für die königliche Familie und ihre fürstlichen Gäste eine sogenannte Zeremonientafel statt, das heißt ein Festmahl mit dem höchsten hergebrachten Zeremoniell, in dem nach altem Kaiserbrauch der Oberst-Truchseß (Fürst Putbus) dem Kaiser die Suppe, der Oberst-Schenk (Prinz Biron) den Wein reichte, und sämmtliche Hofstaaten die königliche Tafel umstanden. Gleichzeitig speiste die gesammte übrige Gesellschaft an verschiedenen glänzenden Buffets. Die eigentliche Hochzeitsfeier schloß nach alter brandenburgischer Weise mit dem Fackeltanz, einer Polonaise in gemessenem zeremoniösen Schritt, welche das junge Ehepaar mit sämmtlichen Mitgliedern des Königshauses mit einem nach dem andern aufführte und bei welchem die vornehmsten Räthe des Königs mit Fackeln voranschreiten, um schließlich das junge Paar bis vor das Brautgemach zu geleiten. Der Kirchgang des jungen Paares fand am Sonntag (20.) in der Schloßkapelle im engeren Kreise der königlichen Familie, doch unter Zulassung zahlreicher Theilnehmer aus allen Kreisen der Bevölkerung statt. Am Abend des 20. nahm das junge fürstliche Paar die erste Cour entgegen. Die aus allen hoffähigen Kreisen zahlreich zur Huldigung Erschienenen wurden der Prinzessin theils von dem Prinzen selbst, theils von den höchsten Staats- und Hofbeamten einzeln vorgestellt. Die zarte, liebliche Erscheinung, sowie das wahrhaft liebenswürdige Wesen der Prinzessin machten auf Alle, welche an dieser Vorstellung Theil nahmen, den gewinnendsten Eindruck. Am darauf folgenden Tage der Feierlichkeiten vereinigte ein Galadiner, ein feierliches Mittagsmahl, im

königlichen Schlosse das gesammte Königshaus und die höchsten Würdenträger des Staates und des Hofes, — am Abend endlich fand eine festliche Aufführung im Opernhause statt, zu welcher Einladungen an alle höheren Kreise ergangen waren. Das junge fürstliche Paar, welches inzwischen von dem königlichen Schlosse in das Palais des Prinzen Albrecht übergesiedelt war, begab sich zunächst auf das Schloß Kamenz in Schlesien, um die ersten Wochen dort in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen. Sodann nahm der Prinz mit seiner jungen Gemahlin Residenz in Hannover, wohin ihn seine militärische Stellung rief.

Prinz und Prinzessin Albrecht weilen in ihrem Palais in Berlin nur zu kurzem Aufenthalt, um dann meist die königliche Familie zu einem Diner bei sich versammelt zu sehen. Dieses Berliner Palais des Prinzen Albrecht verdankt, einem interessanten aktenmäßigen Vorgang seine Entstehung. Der reiche Baron Vernezobre, der sich seine Reichthümer bei den Law'schen Bank- und Papier-Spekulationen verdient hatte, kam Anfang vorigen Jahrhunderts nach Berlin, kaufte sich großen Grundbesitz in der Mark, spielte eine hervorragende Rolle am Hofe, fiel aber in Ungnade, weil er seine Tochter nicht einem Offizier, für den der König als Freiwerber auftrat, geben wollte. Der König, der für seine Offiziere reiche Partien haben wollte, und in solchen Dingen keinen Spaß verstand, befahl nunmehr, daß das Fräulein den Kapitän auf der Stelle heirathen solle. In größter Verlegenheit wendete sich der Baron Vernezobre an den Minister von Marschall, welcher auch

den König bewog, seinen Befehl zurückzuziehen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Vernezobre in der Wilhelmstraße ein neues prachtvolles Palais erbauen würde, wozu er den Grund und Boden ihm schenken wolle. Vernezobre fügte sich und baute das Schloß, das heute dem Prinz Albrecht gehört. Die Birch-Pfeifer hat diese köstliche Geschichte in ihrem Lustspiel „Wie man Häuser baut" auf die Bühne gebracht.

Das letzte Mal (vor drei Jahren) sahen wir dort das kronprinzliche Paar mit der Prinzessin Viktoria, Prinz und Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, die Prinzen Wilhelm und Alexander, Prinzessin Friedrich Karl, Herzogin Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, Erbprinz und Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, Prinz und Prinzessin von Hohenzollern, den Erbprinz von Anhalt und Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin im großen Gartensaale versammelt, als das dreimalige Anschlagen der Glocke die Anfahrt Ihrer Majestäten meldete. Prinz und Prinzessin Albrecht kamen ihren höchsten Gästen in dem Vestibül entgegen, wo nach herzlicher Begrüßung Ihre Majestät die Kaiserin Augusta den Arm ihres Neffen annahm und sich in den Saal geleiten ließ, während Se. Majestät der Kaiser dessen Gemahlin führte. Alsbald wurde zur Tafel geschritten, die im neu hergestellten, gleichfalls im Erdgeschoß gelegenen Speisesaal aufgeschlagen war. Dazu mußte man das Gobelinzimmer und das sogenannte Königin-Luise-Theezimmer passiren, beides Räume von vollendet schöner Ausstattung; der Plafond des letzteren

zeigt in allegorischer Darstellung die Vereinigung der Häuser von Hohenzollern und Oranien, über dem Thürsims erhebt sich die Bronzebüste der hochseligen Königin Luise, im Speisesaal ist in gleicher Weise die Büste des verewigten Prinzen Albrecht angebracht. Man kann sich kaum einen schöneren Raum als diesen Saal denken, der an Pracht seines Gleichen suchen dürfte. Ein prasselndes Feuer in dem mächtigen Marmor-Kamin verbreitete eine behagliche Wärme; tausendfach brach sich das Licht der Krystallkronen an den Wänden, die den Eindruck eines einzigen großen, mit Goldarabesken überdeckten Krystallspiegels machen, vervielfältigte sich an der Decke, deren Ornamente in gleichem Stil gehalten sind und drei Spiegelmedaillons, von den verschlungenen Initialen des prinzlichen Paares umrahmt, frei lassen. Das feinste chinesische und japanische Porzellan dekorirt außerdem die goldschimmernden Wände. In der japanischen Hauptstadt Jeddo sind auch die beiden rothseidenen Fensterstores angefertigt, deren Mittelstücke der preußische Adler bildet, während dem Rande die verschiedensten Fabelthiere, Palmenzweige u. s. w. kunstvoll eingewebt sind. Die Tafel gewährte mit ihrem reichen Silberschmuck einen prächtigen Anblick, vor dem Platze Ihrer Majestät der Kaiserin prangte ein wunderschönes Bouquet, welches die seltensten Exemplare der Gewächshäuser von Schloß Kamenz enthielt. Ihre Majestät, deren frisches Aussehen Freude und Bewunderung hervorrufen mußte, trug eine überaus geschmackvolle Toilette von bordeauxrothem Atlas mit hellgelbem Devant, kostbarer Brillantschmuck glänzte im Haar und um den

Hals. Die schöne Gestalt der Prinzessin Albrecht schmückte rother Sammet; die Kronprinzessin trug hellgraue Seide. Se. Majestät der Kaiser trug aus Courtoisie für seinen Gastgeber, gleich diesem, die Uniform des 1. Garde-Dragoner-Regiments, der Kronprinz die Uniform seiner Schlesischen Dragoner, Prinz Christian von Schleswig-Holstein die der 3. Garde-Ulanen mit den Generals-Epaulettes. Im oben genannten Theezimmer wurde nach aufgehobener Tafel der Kaffee servirt.

* * *

Prinz Wilhelm wird erst noch die Thronbesteigung seines Vaters abzuwarten haben, ehe er in Berlin ein eigenes Heim für die Wintersaison gewinnt und dort Feste geben kann. In Potsdam muß er sie meist außerhalb der Saison legen, und es wird Mai, ehe im Stadtschloß der weiße Bronzesaal sich öffnet, unter dem Bilde Ludwig's von Sylvester, welches König Friedrich Wilhelm I. mit König August dem Starken von Polen darstellt, die Tanzreihen sich entwickeln und in dem imposantesten und prächtigsten Raume des Schlosses, dem Marmorsaal mit der üppigen Bilderpracht, der Apotheose des Großen Kurfürsten auf grauem schlesischen Marmor, das splendide Buffet aufgeschlagen wird.

Ueber die junge Ehe des Prinzen gingen gleich im ersten Jahre Gerüchte, welche das ausgezeichnete Verhältniß der beiden Eheleute im Verlaufe der Zeit gründlich widerlegt hat. Man kann die Prinzessin sehr oft Mittags am

Arme ihres Gemahls durch die Straßen Potsdams promeniren sehen. Oefter treten die Herrschaften in Läden ein, um Einkäufe zu machen; oft aber auch, namentlich bei gutem Wetter, wird der Spaziergang weiter, vor die Thore der Stadt, ausgedehnt. Ist die Witterung weniger günstig, so unternimmt die Prinzessin ihre Promenade zu Wagen. Auf dem Rücksitze sitzt dann der kleine Prinz Wilhelm, das frische, blonde Kinderhaupt mit dem weißen Federhut zum Gruße rechts und links bewegend; wenn ein Offizier oder eine Truppe ihm begegnet, so grüßt er militärisch, mit der Hand an den Hut fassend. Der kleine Prinz gedeiht ganz vortrefflich. Auch seine beiden jüngeren Brüder, Eitel-Fritz und Adalbert, entwickeln sich ausgezeichnet. Viel beschäftigt sich die Frau Prinzessin mit Lektüre und mit Musik. An den Abenden, an denen ihr Gemahl auf Jagdreisen von Potsdam abwesend ist, oder in Dienstsachen sich nach Berlin begiebt, versammelt die Frau Prinzessin einen Kreis von Damen aus der Stadt, mit denen sie gemeinsam Näharbeiten für wohlthätige Anstalten ausführt. In neuester Zeit findet Prinz Wilhelm, welcher von jeher großes Interesse für Seewesen an den Tag legte, ein besonderes Vergnügen darin, sich unter Anleitung des Malers Saltzmann, der bekanntlich den Prinzen Heinrich auf der letzten Reise um die Erde begleitet hat, im Malen von Oelbildern mit Marinemotiven zu üben. Daß Prinz Wilhelm für die Künste veranlagt ist und ihnen mit Enthusiasmus huldigt, ist bekannt. Aber man würde doch wohl nur eine untergeordnete Seite beim Prinzen Wilhelm berühren, wollte

man seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Sinn hervorheben. Er ist doch vor Allem der schneidige Soldat, der sein Husaren-Regiment in frischester, vom militärischen Elan gehobener Jugendkraft führt, oder im großen Saale des Regimentshauses zu Potsdam einen Vortrag über die Manipeltechnik der Römer hält. Die Lorbeeren des Prinzen Friedrich Karl, die Lorbeeren seines Großvaters lassen ihn nicht ruhen. — Bisweilen sucht der Prinz einen Studentenkreis am Gendarmenmarkt auf und schwelgt in der Erinnerung an Bonn. An dem alljährlichen Diner der Bonner Borussia im Kaiserhof nimmt er auch mitunter, den Ehrenplatz einnehmend, Theil. Bei diesem Fest präsidirte das letzte Mal, als ältestes Mitglied des Korps, der frühere Finanzminister von Bitter (mit 110 Semestern). Neben demselben saß der Erbgroßherzog Friedrich von Baden und eine Reihe hervorragender bekannter Herren, unter ihnen Erbprinz von Reuß j. L., Landrath von Meyer-Arnswalde, Regierungspräsident von Pilgrim, Fürst Salm-Dyck, beide Söhne des Fürsten Bismarck, Herr von Mirbach-Sorquitten. Nach dem Toaste auf den Kaiser, den der Präsidirende ausbrachte, toastete Prinz Wilhelm in herzlichster und erhebender Rede auf das Blühen und Gedeihen des Korps. — Die altbekannten Lieblingslieder: „Stoßt an, Borussia soll leben, Hurrah Hoch!" u. s. w., sowie fröhliche Salamander unterbrachen mehrfach das Diner. Die Anwesenheit so vieler hochgestellter Personen that der ungenirten heiteren Stimmung nicht im Geringsten Abbruch. — Prinz Wilhelm ist auch ein verwegener Parforce-Jäger im Grunewald,

jagt in Steiermark beim Semmering Hochwild, oder auf den Gütern des Fürsten Radziwill in Rußland — Bären, denen er die Jungen raubt und seinen Jungen zum Spielen mitbringt. So eine Hochwild- oder Bärenjagd, oder aber ein Flottenfest in Kiel, oder eine streng offizielle Mission muß es schon sein, um ihn zu vermögen, eine Reise anzutreten. Den Wandertrieb, die Unruhe, die Einen nicht zu Hause duldet, kennt er nicht. Italien und die Schweiz, auch England lockten ihn wenig. Er geht zu seinem Freunde, dem Erzherzog Rudolf, nach Laxenburg, und von da in die Karpathen, wo es ebenfalls Bärenjagden giebt. Er weilt gern in Rußland. Vor zwei Jahren registrirten mit augenfälliger Genugthuung die Petersburger Blätter den Umstand, daß Prinz Wilhelm in Gatschina das Kreuz geküßt und daß er bei einigen Gelegenheiten mit den Untermilitärs einiger Truppentheile russisch gesprochen hatte. An einem Tage fand vor dem Prinzen die Vorstellung der Leib-Schwadron des Chevalier-Garde-Regiments statt. Halb 9 Uhr Morgens trat der Prinz aus dem Saltykoff'schen Portale des Schlosses heraus, begrüßte die Schwadron in russischer Sprache und schritt, gefolgt von dem Großfürsten Wladimir, dem Korps-, Divisions-, Brigade- und Regiments-Kommandeur, die Front derselben ab. Darauf wurde die Schwadron von ihrem Kommandeur in verschiedenen Gangarten, zuletzt im Parademarsch vorbeigeführt. Prinz Wilhelm trat darauf an die inzwischen in Schwadronsfront formirten Gardisten heran und rief ihnen ein „spassibo kawalergardi“ („Danke, Chevalier-Garden!“) zu, wonach

die Schwadron unter den Klängen eines russischen Marsches wieder abrückte.

Prinz Wilhelm spricht Russisch; der Kronprinz spricht dafür Spanisch. Auch Bismarck spricht Russisch und kein Spanisch. Der Kronprinz hatte einmal in Versailles ein Gespräch mit Bismarck über Sprachen, wobei er erklärte: „Ich will nicht mehr Polnisch lernen". Bismarck bemerkte, daß der große Kurfürst so gut Polnisch wie Deutsch gesprochen hätte, und die späteren Könige gleichfalls Polnisch verstanden. Erst Friedrich der Große habe sich damit nicht abgegeben; der habe aber auch besser Französisch wie Deutsch gesprochen. Der Kronprinz liebt die romanischen Sprachen, Prinz Wilhelm die slawischen. Man fragte im Herbst 1883, als der Kronprinz mit zahlreicher Umgebung in Spanien war: Wie mögen sich die germanischen Gäste mit ihren romanischen Wirthen verständigen? Dient etwa bei dem Gepränge der Feste, bei den feierlichen Zeremonien, auf Hofbällen und Gelagen, wie im privaten vertraulichen Verkehr und bei den zufälligen Begegnungen das Französische, das nun doch einmal immer noch Weltsprache ist, als das Vermittlungsidiom? Man traute unseren Deutschen nicht so viel Spanisch zu, um der Unkenntniß der deutschen Sprache bei den Spaniern entgegen zu kommen. Auch weiß man ja, wie wenig im Verhältniß zum Französischen und Englischen, das unsere Fürstenkinder mit der Ammenmilch schlürfen, und die gewöhnlichen Sterblichen schon in der Elementarschule beginnen, das Spanische bei uns traktirt wird, sogar in dem Grade, daß uns unverständliche Dinge oder Worte

„spanisch“ vorkommen. Man betrachtete es daher als ein gutes Glück, daß der König Alfons des Deutschen mächtig war. Er hatte es, sozusagen im Exil, bekanntlich in Wien, gründlich erlernt, erhielt sich durch seine erlauchte Gemahlin in Uebung, sprach mit dem deutschen Gesandten nicht anders als deutsch, und seine Vorliebe für Schiller, den er fortgesetzt las, gab seinem Ausdrucke sogar etwas Klassisches. Diese Vertrautheit mit dem Deutschen hatte jedenfalls die Herzlichkeit des Verkehrs zwischen ihm und unserem Kronprinzen erhöht. Denn wenn dieser auch das Spanische versteht, so konnte es ihm unmöglich ein so treuer Dolmetscher seiner Empfindungen sein, als beim Könige Alfons das Deutsche.

Es ist ein seltener Fall, und immer nur Zufall, daß ein Fürst romanischer Rasse Deutsch spricht. Auch Napoleon III. war des Deutschen mächtig, auch er hat es als Zögling einer deutschen Schule gelernt und blieb oder kam später in Uebung, als er als Kaiser die „deutsche Frage“ ganz besonders studirte, fortwährend nach dem Rhein ausschaute, täglich die „Kölnische“ las, so oft er sie auch verbieten ließ, anfangs auch den „Kladderadatsch“, worin er allwöchentlich seine Karrikatur fand, bis er ihn ganz und gar verbieten ließ. Kaiser Napoleon sprach fließend deutsch mit einigen „Provinzialismen“. Im Jahre 1867, zur Zeit der Weltausstellung, gab es bekanntlich in Paris auch eine Konkurrenz- und Wettaufführung der Militär-Musik sämmtlicher europäischen Armeen. Ich weiß nicht mehr, welche preußische Regimentsmusik (sie gewann den ersten Preis durch

das Spiel der Ouvertüre zu Weber's „Oberon" und eines Marsches) an jenem olympischen Wettkampfe theilnahm. Kaiser Napoleon ließ sich die Militärkapellen einzeln vorstellen. Bei dem preußischen Chore fesselten einige kolossale, verschlungene Tubas oder dergleichen seine Aufmerksamkeit. „Nehmt ihr die mit in die Schlacht?" fragte er den Kapellmeister. „Zu Befehl, Majestät." — „Aber wie können die Leute solche schweren Dinger auf einer Retirade schleppen?" — „Sire, die Preußen retiriren nicht." — Napoleon lächelte und sagte: „Die Antwort freut mir." Seit dem Kriege forcirt man in Paris die deutsche Sprache. Das Sprachstudium steht eben überall mit der Politik im Zusammenhange. Wenn die Deutschen von jetzt an mehr Spanisch treiben, und der Spanier mehr Deutsch, so hat das einen anderen Grund, als bei den Franzosen, aber der Hintergrund ist ebenfalls ein politischer. Seit dem Kriege mit Frankreich ist die russische Sprache, wenn auch nicht obligatorisch, so doch ein wichtiger Unterrichtsgegenstand unserer Offiziere. Sie wird ihnen dringend empfohlen, die Gelegenheit dazu gegeben sie zu erlernen, und die Kenner dieser Sprache finden eine besondere Berücksichtigung. Jetzt sind wir nun plötzlich mit der Wahrnehmung überrascht worden, daß auch, wenngleich in engeren Kreisen, das Spanische schon längst bei uns kultivirt worden ist. Die militärischen Begleiter des Kronprinzen sind, mit gutem Kastilianisch ausgerüstet, auf dem Boden Spaniens erschienen, so daß die Annahme, diese friedliche Mission sei schon lange geplant gewesen, nahe liegt. Und die Kenntniß des Spanischen beim

Kronprinzen selber, deutet sie nicht auf die Politik hin, die seit dem Kriege, besonders aber seit dem Jahre 1874, als der Aufstand des Don Carlos der Sache der Ultramontanen Europas Vorschub zu leisten drohte, Spanien gegenüber deutlich genug auch für den Laien von deutscher Seite verfolgt worden ist? Ich weiß freilich nicht, wie lange der Kronprinz schon das edle Kastilianisch treibt. Aber jedenfalls länger, als er im Scherze gegen die Deputation in Eisleben bemerkte, bei der er sich auf seiner Durchreise durch Deutschland nach Genua wegen Ablehnung der Einladung zum Lutherfeste mit den Worten entschuldigte: „Sie begreifen jetzt, meine Herren, warum ich nicht kommen konnte, ich mußte mich zum Besuche in Spanien vorbereiten und — in 14 Tagen Spanisch lernen, das ist auch keine Kleinigkeit.“ Der Kronprinz hat in Madrid und anderswo die dortige Landessprache in einer Weise gehandhabt, die eine längere Vorbereitung verrieth. Insbesondere muß sein Ohr schon viel Uebung gehabt haben, was ja bei den neueren Sprachen zum Theil wichtiger ist, als der eigene Gebrauch der Sprache. Mit einer geringen Sprachkenntniß läßt sich viel sagen, aber um Alles zu verstehen, was Einem gesagt wird, ist mehr Studium und Uebung erforderlich. Auf dem großen Balle in Madrid haben sich die spanischen Damen an den Kronprinz vielfach herangedrängt, und von anderen Damen unterschieden sich auch diese darin nicht, daß sie viele Worte lieben. Sie fanden immer gleichwohl ein volles Verständniß beim Kronprinzen, auch jene Dame, welche auf ihre Frage, warum der Prinz, nachdem er mit

der Königin den von der Etikette vorgeschriebenen Tanz absolvirt hatte, nicht mehr am Ball theilnähme, die Antwort erhielt: „Soy ya abuelo (ich bin schon Großvater!).“

Unser Kronprinz hat nacheinander Französisch, was einmal Hof- und Weltsprache ist, dann Englisch, als die Politik der Freundschaft Deutschlands für England mit seiner Herzensneigung zusammenfiel, später auch Italienisch, als die Centraleuropäische Friedensliga an Stelle des Drei-Kaiserbündnisses sich erst aus weiter Ferne ankündigte, endlich Spanisch gelernt, als es ebenfalls nur von ferne gut schien, enge Bande mit Spanien zu knüpfen. So spiegelt sich in dem Sprachstudium die deutsche Politik. Vier, fünf Sprachen lassen sich immer noch mit einiger Meisterschaft beherrschen; die österreichischen Thronerben lernen aber alle Sprachen der zahlreichen Nationalitäten ihres Kaiserreiches, es sollen 12—14 sein, und die verschiedenen Nationalitäten pikiren sich darauf, von dem gemeinsamen Herrscher in ihrer eigenen Sprache haranguirt zu werden. Da müssen die einzelnen Völkerstämme wohl mit einigen feierlichen Anreden in ihrem Idiom zufrieden sein. Was übrigens für Oesterreich die Nationalitäten sind, das sind für uns die Glieder der europäischen Friedensliga.

Man hat das Studium der russischen Sprache bei unseren Offizieren vor Jahren kriegerisch gedeutet und sogar gesagt, Graf Moltke habe, als er dieses Studium bald nach dem französischen Kriege empfahl, während das Drei-Kaiser-Bündniß noch bestand, und Fürst Bismarck noch an der Befestigung desselben arbeitete, die Wendung vorausgesehen, welche die Dinge nehmen könnten. Das Russische des Prinzen

Wilhelm hat sicherlich nicht diesen Ursprung, er liebt die Russen und daher spricht er ihre Sprache. Ist auch hier ein politischer Hintergrund, so ist er doch ein friedlicher. Jedenfalls nimmt der Prinz bei seinen Neigungen und bei seiner Politik eine andere Richtung als sein Vater.

Doch kommen wir endlich von unserer fast wissenschaftlichen Abhandlung über das „Sprachenlernen am Hofe in seiner politischen und gesellschaftlichen Bedeutung“ wieder auf unseren Prinzen Wilhelm zurück.

Daß dieser eine ungewöhnlich energische und geistig hervorragende Persönlichkeit ist, hat er von früh auf bewiesen. Der Prinz ist unter den Augen des preußischen Volkes erzogen; er war der erste preußische Prinz, der sich neben dem Sohne des schlichten Bürgers auf die Schulbank setzte, um zu bestätigen, daß er in dem Wettkampfe um Wissen und Tüchtigkeit auf jeden Vortheil verzichtet, den ihm seine Geburt verlieh; die Welt weiß, wie ernst er die Aufgabe genommen hat, sich auf die Erfüllung der Pflichten vorzubereiten, die sein hoher Beruf ihm auferlegt. Der frühere langjährige Referent im Berliner Kultusministerium und Leiter des höheren Schulwesens in Preußen, Geheimrath Ludwig Wiese, der 1875 in den Ruhestand trat, spricht in seinen „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen“ auch vom Prinzen Wilhelm, den er bei einer Inspektion des Kasseler Gymnasiums kennen gelernt hat. Wir erfahren aus dem Buche, daß der Prinz eine Vorliebe für Horaz hatte; er hat freiwillig mehrere Oden übersetzt und auswendig gelernt, und bisweilen brachte er Münzen und

Abbildungen antiker Gegenstände, durch welche er eine Stelle illustrirt glaubte, mit in die Klasse. Wiese erzählt uns aber auch, daß es, neben dieser Vorliebe für den römischen Odendichter, sehr ernste Studien waren, denen der Prinz mit der Pflichttreue der Hohenzollern oblag.

Einem Mitschüler des Prinzen verdankte ich spezielle Mittheilungen über die Kasseler Schulzeit, die hier einen Platz finden mögen. Ueber die Lehranstalt, der der Prinz nach seiner Vorbereitung durch Lehrer des Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin zugeführt werden sollte, waren die Eltern längst mit sich einig. Der Uebergang vom häuslichen zum öffentlichen Unterricht erfolgte, sobald auch der zweite Sohn, Prinz Heinrich, weit genug vorgebildet war, um in einer mittleren Stufe des Gymnasiums eingeführt zu werden.

Die Wahl der Anstalt konnte nicht auf Potsdam oder Berlin fallen. Es galt, die Prinzen dem Hofleben, seiner Nähe und der vorwitzigen Hauptstadt zu entrücken, um sie ganz und gar in ihrem Schulberuf aufgehen und den Zwang dieses neuen Berufes nicht in Widerstreit mit einem neuen Zwange gerathen zu lassen. Einer neuen Provinz das Vertrauen nicht allein, sondern auch die Ehre der wissenschaftlichen Ausbildung eines Hohenzollern und des künftigen Kaisers einzuräumen, lag nahe und konnte selbst einen politischen Hintergrund haben. Hannover war bereits durch einen prinzlichen Hofstaat aus der Dynastie ausgezeichnet. Kassel fiel der bescheidenere Hofstaat zweier Schüler zu; hatte der Vater der beiden Prinzen als Student

mit seinen Kommilitonen Kolleg gehört, so wurde hier ein weiterer Schritt gethan, Unterthan und Herrscher theilten dieselbe Schulbank. Die Wahl Kassels wurde durch den Ruf des Gymnasiums und den Namen des Direktors vollends entschieden. Letzterer, Professor Dr. Vogt, antwortete auf die an ihn gerichtete Anfrage: „er betrachte den Wunsch der Eltern als einen Befehl, erwarte aber von den beiden künftigen Zöglingen seiner Anstalt die strikte Uebernahme derselben Pflichten und Respektirung derselben Ordnung und Zucht, wie von jedem anderen Schüler, und könne keine Unterschiede zulassen". Und gerade das war es, was die erlauchten Eltern wollten.

Der Uebersiedelung ging die Konfirmationsfeier voraus, die am 1. September 1874 in der Friedenskirche bei Sanssouci vollzogen wurde, in Gegenwart der Mitglieder des königlichen Hauses, des Prinzen von Wales und anderer fürstlicher Gäste, während die Ritter des Schwarzen Adler-Ordens, die Staatsminister, Vertreter der Generalität, der Stadtbehörden von Berlin und Potsdam, Repräsentanten von Kunst und Wissenschaft und die gesammte Geistlichkeit der beiden Residenzen der Feier als Zeugen beiwohnten. Der Domchor sang: „Jauchzet dem Herrn alle Welt", und die Gemeinde: „Eine feste Burg ist unser Gott". Hofprediger Heym hielt die Predigt, nachdem der Prinz mit lauter, weithin vernehmlicher Stimme das Glaubensbekenntniß verlesen hatte. Nach Beendigung der Feier ging der junge Konfirmande auf den Kaiser zu, der ihn herzlich umarmte und küßte, ebenso auch die Kaiserin, die an den

Enkel warme Worte der Liebe und Ermahnung richtete. Die Kronprinzessin schloß den jungen Prinzen mit innigster Rührung in ihre Arme. Nachdem der Kronprinz dem Kaiser die Hand geküßt und von ihm auf das Innigste ans Herz gedrückt worden, ging auch der Vater auf seinen Sohn zu, ihn küssend und ihm kräftig die Hand schüttelnd. Auch die Lehrer des Prinzen empfingen von dem Kaiser und der Kronprinzessin dankenden Händedruck.

Kassel war dem Prinzen kein unbekannter Ort. Er hatte mit seinen Eltern mehrere Wochen im Jahre 1872 auf Wilhelmshöhe zugebracht und an der Schönheit der Umgebung sich erfreut. Dieser Besuch der alten hessischen Hauptstadt mochte bereits mit der Absicht, dem dortigen Gymnasium die Söhne anzuvertrauen, zusammenhängen, und der Geschmack, den Prinz Wilhelm an den Schönheiten der Natur dort fand, bei ihm den Wunsch verstärken, dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen.

Wir treten jetzt in diejenige Periode des Lebens des Prinzen ein, die in dem kurzen Zeitraum, auf den er jetzt zurückschaut, seine theuerste Erinnerung bis heute ist. Fallen doch die Jahre seiner wichtigsten Entwicklung in diese Zeit, und hat er dort Bande geknüpft, an Lehrer wie an Schüler, wie er sie in den ganz neuen, ungewohnten Gesellschaftskreisen nicht erwartet hatte, und die für ihn um so inniger wurden. Noch heute, mitten in dem militärischen Berufe, dem er sich, als ein echter Hohenzoller mit ganzer Seele hingiebt, weilen seine Gedanken oft mit Vorliebe bei jener schönen Zeit, in der er nicht

bloß seinen wissenschaftlichen Neigungen, sondern auch seiner natürlichen Empfänglichkeit für ungezwungene, aufrichtige Freundschaft vollauf sich hingeben konnte. Er nimmt herzlichen Antheil an Allem, was er von seinen früheren Lehrern oder Mitschülern hört. Er folgt mit Aufmerksamkeit den Familienereignissen fröhlicher und trauriger Art, den Verlobungen und anderen Begebenheiten, um seine Glückwünsche oder sein Beileid darbringen zu können. Er kennt die alten Bekannten, wenn er mitten in militärischer Beschäftigung begriffen ist, und entreißt sich dieser, um jene zu begrüßen. Er kennt sie wieder, wenn er im Wagen „Unter den Linden" hineilt, und empfängt sie freundlich. Sein Herz, das dankbar für Kassel schlägt, trieb ihn auch wieder dahin, als vor einigen Jahren das dortige Gymnasium seine Säcularfeier beging.

Dem kleinen Hofstaate der beiden Prinzen in Kassel stand der Generallieutenant von Gottberg vor, mit dessen Familie sie dort im Fürstenhause wohnten. Dieses Palais, einst die Residenz hanauischer Prinzen, liegt dem kurfürstlichen Schlosse gegenüber und ist dem Gymnasium benachbart. Als Civilgouverneur begleitete die Prinzen der Geh. Rath Prof. Dr. Hinzpeter. Ein Kammerdiener, zwei Lackeien, das Küchen- und Stallpersonal vervollständigten den Hofstaat. Sechs Pferde, darunter zwei Wagenpferde, standen ihnen zu Gebote. Im Sommer wurde die Residenz nach Wilhelmshöhe verlegt, wo die Prinzen das Erdgeschoß eines Seitenflügels bewohnten, etwas fern von den Räumen, die 1870/71 den französischen Exkaiser beherbergt

hatten. Die Prüfung des Prinzen Wilhelm für das Gymnasium wies ihm einen Platz in der Obersekunda an. Dr. Häußner, jetzt Direktor des Gymnasiums, übernahm hier die spezielle Leitung des Prinzen. Für ihn trat in Prima als spezieller Mentor Dr. Hartwig ein, derselbe, der ihn auch in den Sommerferien des nächsten Jahres nach Scheveningen in Holland ins Seebad begleitete. Der Direktor Dr. Vogt unterrichtete ihn im Griechischen, Dr. Schimmelpfennig (jetzt todt), später Dr. Weber im Lateinischen, Dr. Schorre, später Dr. Auth I. in der Mathematik, Dr. Lindenkohl in der Religion, Dr. Hartwig in der Geschichte. Daneben hatte der prinzliche Zögling Lektionen im Französischen bei M. Aimé, im Englischen bei Mr. Thornton und an der Akademie der Künste Unterricht im Zeichnen bei dem hochbegabten Professor Stiegel. Der öffentliche Unterricht wurde meist durch Privatstunden unterstützt. Der Tag war von Morgens bis Abends reichlich ausgefüllt und es blieben, außer an den Sonn- und Festtagen und den Schulhalbtagen, nur wenige Freistunden zur Erholung, die allerdings dann um so energischer mit körperlicher Anstrengung ausgefüllt wurden.

Wir wollen in schnellen Zügen einen solchen Tag skizziren, wie er die Regel im Leben des Prinzen bildete. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß bei der Gewöhnung von Hause her, bei der auf den Prinzen gewandten strengen Aufmerksamkeit, bei dem Gewicht der Verantwortlichkeit, die auf seinem Militär- und Civilgouverneur ruhte, in Bezug auf strenge Pflichterfüllung,

Pünktlichkeit, Ordnung, Fleiß große Anforderungen gestellt und erfüllt wurden. Hier folgt die gewöhnliche Tageseintheilung in Kassel.

Der Prinz stand des Morgens um 6 Uhr pünktlich auf. Mit Repetitionen und Vorbereitungen für den Schulunterricht wird die Zeit bis zum Beginn desselben in Anspruch genommen. Dann zur Schule. Das Fürstenhaus und das Gymnasium stoßen mit ihren Höfen zusammen. Aber eine kleine Mauer oder eine Art Wall trennt diese. Der Hof und Spielplatz des Gymnasiums hat ein höheres Niveau, als der Hof des Fürstenhauses. Der Prinz hat sich Stufen herrichten lassen, die die Scheidewand hinanführen. So hat er sich einen kürzeren Schulweg hergestellt, mit Umgehung der Straße, an die die Vordergebäude des Fürstenhauses und des Gymnasiums stoßen. Er eilt die Stufen hinan und ist mit einem kleinen Sprunge auf dem Spielplatze der Schule, eine Viertelstunde vor dem Beginn der Lektionen. Die noch freie Zeit wird regelmäßig zum Besuche des Direktors und seiner Familie angewandt. Er erkundigt sich nach Allem, er interessirt sich für Alles, was die Familie betrifft. Das Gespräch mit dem Direktor geht dann auf die Schule, auf den Unterricht über. Es erweitert sich zu allgemeinen Besprechungen. Alles wird berührt, nur nicht Politik. Am wenigsten läßt er die hohe Stellung, zu der er einst berufen ist, Gegenstand der Unterhaltung werden. Er berührt sie nicht und läßt sie nicht von Anderen berühren. Kunst, Wissenschaft und was sonst von allgemeinem Interesse ist, wird besprochen. Eine klare

Sprache und insbesondere große Entschiedenheit dokumentiren eine männliche Gesetztheit, der gleichwohl alles Gemachte und jede Treibhausreife fern liegt. Ein Zeichen mit der Glocke ruft den Primaner in die „Prinzenklasse". So heißt sie im Munde der Schüler. Die Büsten, die hier auf ihn niederschauen, versinnbildlichen den doppelten Charakter der Gymnasialerziehung, den nationalen und den klassischen. Die hervorragendsten Glieder der Hohenzollern-Dynastie hier, und die Koryphäen des griechischen und römischen Alterthums, ein Sophokles, ein Cicero dort, sind in trefflichen, das Auge erfreuenden Bildern und Skulpturen dargestellt. Man hat dieses Klassenzimmer für den außerordentlichen Gast aus Potsdam eigens geschmückt, und in alle Zukunft soll zum Andenken an denselben der Reichthum an Emblemen erhalten bleiben. So lange als der Prinz noch Sekundaner war, diente die „Prinzenklasse" als Sekunda, später, nach seiner Versetzung, als Prima. — Es ist Geschichtsstunde. Der Prinz hält einen Vortrag über den Zug Alexander's von Macedonien nach Indien. Er hält ihn mit scharfer Accentuirung und mit dem lebhaften Interesse, das ihm vor allen anderen Unterrichtszweigen die Geschichte einflößt. Er trägt in seine Schilderung des Feldherrn die ganze Wärme seiner Empfindungen für Größe und Ruhm. Die Frühstücks-Zwischenpause führt alle Schüler auf dem weiten Hofe zusammen. In Gruppen stehen sie beieinander, plaudern und dejeuniren. Der Prinz zieht es vor, als echter Peripathetiker den Platz in langen und schnellen Schritten zu

messen, so daß zwei intimere Mitschüler, die sich ihm anschließen, Mühe haben, ihm zur Seite zu bleiben. Er will seine blecherne Dose öffnen, um ihr ein Weißbrötchen mit saftigem Wildbraten zu entnehmen, da schließt er sie wieder, er sucht sich Freund S. auf, in dessen Händen er einmal grobes Schwarzbrot gesehen, gegen das er seine Weizensemmel sofort umgetauscht hatte. Seitdem sorgen die Eltern des S. regelmäßig dafür, ihrem Sohne ein Stück derbes Kommisbrot für den Prinzen mitzugeben, der sich dasselbe selten entgehen läßt. Es folgt Lektion auf Lektion. Nach der Schule großer Spaziergang mit Professor Hinzpeter durch die Aue. Der Schulunterricht wird besprochen, es werden Partien für die Nachmittagsfreistunden am Mittwoch und Sonnabend, das Programm für den nächsten Sonntag verabredet. Dann Mittagsessen. Es ist ein kleines Diner, entre soi. Nur Sonntags giebt es Gäste. Dann Konferenz mit dem Hofmarschall, und endlich Präparation für den nächsten Tag ununterbrochen bis zum Thee um 10 Uhr.

Die Tagesordnung ändert sich natürlich nach der Saison. Im Winter, wo das Fürstenhaus bewohnt wird, wird das benachbarte Gymnasium im Sprunge erreicht; die Blechdose mit dem Frühstück ist überflüssig, denn die Nähe der Wohnung gestattet das Dejeuner zu Hause. Von dem Sommeraufenthalte in Wilhelmshöhe aber führt ein kleiner, zweisitziger Wagen mit zwei schwarzen, weißgesprenkelten, kleinen Pferden den Prinzen zur Schule und von da nach den Nachmittagsstunden direkt zurück. Die

Exkursionen, denen die Freistunden am Nachmittage des Mittwochs und des Sonnabends gewidmet sind, erstrecken sich auf alle Jahreszeiten gleichmäßig.

An den Exkursionen betheiligt sich bald ein weiterer, bald ein engerer Kreis von Schulfreunden. Der Prinz liebt besonders die winterlichen Fahrten. Kein Wetter wird gescheut, der schwere Boden, der Kassel umgiebt und an die westfälische rothe Erde erinnert, wird bis über die Knöchel gemessen, der Botanisirstock mit dem Spaten an einem Ende und mit dem Hammer am anderen, zum Zerschlagen der Mineralien, dient dem Prinzen als Stütze. Triefend von Schweiß und von Regen, abgehetzt von der Weite des Weges, vom Erklimmen der Berge und von der Schwere des Bodens, aber desto fröhlicher und zufriedener wird der Heimweg angetreten. Heitere Gespräche haben neben wissenschaftlichen Untersuchungen die Zeit ausgefüllt. Ist der Kreis der Begleiter ein engerer, nur ganz intime Bekannte umfassend, dann ist der Prinz mittheilsamer, vertraulicher, und legt Alles, was sein Inneres beschäftigt und bewegt, mit einer Offenheit dar, die seine Freunde in Erstaunen setzt. Er entwickelt Grundsätze, die sie bewundern und sie mit Stolz die Ehre und das Vertrauen schätzen lehrt, das ihnen geschenkt wird. Ihren Mund aber bindet gegen Andere die Verschwiegenheit, die durch solches Vertrauen zur strengen Pflicht gemacht wird. Der Prinz wird von Allen, auch den näheren Bekannten, mit „Sie" angeredet, und redet ebenso diese an. Aber in dem Eifer des Gesprächs, in der Erregung seines Herzens sagt er einigen gegen-

über „Du“; er wiederholt es, bis das „Sie“ seines Freundes ihn dann erinnert, daß er sich hat fortreißen lassen. Dann mit einem leichten Erröthen scheinen seine Mienen etwas auszudrücken, wie das Wort des Don Carlos an seinen Freund: „Nun noch eine Bitte, nenne mich ‚Du‘, ich habe Deines Gleichen um dieses Vorrecht der Vertraulichkeit stets beneidet“, aber die Etiquette ist stärker als der Zug des Herzens.

Dem Eifer des Prinzen für anstrengende Exkursionen entspricht seine Liebe zum Sport jeder Art. Er wird unter der Leitung des Lieutenants von Hengel vom Königin-Elisabeth-Regiment und des Lieutenants von Wurmb im Fechten auf Hieb und Stoß unterrichtet, und bald überflügelt er in diesen Künsten seine Lehrer. Er theilt als guter Schwimmer die Gewässer der Fulda mit kräftigen Armen. Auf dem Eise in der Aue oder auf Wilhelmshöhe beweist er seine Virtuosität auf den Schlittschuhen in gezirkelten Wendungen. Sein Lieblingsspiel ist Krocket und Kricket, namentlich ersteres, das auf Wilhelmshöhe mit Mitschülern vielfach produzirt wird. Mr. Fox, ein junger Engländer, der geraume Zeit in Kassel mit dem Prinzen verkehrte und der ein Meister in diesem heimischen Spiele war, findet an dem Prinzen bald einen gelehrigen Schüler. In der Schneezeit werden die Bälle von Holz von anderen ersetzt. Eines Tages will der Prinz des Morgens früh den Wall erklettern, der seinen Hof vom Spielplatz des Gymnasiums trennt, da überschüttet ihn ein Regen von Schneebällen. Der in der Nacht frisch und dicht gefallene Schnee hatte

die Kommilitonen zu diesem Angriff gereizt, als ob sie dadurch den Prinzen von ihrem Terrain abwehren sollten. Der überraschte Prinz schüttelt sich schnell die harten Eisflocken ab, hat aber sofort selber einen Ball geformt, mit dem er, weit ausholend und in Fechter-Attitüde einen tüchtigen Wurf thut. Der Haufe seiner Gegner fliegt auseinander und der Prinz steht mit einem Satze auf dem bestrittenen Terrain.

„So nahm Hektor und trug gradan zu den Bohlen den Feldstein,
Welche das Thor verschlossen mit dicht einfugender Pforte,
Nahe trat er hinein, und gestemmt nun warf er die Mitte,
Weit gespreizt, daß nicht ein schwächerer Wurf ihm entflöge,
Schmetternd zerbrach er die Angeln umher, und es stürzte der Marmor
Schwer hinein . . .“

Die homerischen Kämpfe fesseln den Prinzen ganz besonders. Er setzt die Iliade über die Odyssee, und Hektor ist sein Liebling.

Der Sonntag hat seine strenge Ordnung wie andere Tage; nur die Arbeit ruht. Die Theilnahme am Gottesdienste in der Garnisonkirche ist obligatorisch. Spazierritte oder Spazierfahrten füllen die Zeit bis zum Diner aus, das an diesem Tage den Prinzen in ungewöhnliche Gesellschaft bringt. Es erscheinen bei ihm zu Gaste die Großwürdenträger der Stadt und Provinz, der Oberpräsident, der Oberbürgermeister oder andere Spitzen der Civilbehörden, Militärs verschiedenen Ranges, Lehrer u. s. w. Der Nachmittag dient wieder zu Promenaden und Fahrten, bis dann der dem Prinzen so besonders am Herzen liegende

Sonntag Abend kommt. Mitschüler und andere jugendliche Freunde theilen ihn mit ihm. Es ist Lesezirkel. Man liest deutsche Klassiker. Damit wechseln aber Aufführungen von Charaden, ein „faible“ des Prinzen, wie er sich selber einmal ausgedrückt hat. Er liebt es mit gewisser Passion, zumal mit Bruder Heinrich, Charaden darzustellen und das jugendliche Auditorium sie errathen zu lassen. Er erfindet alle Charaden selber, die Namen Schimmelpfennig, Lindenkohl, auch Hinzpeter und Gottberg, viele Andere geben Stoff dazu. Man versteigt sich aber auch zu eigentlichen Dramen leichten und ernsten Genres. Der Prinz, der im deutschen Unterricht eine besondere Gewandtheit zeigt, über ein vom Lehrer ihm gestelltes Thema nach kurzem Besinnen sich sicher auszulassen, besitzt auch die Gabe, die Idee und das Gerüst eines Dramas schnell zu entwerfen. Dann werden die Rollen unter die Theegäste vertheilt und das improvisirte Spiel nimmt sofort seinen Anfang, so gut es eben geht. Oft ist es nur ein leichter Scherz, der dem Kopfe des Prinzen entsprungen, zuweilen versteigt sich sein Erfindungstalent zu einem heroischen Stoffe. Er entwirft schnell wie folgt:

Karl der Große in Aachen — der Sachsenherzog Wittekind hat sich schon lange ruhig verhalten und Unterwürfigkeit an den Tag gelegt. Darüber entbrennt seine Tochter in edlem Zorn. Sie schließt sich dem sächsischen Oberpriester Sigmar an, der ihren Vater als Todfeind haßt. Die zu einem Gastmahle versammelten Frankenhäuptlinge werden niedergemetzelt. Aber Brunhilde läßt Karl's Sohn

Ludwig entkommen, den sie liebt. Der tragische Knoten ist damit geschürzt, die Dinge verwickeln sich mehr und mehr. Brunhilde giebt sich zuletzt selbst den Tod. Sofort wird das Stück in Scene gesetzt. Auch die Brunhilde findet ihren Darsteller.

So verliefen die schönen Tage in Aranjuez-Kassel. Zu Ostern 1875 war Prinz Wilhelm nach Prima versetzt, und im Januar 1877 machte er sein Abiturienten-Examen. Um des mit seinem vollendeten 18. Jahre eingetretenen Termins seiner Volljährigkeit willen wurde das Examen für alle Abiturienten schon in den Anfang des Januar verlegt und dadurch der Kursus der Prima um zwei Monate verkürzt. Der Prinz bestand das Examen mit dem Prädikat „Genügend".

Unter den 17 Abiturienten, die am 25. Januar 1877 in der Aula des Gymnasiums geprüft wurden, erhielt Prinz Wilhelm sein Zeugniß als der zehnte. Bei derselben Feierlichkeit kamen drei Denkmünzen aus der zu Ehren eines 1802 verstorbenen Rektors von dessen Nachkommen errichteten „Karl Ludwig Richter-Stiftung" an die drei am fleißigsten und würdigsten befundenen Primaner zur Vertheilung. Unter diesen befand sich auch Prinz Wilhelm.

Als einen Beweis der Anerkennung ihrer Thätigkeit verlieh der Kaiser den Lehrern des Prinzen verschiedene Orden. Das kronprinzliche Ehepaar bewies seine Erkenntlichkeit durch eine „Prinz Wilhelms-Stipendium" genannte Stiftung von 1000 Mark jährlich, welches einem würdigen

mittellosen Schüler des Kasseler Gymnasiums zur Ermöglichung des Universitätsstudiums verliehen werden soll.

Die Eltern hatten ihren Tribut der Anerkennung wiederholentlich den Lehrern nicht nur, sondern auch den einzelnen Schülern, die durch näheren Verkehr auf ihren Sohn einwirkten, gezollt. Bald erschien der Kronprinz, bald die Kronprinzessin in Kassel, namentlich an dem Geburtstage des Prinzen, und ließen sich dann die Lehrer und die jugendlichen Freunde desselben vorstellen. Am 21. November 1875, dem Geburtstage der Kronprinzessin, besuchte diese mit ihrem Gemahl das Gymnasium. Im Schulhofe hatten sich sämmtliche Klassen aufgestellt, in ihrer Mitte wehten die Fahnen. Als die hohen Gäste am Eingange der Anstalt erschienen, da tönte ihnen von den jugendlichen Lippen ein begeistertes Hurrah entgegen. Dann bewegte sich der festliche Zug in die schöne Aula, und hier begrüßte der Sängerchor den seltenen Besuch, worauf der Direktor des Gymnasiums beredte Worte des Willkommens sprach. Den Sedantag des Jahres 1875 feierte das Gymnasium bereits am 31. August durch eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung, bei welcher Gelegenheit der Direktor den Schülern eine von der Kronprinzessin geschenkte kostbare seidene Fahne feierlich überreichte. Und als sich den 1. September die Gymnasiasten an dem städtischen Festzuge hinaus nach der Karlsaue betheiligten, da trug Prinz Wilhelm die neue Fahne und schwenkte sie in Jugendlust inmitten seiner Kameraden.

In dem vorgeschriebenen, von jedem Abiturienten ein-

zureichenden Lebenslauf gab der Prinz Staats- und Rechtswissenschaften als Gegenstand seines künftigen Studiums an. Ehe er aber die Universität Bonn bezog, riefen ihn militärische Pflichten nach Potsdam.

Am 9. Mai 1877 empfing der Kaiser im Beisein des Kronprinzen den Prinzen Wilhelm, um denselben seinen militärischen Vorgesetzten vorzustellen. Dieselben waren der Prinz August von Württemberg, als kommandirender General des Gardekorps, der Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Division, Generallieutenant v. Pape, der Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade, Generalmajor von L'Estocq, der Kommandeur des 1. Garderegiments z. F. Oberst von Derenthall, der Kommandeur des 2. Bataillons, Major Graf zu Rantzau, und der Kommandeur der 6. Kompagnie, bei welcher Prinz Wilhelm eintrat, Hauptmann von Petersdorff. Zum Schlusse der Ansprache, welche der Kaiser an die Offiziere und an seinen Enkel hielt, sagte er zu diesem Letzteren: „Nun gehe und thue Deine Pflicht, wie sie Dich gelehrt werden wird; Gott sei mit Dir!"

Noch an demselben Morgen begab sich der Kronprinz mit seinem Sohne nach Potsdam, wo im Exerzierhause die 6. Kompagnie in Parade aufgestellt war. Sämmtliche Offiziere des Regiments waren befohlen, und der Vater stellte nun denselben seinen Sohn mit warmen Worten, die besonders die Leistungen dieses trefflichen Regiments betonten, vor, in welchem er selber 1½ Jahr die 6. Kompagnie geführt habe (1849—1850).

Auch an die Kompagnie selber trat der Kronprinz mit

seinem Sohne heran, erinnerte an die Zeit, wo er dieselbe geführt habe und stellte den Prinzen Wilhelm in Reih und Glied ein. Dieser zog darauf seinen Degen, erhielt als Premier-Lieutenant die Führung des zweiten Zuges und marschirte an der Spitze desselben gleich darauf an seinem hohen Vater in Paradeschritt vorbei.

Von nun an that er Dienst, wie jeder gewöhnliche Lieutenant, auf der sogenannten Nauener Kommunikation. Seine Wohnung nahm er im Potsdamer Stadtschloß, welches glorreiche Erinnerungen an den größten Helden des vorigen Jahrhunderts birgt. Sein militärischer Begleiter, Major von Liebenau, wohnte mit ihm im Schloß. Einige Hauptleute, Lehrer an der Potsdamer Kriegsschule, unterrichteten den Prinzen in den Kriegswissenschaften, Hauptmann Diener in der Befestigungskunde, Hauptmann Meyer in militärischen Aufnahmen, Hauptmann von Neumann in der Waffenkenntniß und Hauptmann von Vietinghoff in der Taktik. Major von Liebenau, welcher als militärischer Begleiter den Generallieutenant von Gottberg ablöste, bekleidete an dem Tage der Vermählung des Prinzen die hohe Stellung eines Hofmarschalls in dem neuen Hofstaate des jungen Paares.

Prinz Wilhelm hat sich an einem fremden Hofe einen ebenbürtigen Freund aufgesucht, wie sein Vater es auch gethan hat. Während dieser aber sein Herz an Italien hing und mit dem Kronprinz Humbert, dem heutigen König, einen innigen Freundschaftsbund schloß, hat Prinz Wilhelm am Wiener Hofe ein solches Band angeknüpft. Kronprinz

Rudolf ist ein alter Gast des Berliner Hofes. Man erinnert sich seines Aufenthaltes in der preußischen Hauptstadt im März 1878. Er stand damals im zwanzigsten Lebensjahre. Der Erzherzog ist von großer, schlanker Statur, in der ganzen Erscheinung und in seinem Auftreten seinem Vater, dem Kaiser Franz Josef, in dessen Jugendjahren frappant ähnlich. Die Gesichtszüge weisen mehr in das bayerische Herzogsgeschlecht nach Seite der Mutter hin, doch fehlt die historische Habsburger Unterlippe nicht ganz. Kronprinz Rudolf ist wohl einer der sorgfältigst erzogenen Prinzen; er hat einen Lernstoff zu bewältigen gehabt, gegen den die Klagen wegen Ueberbürdung unserer gelehrten Schulen verstummen müßten. Schon die Erwerbung der Kenntniß der verschiedenen Hauptsprachen in dem sprachenreichen österreichischen Reich ist eine Aufgabe, sie war aber mit einem weitumfassenden Studienplan verknüpft, auf dessen genaueste Einhaltung und Durchführung Kaiser Franz Josef selbst mit Konsequenz hielt; die Prüfungen, welche mit dem österreichischen Thronerben in einer gewissen Oeffentlichkeit angestellt wurden, waren nichts weniger wie Schaustücke. Man glaubt auf dem Gesicht des Kronprinzen die Spuren solcher Anstrengungen lesen zu können, und er trägt in dieser Richtung einen Zug an sich, dem man bei gewöhnlichen Sterblichen in Examenszeiten zu begegnen pflegt. Auf dem Hofballe sah man jedoch den Prinzen in fröhlicher und jugendlicher Unbefangenheit, wie er sich denn als ein sicherer und unermüdlicher Tänzer erwies. Interessant war es, in der Quadrille den österreichischen Kronprinzen dem

ungefähr ein halbes Jahr jüngeren Prinzen Wilhelm gegenüber zu sehen. Kronprinz Rudolf trug die kleidsame Uniform seines preußischen Ulanen-Regiments, Prinz Wilhelm die Infanterie-Uniform seiner Charge, was das Charakteristische des Gegenübers noch hob. Man bemerkte den unausgesetzten herzlichen Verkehr, in welchem der Kaiser mit seinem österreichischen Gaste blieb, in dessen Nähe er vorzugsweise dem Tanze zuschaute.

Zwei Jahre waren vergangen, seitdem der Thronerbe der Habsburgischen Monarchie unserem Kaiserhause einen Besuch abgestattet hatte. Schon damals wurde der Kronprinz Rudolf mit großen Ehren empfangen und durch den Kaiser ganz besonders ausgezeichnet. Seitdem hatten sich große politische Wandlungen vollzogen, Deutschland und Oesterreich waren in noch engere freundschaftliche Beziehungen zu einander getreten. Der Kaiser hatte jetzt den besonderen Wunsch ausgesprochen, den Sohn seines Verbündeten bei Gelegenheit der bevorstehenden Herbstmanöver als seinen Gast zu begrüßen. Diesem Wunsche wurde seitens des österreichischen Hauses auf das Bereitwilligste entsprochen, und welche hohe Bedeutung man hier dem Besuche beilegte, ging deutlich aus dem feierlichen Empfange hervor, welcher dem österreichischen Kronprinz zu Theil wurde. Das ganze offizielle Zeremoniell war aufgeboten worden, um dem Gaste einen seinem hohen Rang gebührenden Empfang zu bereiten. Der Kaiser hatte es sich trotz der frühen Morgenstunde nicht nehmen lassen, selbst nach dem Bahnhofe zu eilen, um dort dem Gast den ersten Gruß entgegenzubringen.

Gegen neun Uhr lief der Salonwagen, der von dem Dresdener Kourierzuge abgehängt worden war, auf dem Geleise vor den Königszimmern ein. Die Musik intonirte die österreichische Nationalhymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ und die Ehrenwache präsentirte das Gewehr. Der Kronprinz Rudolf verließ schnell den Wagen und eilte dem Kaiser entgegen, welcher seinen jugendlichen Gast aufs Herzlichste umarmte und küßte. Gleiche herzliche Begrüßungen wurden mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm ausgetauscht, während Kronprinz Rudolf den übrigen Prinzen die Hand reichte. Nachdem dann noch die Suite begrüßt worden war, schritt Kronprinz Rudolf, welcher die Uniform des Kaiser-Franz-Grenadier-Regiments Nr. 2, bei welchem er bekanntlich à la suite geführt wird, und das Band des Schwarzen Adler-Ordens angelegt hatte, an der Seite des Kaisers dem rechten Flügel der Ehren-Kompagnie zu, begrüßte hier die direkten Vorgesetzten der Kompagnie in freundlichster Weise und nahm dann aus den Händen des Hauptmanns von Gaudy den Frontrapport entgegen. Alsdann wurde die Front der Kompagnie abgeschritten, wobei die Fahne salutirte. Die hohen Herrschaften traten noch für kurze Zeit in die Königszimmer ein, wo die beiderseitigen Suiten vorgestellt wurden.

Der Kaiser brachte seinen erlauchten Gast selbst nach dem königlichen Schloß, wo der Kronprinz die Königskammer nach der Lustgartenseite zu bewohnte, in denen er zwei Jahre vorher Wohnung genommen hatte. Es folgte nun zu Ehren des Kronprinzen Rudolf in den nächsten

Tagen Fest auf Fest, und militärische Schauspiele wechselten mit Galadiners und Festvorstellungen ab.

Prinz Wilhelm hat die Besuche seines Freundes regelmäßig erwidert und findet stets in Wien eine überaus herzliche Aufnahme. Den Besuchen der beiden Freunde einen politischen Hintergrund beizulegen, wäre verfehlt. Aber die Häufigkeit der Besuche, welche den persönlichen Verkehr zwischen den einzelnen Mitgliedern der beiden Fürstenhäuser inniger gestaltet haben, als es sonst die Hofetiquette erkennen läßt, spricht doch ihre Sprache und charakterisirt die Beziehungen Oesterreichs und Deutschlands zu einander als sehr erfreuliche. Das letzte Mal war Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin im Oktober 1885 in Wien. Nach dem Besuch von 1883 machte Prinz Wilhelm seinem Freunde ein ebenso schönes wie sinnig erdachtes Geschenk. Es war dies eine in prächtigem Album befindliche Sammlung photographischer Reproduktionen von Scenen und Begebenheiten aus dem Kriege 1870/71 nach Gemälden berühmter Meister, wie A. von Werner, Graf Harrach, Bleibtreu, Adam, Eschwege, Faber du Faur, C. Freyberg, E. Hünten, L. Braun, Bodenmüller, W. Emelé, Th. Lang u. A. Die von dem Prinzen Wilhelm persönlich gewählten dreiundvierzig Blätter stellen nicht nur preußische Heldenthaten dar, sondern auch ruhmreiche Kämpfe der mit uns verbrüderten Bayern, Württemberger, Badenser, Hessen und Braunschweiger.

Es ist eine Thatsache von Bedeutung, daß Kronprinz Rudolf als Vertreter des österreichischen Kaisers die Stelle

eines Pathen beim ersten Kinde des Prinzen Wilhelm übernahm, denn es war der erste Fall, in dem ein regierendes Mitglied des Habsburger Kaiserhauses einer protestantischen Taufe als offizieller Zeuge beiwohnte. Eine andere Pathenschaft bietet gerade heute einiges Interesse. Als es im September 1884 wieder eine Taufe in Potsdam bei Prinz Wilhelm gab, übernahm König Ludwig von Bayern eine Pathenstelle. Es war das vielleicht dieselbe Zeit, in der der König von Bayern einen Verhaftsbefehl gegen den Kronprinz von Preußen ausstellte, für den Fall dieser als Inspekteur der süddeutschen Truppen nach Bayern kommen sollte. Man muß wohl in Berlin und Potsdam über den Geisteszustand des Königs Ludwig II. in gänzlicher Unkenntniß geblieben sein, wofür auch der Umstand spricht, daß Fürst Bismarck mit dem Bayern-König noch bis vor Kurzem in politischer Korrespondenz gestanden hat.

Wie Prinz Wilhelm, so hat auch sein jüngerer Bruder Heinrich in Kassel seine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung erhalten, ehe er speziell für seinen künftigen Beruf ausgebildet wurde. Im April 1877 wurde er mit großer Feierlichkeit, der die Eltern beiwohnten, in die kaiserliche Marine eingeführt, und zwar an Bord der „Niobe“. Der Kronprinz sprach bei dieser Gelegenheit die Worte: „Ich übergebe den Sohn der jungen, sich noch entwickelnden Marine mit dem Vertrauen, daß er zu ihrer Förderung beitragen und den Ruhm, den die Armee bereits erworben, wenn die Forderung an ihn herantritt, auch auf die Marine zu übertragen helfen wird.“

Im September 1880 gab es in Kiel ein Fest, welches bei allen Theilnehmern dadurch einen unverlöschlichen Eindruck hinterließ, daß es den tiefsten Blick in das Familien- und Gemüthsleben des kronprinzlichen Paares gestattete. Am 5. April desselben Jahres nahm die gedeckte Panzerkorvette „Adalbert" aus den ostasiatischen Gewässern ihren Kurs heimathwärts. Sie führte am Bord den Prinzen Heinrich, welcher mit dem Range eines Seeoffiziers im Dienste der deutschen Flotte eine Uebungsreise von fast 2 Jahren gemacht hatte. Für den 29. September war das Eintreffen auf der Rhede von Kiel avisirt, — ein Tag bewegter Herzensfreude für das königliche Haus, für das Elternpaar, welches den Sohn nach zweijähriger Trennung gleichsam als einen Neugeschenkten wieder ans Herz drücken konnte — ein Fest des Wiedersehens, verstanden und empfunden im ganzen Volke.

Der Kronprinz und die Kronprinzessin und Prinz Wilhelm mit kleinem Gefolge kamen mit dem Morgenzuge gegen 9 Uhr auf dem Bahnhofe in Kiel an. Es war jeder größere Empfang verbeten. Auf dem Perron meldeten sich der oberste Chef des Marine-Ressorts, der Chef der Admiralität, Staatsminister General der Infanterie von Stosch in Gala-Uniform, sowie Kapitän Hollmann, Stationschef Admiral Kinderling und der Kommandant von Kiel. Ohne längeren Aufenthalt bestiegen die hohen Reisenden den bereitstehenden Wagen und fuhren nach der Jensenbrücke. Aus den auf Straßen und Plätzen dicht gedrängt stehenden Menschenmassen blickten strahlende

und freudig bewegte Gesichter auf die kronprinzliche Familie; laute Zurufe bekundeten das lebhafteste Interesse, das die Menge nahm. An der mit Masten und Kränzen geschmückten Jensenbrücke lag das kaiserliche Boot, blau, mit rothem Baldachin mit überhängenden Teppichen ausgeschmückt und mit der kronprinzlichen Flagge versehen. Es war bestimmt, die Herrschaften eine Strecke weit in das Hafenwasser zu führen, bis an die teppichbelegte Brücke, welche zum Bord der kaiserlichen Yacht „Hohenzollern" emporführte. Das Schiff lag ungefähr in der Mitte des Hafens, zwischen Kiel und Ellerbeck. In gleicher Linie weiterhin waren aufgefahren das Wachtschiff „Arcona", eine gedeckte Korvette, und dann die Uebungsschiffe „Rover", „Mosquito" und das Panzerschiff „Preußen", das größte der damals im Hafen liegenden Fahrzeuge unserer Kriegsmarine. Sämmtliche Schiffe hatten über allen Toppen geflaggt; Flaggen wehten von dem alten Hause der Herzöge von Holstein, vom Schlosse in Kiel, dem künftigen Wohnsitze des Prinzen Heinrich, von allen am Hafen befindlichen Gebäuden, drüben von der kaiserlichen Werft in Ellerbeck, von allen kleinen Dampfern und Booten, die sich auf der blanken Fluth um die in vornehmer Ruhe daliegenden Schiffe tummelten. Während die kaiserliche Barke unter den fast in musikalischem Takte geführten Ruderschlägen der Mannschaft im Paradeanzug ihrem Ziele sich näherte, donnerte von allen Schiffen der Salut, auf den Raaen standen die Schiffsmannschaften in dem weithin leuchtenden Parade-Anzuge. Es wurde einmal der Kaisersalut gegeben, 31 Schüsse, und

dann siebenmal der Prinzensalut, jedesmal 21 Schüsse. Der Kommandant der „Hohenzollern", Kapitän von Nostiz, empfing die hohen Herrschaften dann am Bord der seiner Leitung übergebenen kaiserlichen Yacht. „Hohenzollern" ist ein aus Eisen gebauter Aviso-Dampfer, der im Kriegsfalle für Kriegszwecke, im Frieden als kaiserliche Yacht benutzt wird. Die „Grille", welche früher diese Bestimmung hatte, war nicht mehr als seetüchtig befunden, und darum rüstete man dieses von der Norddeutschen Schiffsbaugesellschaft erbaute Fahrzeug zu diesem Zwecke aus. Das Schiff ist mit zwei hellgelben Schornsteinen und zwei Masten ausgestattet und gleicht in seiner äußeren Erscheinung der Yacht der Königin Viktoria, der „Osborne". Am Stern hebt sich aus einer vergoldeten Sonne der quadrirte Hohenzollernschild, umgeben von der Kette des schwarzen Adlerordens, darüber der schwarze Adler und die Kaiserkrone, am Bug der fliegende goldene Adler über dem kleinen Hohenzollernschild, an den beiden Radkästen die Kaiserkrone, mit vergoldeten Arabesken. Auf dem Hinterdeck erhebt sich das Pavillondeck, das nach Außen hin die Lage und Pracht der Kaiserlichen Gemächer andeutet, die sich bis weit in den Kajütenraum erstrecken. Alles, was die moderne nautische Technik erfunden hat, alle Errungenschaften der Mechanik, alle Pracht und Eleganz haben sich zur Herstellung dieses schwimmenden Palastes vereinigt. Vier Jahre waren nothwendig, um ihn herzustellen. Zum ersten Male wurde er bei einer Inspektionsreise des Kronprinzen verwandt; die

hier beschriebene sollte die zweite Fahrt, die er seiner Bestimmung entsprechend machte, sein.

Sowie die hohen Herrschaften an Bord angelangt waren, entfaltete sich am Großmast die Kaiserflagge.

Der Kommandant überreichte dem Kronprinzen den Rapport. Die Ehrenwache mit der Musik der 1. Flotten-Division gab die Honneurs. Mit dem Kronprinzen erschien der Chef der Admiralität, General von Stosch, am Bord, dann Prinz Wilhelm, die Kronprinzessin, Gräfin Brühl, Major von Panwitz, Kammerherr Graf Seckendorff, Hauptmann von Bülow. Die Offiziere überreichten der Frau Kronprinzessin einen Strauß von Rosen und Veilchen. Gegen 9 Uhr 50 Minuten setzte sich das Schiff in Bewegung. Hoch oben auf dem Pavillon der Kommandobrücke wurde die Gestalt des Kronprinzen in Dragoneruniform sichtbar, an seiner Seite stand der Chef der Admiralität, und so wurde im Vorüberfahren die Flottenparade abgenommen über „Arcona", „Medusa", „Rover", „Mosquito", „Preußen" und „Blücher". Desgleichen verweilten Prinz Wilhelm und die Frau Kronprinzessin während des interessanten Schauspieles auf der Kommandobrücke. Der Himmel, am Morgen umwölkt, hatte sich aufgeklärt; es kamen Sonnenblicke, die dem schnell segelnden Fahrzeug (16 Seemeilen in der Stunde) das Geleit gaben auf seiner Fahrt durch den Hafen, über Friedrichsort hinaus, von dessen Strandbatterien die Kanonen ihren donnernden Gruß der kaiserlichen Yacht entgegengebracht hatten. Während der Fahrt nahm die Kronprinzessin die kaiserlichen Gemächer des Pavillons und

Zwischendecks in Augenschein, oben im Pavillon das Vorzimmer, den Salon, das Konversations-Zimmer, im Zwischendeck den Speisesaal mit der vom Kronprinzen selber aufgegebenen Devise: „Vom Fels zum Meer".

Gegen Mittag wurde es auf der Kommandobrücke lebendiger. Der Kronprinz erschien auf dem obersten Pavillon, dann die Frau Kronprinzessin, der Chef der Admiralität, der Kommandant, die Offiziere vom Dienst richteten ihre Fernrohre nach dem Horizonte, an dem sich die Küste von Langeland und der südlichste Punkt Fackebjerg zeigte. Ein dunkler Punkt — dann die Spitze eines Mastes — immer deutlicher wurden die Kontouren, immer schärfer das Bild der Korvette „Adalbert", je näher sie dem „Hohenzollern" kam. Man erkannte die Mannschaften auf den Raaen — man sah die Blitze aus den Geschützen, dann die Rauchwolken und zuletzt hörte man den Schall des Saluts und weit von den Toppen der Masten wehte in die See hinaus der Wimpel, den jedes heimkehrende Schiff führt — der Heimathswimpel. Die Kronprinzessin stand, auf die Barrière der Kommandobrücke gelehnt, und ihre Blicke aus den feuchten Augen, über die der schwarze Schleier wehte, gingen hinaus nach dem ankommenden Schiffe. Ihre Blicke schienen da unter dem Gewimmel von Gestalten Denjenigen herausgefunden zu haben, den sie lange ersehnt und gesucht hatten, ihr Haupt neigte sich im Grüßen — Prinz Heinrich hatte drüben die Mütze zum Gruße gelüftet, und der Kronprinz erwiderte seinem heimkehrenden Sohne den Gruß in gleicher Weise; dann traten

beide Eltern eng an einander, und ihre Hände gefaßt, sahen sie zu, wie das Boot vom „Adalbert" ausgesetzt wurde und der Heimkehrende mit den raschen Bewegungen des erregten Herzens die Schiffstreppe in das Boot hinabstieg. Rasche Ruderschläge brachten es an den „Hohenzollern". An der Seite seines treubewährten Begleiters, des Kapitän-Lieutenants Freiherrn von Seckendorff, saß Prinz Heinrich in der Seekadetten-Uniform mit dem Abzeichen eines Offiziers. Das jugendliche Gesicht war von der Sonne der Tropen gebräunt. Sein Auge ging empor nach der Stelle an Bord, wo er die Eltern vermuthete. Ein paar Schritte die Treppe hinauf — der Kronprinz breitete seine Arme aus, Thränen entstürzten seinen Augen, — er hielt den Sohn so lange umfaßt, als wolle er ihn gar nicht mehr vom Herzen lassen. Von da ging es ans Herz der Mutter, — gesprochen wurde nichts, — die stummen Blicke, die Umarmungen waren mächtiger als alle Sprache. Dann begrüßte der Heimgekehrte den Bruder, — das Uebrige entzog sich den Blicken der Anwesenden, denn die Eltern nahmen ihren Sohn und führten ihn in die inneren Gemächer.

Gegen zwei Stunden verweilte Prinz Heinrich bei seinen Eltern. Gegenüber dem Bülker Leuchtthurm wurde Prinz Heinrich wieder zum „Prinz Adalbert" gerudert. Beide Schiffe fuhren sodann, die „Hohenzollern" voran, in den Hafen. Eine Viertelstunde nach den Salutschüssen der Forts passirte die „Hohenzollern" „Ziethen" und sodann die übrigen Schiffe, von allen begrüßt durch das dreimalige Hurrah der auf den Raaen stehenden Mann-

schaften. Den Salutschüssen der „Preußen“ folgten diejenigen der „Arcona“. Die „Hohenzollern“ nahm darauf ihren alten Platz gegenüber der Wasser-Allee des Schloßparks ein. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm befanden sich auf der Kommandobrücke, während die Kronprinzessin wieder zu Füßen derselben sich aufhielt. Sie verfolgte aufmerksam die Bewegungen des nachfolgenden „Prinz Adalbert“. Zahlreiche Ruderboote und kleinere Dampfschiffe waren in der Nähe, so daß die Hafenpolizei schwere Arbeit hatte. Ein von kräftigen Ruderschlägen getriebenes größeres Boot der „Hohenzollern“ schaffte endlich Raum. Wiederholte Hochrufe der kleinen in ihrem Eifer etwas zudringlichen Flotille und des am Ufer harrenden Publikums begrüßten die kronprinzlichen Herrschaften.

Eine kleine Viertelstunde nach der Ankunft der „Hohenzollern“ — gegen 4 Uhr — langte der „Prinz Adalbert“ an und legte sich zwischen die „Hohenzollern“ und die „Arcona“. Kaum hatte „Prinz Adalbert“ an der für ihn bestimmten Boje angelegt, als auch die Paradeflaggen hochgehißt, sowie die Fallreps und Treppen niedergelassen wurden. Die Kronprinzessin blieb inzwischen auf der „Hohenzollern“. Schon am Morgen verlautete von einer Unpäßlichkeit, durch welche die hohe Frau auch gehindert wurde, an dem Diner Theil zu nehmen. Marineminister Stosch hatte in einem Boote bereits vor Ankunft des „Adalbert“ die „Hohenzollern“ verlassen.

Der Kronprinz verließ nun die Kommandobrücke und stieg unter den Klängen der Musik in die kaiserliche Gig

hinab, gefolgt von mehreren Offizieren der Armee und der Marine. Die Flagge mit dem blauen Kreuz auf dem weißen Grunde verschwand vom Vordermast, die kronprinzliche vom Hintermast, und auf beiden flatterten Marineflaggen. Die Gig nahm ihren Weg, nochmals von den umliegenden Booten lebhaft begrüßt, zum „Prinzen Adalbert", ihr folgte in wenigen Minuten das Ruderboot mit der Ministerflagge.

Nach Ankunft des Kronprinzen auf dem „Prinzen Adalbert" bildeten der Chef der Admiralität von Stosch und die Generäle einen Kreis um den Prinzen Heinrich, der sich in Gala-Uniform mit dem Orangeband befand. Der Chef der Admiralität von Stosch hielt nun an den Prinzen folgende Anrede:

„Ew. königliche Hoheit kehren heim von einer zweijährigen Reise, auf welcher Sie die ganze Erde umsegelt und eine neue Welt gesehen und Huldigungen aller Art empfangen haben. In allen Häfen hat man einen Festtag aus Ihrer Ankunft gemacht, man hat Ihnen gehuldigt als dem Repräsentanten des neu erstandenen Deutschen Reichs, die Fremden in Anerkennung der Macht, die sich plötzlich so gewaltig in Europa geltend gemacht hat, die Deutschen in der reinsten Freude an dem auch ihnen gewordenen mächtigen Vaterlande. Aber Ew. königliche Hoheit haben auf dieser Reise nicht nur gesehen und sich huldigen lassen, sondern, und das ist unser Stolz, und das ist der Grund, weshalb auch wir Festtag gemacht haben, Sie sind Seemann geworden durch treue Arbeit und Pflicht-

erfüllung. Sie sind nicht nur im Lebensalter, sondern auch in ihrem Berufe majorenn geworden. Die deutsche Marine zählt Sie für die Zukunft unbedingt zu den Ihrigen und hat aus der Art und Weise, mit der Sie sich den Aufgaben Ihres Berufes hingegeben haben, die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie, dem Beispiele Ihrer Väter folgend, in treuer Pflichterfüllung dem ganzen Offizierkorps ein leuchtendes Beispiel sein werden. Nach menschlicher Berechnung sind Ew. königliche Hoheit berufen, dermaleinst die deutsche Marine zu führen. Die Freudigkeit, mit welcher Sie an die Ihnen gewordenen Aufgaben herangetreten sind, und die Kraft, mit welcher Sie die Gefahren und Mühen des Seelebens ertragen haben, giebt die berechtigte Hoffnung, daß, so wie Ihre Väter große Generale sind und waren, Sie auch ein großer Admiral werden. Sie haben den Willen dazu gezeigt, bethätigen Sie denselben auch ferner. Nehmen Sie ein Beispiel an unserem großen Kaiser, der noch heute, in seinem selten hohen Alter, seine größte Freude und Genugthuung in der Erfüllung seiner ausgedehnten Pflichten findet. Die Leistung macht den Mann, und je höher er in der Welt gestellt ist, je mehr wird von ihm gefordert, je größer ist aber auch der Erfolg und der Lohn. Deutschland darf mit Stolz sagen, sein greiser Kaiser ist in der Arbeit ein leuchtendes Beispiel der Jugend, folgen Ew. königliche Hoheit diesem Beispiel und streben Sie, gleich wie Ihr Herr Vater eine große Kraft in der Armee geworden, dasselbe für die Marine zu werden; die deutsche Marine darf dann reiche Hoffnung auf Ihre einstige Führung

setzen. Wir Alle aber gedenken, hier wie immer, unseres Kaisers als unseres Herrn, dem wir im Leben und Tode ergeben sind, und der uns geehrt, indem er seinen Enkel zu dem Unsrigen gemacht hat. Bringen wir dem Kaiser ein dreimaliges Hurrah dar!"

Das begeisterte Hurrah der Besatzung erscholl und mit ihm mischte sich der Kaisersalut der Geschütze.

Der Kronprinz verlas nun zwei Kabinetsordres des Kaisers. Die erste, an den Kronprinzen gerichtet, drückte die Freude über die glückliche Rückkehr seines Enkels und das wohlgelungene Werk der Seereise aus. Die zweite, an den Chef der Admiralität von Stosch gerichtet, ernannte als Ausdruck des Dankes für die Leistungen den Kapitän Mac-Lean zum Kontre-Admiral und den Kapitän-Lieutenant von Seckendorff, den Begleiter des Prinzen Heinrich, zum Korvetten-Kapitän, außerdem wurden mehrere Orden verliehen. Der Kronprinz schloß an diese Mittheilungen in gehobenem Tone, aus vollem Herzen sprechend, den Ausdruck innigsten Dankgefühls an die Schiffskameradschaft seines Sohnes. Er hege die frohe, volle Ueberzeugung, daß Prinz Heinrich ein tüchtiger Seemann werde, und werde diese Expedition neuen Schwung für das Ansehen und den Ruhm des deutschen Namens in die Welt bringen. Die Mannschaften beantworteten diese Worte mit einem Hurrah.

Nach den Begrüßungen auf dem „Prinzen Adalbert" begaben sich der Kronprinz, Prinz Wilhelm und Prinz Heinrich nach der „Hohenzollern" zurück, um die Kronprinzessin abzuholen. Prinz Heinrich betrat den deutschen

Boden zum ersten Male wieder, wo er ihn verlassen. Dieselbe Schiffsbrücke in der Wasser-Allee war es, die ihn ans Land führte. Die hohen Herrschaften begaben sich nun zu Fuß nach dem Schlosse, um die Appartements zu besichtigen, die für den Prinzen hergerichtet waren. Auf dem Schreibtische des Arbeitszimmers waren vom kronprinzlichen Paare die Photographieen Beider in größtem Format aufgestellt. Der Prinz brach beim Anblick derselben in Freudenthränen aus. Um 8 Uhr fand an Bord des „Prinzen Adalbert“ das Diner statt. Die kronprinzlichen Herrschaften brachten die Nacht am Bord des „Hohenzollern“ zu. Prinz Heinrich blieb in Kiel, um sein Offiziers-Examen zu machen.

Daß ein Hohenzoller, daß ein Sohn unseres Kronprinzen es mit seinem Berufe ernst nimmt und immer als Vorbild für Andere hervorzuleuchten strebt, bewährt sich auch bei Prinz Heinrich im vollsten Maße. Als er im Oktober 1882 die zweite größere Seereise antrat, wurde Sr. M. S. „Olga“, auf welchem sich der Prinz als wachthabender Offizier befand, auf der Reise von Plymouth nach Madeira vom 23. Oktober bis 1. November von schlechtem Wetter betroffen. Am 26. Oktober, als sich die Korvette nahe der Bucht von Biscaya in einem schweren Sturme befand, hatte Prinz Heinrich die Abendwache von 8 Uhr bis 12 Uhr Nachts. Der Kommandant Kapitän Freiherr von Seckendorff berichtete darüber: „Prinz Heinrich befand sich am Regel-Kompaß; der Navigations-Offizier, welcher mich während der ganzen Nacht anerkennenswerth unterstützte, hatte in der Mitte der Kommandobrücke, nahe den

Rudergängern Posto gefaßt. Gegen 11 Uhr ging der Kamm einer Welle über das Hinterschiff, sodaß die Mannschaften am Ruder, der Kraft gegen dasselbe nachgebend, losließen und in den Wassergang gespült wurden. Das Ruder schlug mitschiffs und verletzte einen daneben befindlichen Matrosen leicht an der Hand. In dem Augenblicke, als der Prinz das Ruder unbesetzt sah, war er mit einem Sprunge an der Brücke, dem Navigations-Offizier zurufend, ihn zu vertreten, ergriff das Ruder und hielt es mit aller Kraft so lange fest, bis ein durch den Vorfall etwas verblüffter Steuermannsmaat und ein Matrose hinzukamen, um dasselbe zu halten. Der ernste Moment, welcher dem Schiff leicht das Ruder hätte kosten können, wenn es länger losgelassen war, hatte bei dem jungen Offizier blitzschnell gezündet und den Gedanken eines sofortigen thatkräftigen Handelns geweckt. Nach Mitternacht nahm der Sturm ab und ging die See herunter."

Klaus Groth, einer der Lieblingsdichter unserer Kronprinzessin, hat dem Prinzen Heinrich beim Antritt seiner ersten Seefahrt folgendes hübsche Gedicht gewidmet, das hier als gutes Ende seinen Platz finden möge:

Uns künfti Admiral!

Prinz Heinrich to'n 7. Oktober 1878.

Nu richt Di hoch, Du Königskind!
Nu geit dat rut in See!
De Segeln dühnt sik in den Wind —
Nu reck de Hand noch mal geschwind;
To'n letzten Mal: ade.

En letzten Kuß, en letztes Wort —
Wie weet ja, wen dat gelt:
Dat geit vun Vader und Moder fort,
Dat geit hinunt vun Ort to Ort
Und rundum um de Welt.

Doch hett dat Gangspill ok en Klang,
As gung dat bet an't Hart —
En Seemann is dat as Gesang,
Dat singt em to: Nu man ni bang!
Un denn en glücki Fahrt!

Un steist Du denn un sühst torügg
Wo Land un Strand verswindt —
Denn wisch de Thran'n Di ut Gesich,
Denk an den swaren Affcheed nich,
Du büst en Königskind.

Na Di dar süht de Seemann rop
Vun'n Schippsjung bet to'n Maat,
Un heet dat: Prinz is baben op!
So hevt sik jede Hart un Kopp,
De seewarts mit Di gat.

Un kumt för uns de Ogenblick,
Wo Schipp und Rok verswindt,
So denkt mit Vader un Moder gliek
Mit uns dat ganze dütsche Riek:
Gott seg'n dat Königskind!

Wie wünscht Ju All en glücki Fahrt
Un fröhli Wedderkehr,
Blievt uns in Gnaden wul bewahrt
Un makt uns Dütschen Nam un Art
Rund um de Welt en Ehr!

Doch ward Ju mal dat Weltmeer sehn
In Storm un Wogenschall,
Denn — vun den Kopp bet an de Tehn —
Denn wies' Du Di as Kaisersöhn,
As künfti Admiral!

Un nu „Fahrwol" denn noch en Mal,
Un noch en letzten Blick!
Dar — mit de letz Kanonenschall:
En Kaiserwedder öwerall
Un Hohenzollernglück!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Über das Buch

„Aus der Berliner Gesellschaft"

schreiben die „Hamburger Nachrichten" am 4. April 1886:

In einer Zeit, in der auch die großen staatspolitischen Ereignisse einen Theil von jener nervösen Ueberhast abbekommen haben, die sich als Angebinde unseres eisernen Zeitalters in das Thun und Treiben eines jeden Einzelnen eindrängt, hat auch die Geschichtsbildung eine von der früheren Uebung abweichende Form angenommen. Es wird nicht erst bis zu dem endgiltigen Abschluß einer bedeutenden Epoche, einer groß angelegten Individualität gewartet, sondern schon während des Entwickelungsflusses der einen wie der anderen finden sich emsige Hände und achtsame Köpfe, die die bedeutsamsten Abschnitte dort, die einzelnen hervorragenden Züge hier sichten und verzeichnen und auf diese Weise Bausteine sammeln, die dem späteren Historiker sein immerhin noch mühsam genug verbleibendes Werk vorbereiten helfen. Solche Bausteine finden wir in dem uns vorliegenden, in zweiter Auflage in dem Berliner Verlage Walther und Apolant erschienenen Werke: „Aus der Berliner Gesellschaft" in ansehnlicher Zahl. Anders als das zu einem nicht gerade schmeichelhaften Rufe gekommene, ähnlich betitelte Werk des noch immer unfaßbaren Grafen Vasili, hat das vorliegende Werk durchaus nichts mit dem von dem letzteren bekanntlich mit Behagen breitgetretenen Klatsch gemein. Wir haben es hier mit einer Aneinanderreihung von Thatsachen und Einzelzügen aus bevorzugten Leben und historisch auf ihre Glaubwürdigkeit hin geprüften dokumentarischen Belegen zu thun, die sich in der gebotenen Zusammenstellung zu werthvollen Charakterstudien formen. Schon das Inhaltsverzeichniß giebt eine Vorstellung von Ziel und Richtung, die das neu vorliegende Buch innehalten. Wir begegnen hier den folgenden Ueberschriften: „Der Kronprinz. — Der Kaiser und die Hofpolitiker. — „Tout Berlin" bei Hofe. — Eine Adelsverschwörung gegen Bismarck. — Eine Sylvesternacht in Varzin. — Hoffeste und Parlamentsabende. — Graf Harry Arnim und Fürst Bismarck. — Bismarck und Stosch. — „Um Scepter und Kronen." — Die Kronprinzessin und ihre Söhne." Schon dieses schlichte Nebeneinander von Namen spricht Geschichte. Anschauliche Darstellungsform und historische Treue sind die Haupterfordernisse eines geschichtlichen Sammelwerkes. Beides findet sich in dem vorliegenden Buche, in dem der — ungenannt verbleibende — Autor zur besseren Erhärtung der Glaubwürdigkeit überdies noch eine solche Fülle von handschriftlichen Belegen bietet, daß diese allein hinreichen, dem Buche einen bleibenden Werth zu verleihen.

Unser Kronprinz
in Spanien und im Morgenlande.

Reisen des deutschen Kronprinzen **Friedrich Wilhelm.**

Für die Jugend erzählt von **Gerhard Stein.**

Reich illustriert mit vier Aquarellen, vier ganzseitigen Holzschnitten und zahlreichen Bildern im Texte.

14 Bogen groß 8°.

Elegant gebunden Preis 4 Mark.

* * *

Stein, „Unser Kronprinz in Spanien", ist das einzige neuere Buch, in welchem der Jugend die immer mehr in den Vordergrund der Weltgeschichte tretende Heldengestalt des Erben der deutschen Kaiserkrone, unseres Kronprinzen Friedrich Wilhelm, mit Begeisterung lebensvoll geschildert wird!

* * *

Gerhard Stein, dem die „Deutsche Jugend" so manche interessante und frische Reiseschilderung verdankt, begleitet hier den hohen Reisenden nach der pyrenäischen Halbinsel und dem heiligen Lande. In den Kapiteln: Genua, Valencia, der Cid und die Mauren, ein Stierkampf in Madrid, in der Akademie, in Sevilla, der Schatzgräber u. s. f. schildert er uns in höchst ansprechenden Bildern die großen Eindrücke von Land und Leuten, Natur und geistigem Leben dieser interessanten Fürstenreise. Das sind Spiegelbilder voll Leben und Wahrheit, die sich uns dauernd einprägen nnd uns auf dem farbenprächtigen Hintergrunde die liebenswürdige Gestalt des Erben des deutschen Kaiserthrons in leuchtendem Glanz hervortreten lassen.

(„Deutsche Jugend"
von Julius Lohmeyer und Oscar Pletsch.)

Der Verfasser hat sich den Dank vieler zu erwerben gewußt, daß er die politisch so bedeutungsvolle Reise unseres Kronprinzen nach Spanien auch unserer Jugend schilderte. Das Ansehen, dessen sich der Erbe des Deutschen Kaiserthrones in dem wunderbaren Lande der Hidalgo's zu erfreuen hatte, die Knüpfung eines Freundschaftsbandes mit dem jungen Könige, das ist alles ebenso interessant erzählt, wie die Schönheit und Geschichte der Punkte, welche der Kronprinz besuchte. Daß der Verfasser zwei unternehmungslustige Knaben mit in das Programm dieser Reise verflocht, wird die Teilnahme der jungen Leser, denen wir das Buch warm empfehlen wollen, gewiß noch erhöhen. Die Verlagsbuchhandlung sorgte für eine geschmackvolle, bilderreiche Ausstattung. . . . . (Die „Post".)

„Unser Kronprinz in Spanien und im Morgenlande“ betitelt sich ein Buch, in welchem Gerhard Stein in einer der Jugend verständlichen Form die Reisen des deutschen Thronerben schildert. (Berlin, Walther & Apolant). Den weitaus größten Teil des Werkes nimmt die berühmte Reise vom Herbst 1883 ein, die der Autor, ihres politischen Hintergrundes entkleidet, in der Form vorführt, daß er einen von Abenteuerlust getriebenen sechszehnjährigen Knaben gleichfalls nach Spanien aufbrechen läßt, wo er dann Zeuge der glänzenden Festlichkeiten wird und auch die historisch denkwürdigen Stätten, welche der deutsche Kronprinz besuchte, kennen lernt. Einen Teilnehmer an seinen merkwürdigen Fahrten findet er an einem gleichalterigen spanischen Knaben. Daß das Buch die Jugend nicht ermutige, in gleich bedenklicher Weise auf Abenteuer auszugehen, dafür hat der Autor besorgt, indem er die beiden Jungen ernste Fährlichkeiten bestehen und schließlich froh sein läßt, wieder zu ihren Angehörigen zu gelangen. In ihren historischen, geographischen und ethnographischen Darstellungen ist die Erzählung durchaus lehrreich; ebenso der zweite Abschnitt, welcher des Kronprinzen Reise nach Palästina und Egypten, 1869, behandelt. Vier Buntbilder, ebenso viele Holzschnitte und zahlreiche Text-Illustrationen dienen zur näheren Veranschaulichung des Inhalts.

(„Voss. Ztg.“, Berlin.)

Der Verfasser erzählt unserer reiferen Jugend die Reisen Sr. K. und K. H. des Kronprinzen nach Spanien und nach dem Morgenlande zur Einweihung des Suez-Kanals in anschaulicher Weise. . . . Fein ausgeführte Aquarelle und zahlreiche Illustrationen erläutern den Text des hübsch ausgestatteten Buches.

(„Neue Preußische [Kreuz-] Zeitung.“)

. . . . . . Gerhard Stein erzählt in frischer und anregender Weise die Reise des Kronprinzen nach Spanien. . . . . . Die Beschreibung verdient besonders wegen ihrer Anschaulichkeit und ihres warmen Kolorits Anerkennung. Landschaften, Städte und Feste treten dem jugendlichen Leser, namentlich in dem reichen und guten Illustrationsschmuck, Aquarelle und Holzschnitte, auf das Lebendigste entgegen.

(„National-Zeitung.“)

. . . . Wollen Sie in Ihren Jungen den Sinn für ferne Länder erwecken, so erfreuen Sie dieselben mit dem gut geschriebenen und mit effektvollen Bildern geschmückten patriotischen Buche von Gerhard Stein „Unser Kronprinz in Spanien und im Morgenlande“ . . . .

(„Deutsche Kolonial-Zeitung.“)

„Unser Kronprinz in Spanien und im Morgenlande“ von Gerhard Stein (Berlin, Walther & Apolant) ist ein flott und sprachlich auffallend korrekt geschriebenes Buch für die „reifere“ Jugend.

(Briefkasten des „Kladderadatsch.“)

Verlag von Walther & Apolant in Berlin.

Berliner Märchen

von

Walther Gottheil.

Mit farbigen Illustrationen nach Federzeichnungen von

Henry Albrecht.

Hübsch gebunden Preis Mk. 3.50.

Frau Fanny Lewald urtheilt in der „National-Zeitung" wie folgt:

Gottheils Berliner Märchen

für alte und junge Kinder.

„Es war heute, am 3. November, ein grauer rauher Tag gewesen. Am Spätnachmittag stand ich am Fenster und sah durch die bereits leicht befrornen Scheiben auf das im Nordostwind flackernde Gaslicht der Straßenlaternen hinaus, in dessen Schein die letzten gelben Blätter der Bäume vom Winde getrieben zu Boden fielen. Im vergangenen Jahre an dem gleichen Tage war ich in warmem Sonnenlichte in den Straßen von Florenz umhergegangen und über den Höhenweg gefahren, von dem man eine so herrliche Aussicht über die Stadt und über das ganze Thal genießt. Jetzt hatte ich die Aussicht über den uns bevorstehenden langen, kalten Winter, und sie düsterte mir den Sinn und berückte mir das Herz. Ich hätte einen Zaubermantel haben mögen, mich hinwegzutragen in das Land, wo thatsächlich die Citronen blühen, ich sehnte mich nach warmer Luft, nach Sonne, nach frischem Grün nach Blumen und Freude! — Ich hätte jung, wirklich jung sein mögen, nicht nur im Herzen und Geist, sondern wirklich jung, aber:

„Jung sein ist in der Jugend leicht,
Schöner und schwerer, wenn's Haar erbleicht!"

und als wollte ein freundliches Geschick mir den stillen Herzenswunsch erhören, so brachte es mir eben in der Stunde Gottheil's Märchen in die Hand, und damit so viel Licht, so viel unschuldige Freude so viel gute Laune, daß ich hinter meinen beeisten Fensterscheiben mich wie auf dem Zaubermantel der Jugend fortgetragen fühlte, in das echte Land der Phantasie, in welchem alles lebt und spricht und klug und gut ist. Der Spatz lebt und spricht und der Specht, das Pudelchen und das Spielzeug, die Wassernixe und der gute Doktor, und alles, was lebt, hat den rechten Zug zu einander, und alles Unmögliche geht so natürlich zu, daß wir uns gar nicht fragen, ob es denn wahr sein kann, sondern daß wir unbedingt an alles glauben, weil wir ja ein Wahrzeichen für all diese reizenden Lügen kennen und mit Augen gesehen haben: das Brandenburger Thor und unsern Kaiser und die Siegessäule und unsern Grafen Moltke, der die Spatzen mit seiner Schrippe füttert, und den Jungen mit den Weihnachtsschäfchen im Schnee des Weihnachtsabends — und alles, wie die Kinder sagen!

Es ist ein ganz athemloses Vergnügen — so lang, so athemlos wie dieser lange Satz, den zu lesen gute Lungen gehören, ebenso wie sein Kinderherz.

Wir Alten in unserer Kindheit, sind mit dem Grundsatz aufgezogen worden, daß „man Etwas von dem Seinen abgeben müsse!" Und so möchte ich gern den Kindern Etwas abgeben von dem Vergnügen, das ich heute Abend durch Gottheil's Märchen gehabt habe, indem ich den Eltern rathe, ihren Kindern dies Märchenbuch zur Weihnacht zu bescheeren."

Berliner Märchen

von

Walther Gottheil.

Mit farbigen Illustrationen nach Federzeichnungen

von

Henry Albrecht.

Hübsch gebunden, Preis Mk. 3,50.

Oscar v. Redwitz, der Dichter der „Amaranth", schrieb der Verlags-Handlung über „Gottheil's Berliner Märchen:

Gossensaß, im August.

An die

Verlagshandlung Walther & Apolant
Berlin.

Euer Wohlgeboren!

Durch einen glücklichen Zufall lernte ich hier die wirklich ausgezeichneten hochpoetischen „Berliner Märchen" von Walther Gottheil kennen, und möchte ich Sie freundlichst ersuchen, sofort dieses für die Kinderwelt höchst bedeutende Buch, an dem sich auch Große herzlich erfreuen können, an umstehende Adresse senden zu lassen.

Ich weiß, daß ich damit meinen vier Enkeln eine große und bleibende Freude bereiten werde.

Vielleicht freut es auch Sie selbst, daß gerade ich ein solch ungewöhnliches Wohlgefallen an diesem Buche gefunden habe.

Hochachtungsvoll

Dr. Oscar Freiherr v. Redwitz,

Königl. Bayr. Kammerherr.

Schriften des Deutschen Vereins für internationale Doppelwährung.

1. Laveleye, Emile de. Der Grund der Werthschwankungen zwischen Gold und Silber, übersetzt von O. v. Bar. — 2. Auflage. Preis 75 Pf.
2. Verhandlungen des Deutschen Reichstages über die Währungsfrage am 27 und 28. Januar 1882. Reden der Abgeordneten Leuschner, Dr. Bamberger und von Reden. Preis 75 Pf.
3. Arendt, Wider Soetbeer. Preis 40 Pf.
4. von Kardorff-Wabnitz. Zur Währungsfrage. Preis 60 Pf.
5. Die bimetallistische Bewegung in England; übersetzt von Koch-Herne. Preis 60 Pf.
6. Deutsche Vorschläge zur praktischen Lösung der Währungsfrage. 2. Auflage. 25 Pf.
7. Arendt, Dr. Otto. Offener Brief an Ludwig Bamberger. 1 Mk. 20 Pf.
8. Der internationale bimetallistische Congreß zu Köln am 11. bis 13. Oktober 1882. Stenographischer Bericht der Verhandlungen. Preis 75 Pf.
9. Laveleye, Emile de. Das Wesen des Geldes. Deutsch von O. v. Bar. 2. Auflage. 1 Mk.
10. Gibbs, Henry Hucks, Direktor der Bank von England. Die Doppelwährung. Deutsch von E. Koch. 75 Pf.
11. Die Währungsdebatte im Reichstag. Stenographischer Bericht der Reden der Abgeordneten v. Kardorff, Bamberger, Frege, Oechelhäuser, v. Schalscha und Windthorst. Mit einem Anhang: Die Rede Bamberger's, besprochen von Dr. Otto Arendt. Preis 1 Mk.
12. von Sydow-Dobberphul, H., Die Silberentwerthung und die internationale Krisis der Landwirthschaft, der Industrie und des Welthandels. 1886. Preis 50 Pf.
13. Verhandlungen im Deutschen Reichstag vom 9. bis 11. Februar 1886 über die Währungsfrage. Preis 1 Mk.

Schriften des **Dr. theol. M. Schwalb,**
Prediger an der St. Martini-Kirche zu Bremen.

„Der Apostel Paulus." 128 Seiten groß 8⁰. Inhalt: Das Leben des Paulus. Die Lehre des Paulus. Der Charakter des Paulus. Einige mit Paulus verwechselte Pauliner. Die Feinde und Freunde des Paulus. Unsere Stellung zu Paulus.

Dieses Werk ist durch die Buchhandlung von Walther & Apolant, Berlin W., Markgrafenstr. 60, zum Preise von 1,50 Mk. zu beziehen.

„Christus und das Judenthum." 16 Seiten 8⁰. Pr. 40 Pf.
Verlag von Walther & Apolant in Berlin.

Der „Hamburgische Correspondent" schreibt über diese viel angegriffene Schrift: Schwalb's „Christus und das Judentum" ist eine klar durchdachte, wissenschaftliche und doch allgemein verständliche, von religiöser Duldung eingegebene Arbeit, die verdient, gelesen zu werden; dieselbe enthält Manches, das einerseits belehrend wirkt, andererseits aber auch Beherzigung verdient.

„Kritik der revidierten Lutherbibel." 36 Seiten 8⁰.
Preis 50 Pf.
Verlag von Walther & Apolant in Berlin.

Die „Kölnische Zeitung" schließt ihren „Schwalb's Kritik der revidierten Lutherbibel" gewidmeten Leitartikel vom 19. Mai 1885 mit den Worten: „So möge denn das kleine Schriftchen Schwalb's dem Leserkreise dieser Zeitung empfohlen sein, namentlich aber allen denen, die durch ihre Stellung auf die künftige Gestaltung des wichtigsten Werkes in unserer Literatur Einfluß haben."

„Zur Beleuchtung des Stöcker-Mythus." Ein freies Wort.

Motto: „Lassen Sie sich nur nicht zu dem Irrthum verführen, daß man irgend etwas glauben muß, weil es öffentlich gesagt und tausendmal gedruckt wird. Die Frösche quaken auch sehr laut und haben doch eigentlich gar nichts Geistreiches zu sagen."
(Stöcker. „Christl.-Sozial" S. 52.)

Drei Bogen 8⁰. 1. und 2. Auflage. Preis 1 Mk.
Verlag von Walther & Apolant in Berlin.

Zeit- und Streitfragen.

Allard, Alph., Direktor der Königl. Münze zu Brüssel. Die wirthschaftliche Krisis. 1885. Preis 50 Pf.

Arendt, Dr. Otto, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Börsensteuer u. Börsenorganisation. Preis 60 Pf.

Bischof Dr. Kopp. Eine ungehaltene Herrenhaus-Rede. II. Tausend. 1886. Preis 50 Pf.

Boldt, Otto, Landrath a. D. Die agrarischen Fragen der Gegenwart nebst Vorschlägen für die Preußische Agrarpolitik. 145 Seiten 8°. Preis 3 Mk.

Das Branntwein-Monopol verdient den Vorzug vor hoher Konsum- und Licenzsteuer. Flugschrift gerichtet an alle Parteien von einem Liberalen. Preis 30 Pf.

Dirichlet, Walter Lejeune, Mitglied des Reichstags und des Abgeordnetenhauses. „Das verdammte Geld." Nach dem Französischen des Bastiat für die deutsche Gegenwart bearbeitet. 2. Auflage 1885. Preis 50 Pf.

Frenzel, Karl. Die Kunst und das Strafgesetz. Mit Entgegnung auf Staatsanwalt Heinemann's Schrift: „Der Prozeß Graef und die deutsche Kunst". 4. Tausend. Preis 50 Pf.

Gedanken eines Juden. 3. Auflage. 1885. Preis 50 Pf.

Der Verfasser, im praktischen Leben stehend und geborener Jude, betrachtet die äußere und innere Lage des Judenthums und erörtert die Gründe, welche für einen Anschluß an die protestantische Kirche sprechen.

Musgrave, Curt A. Die bevorstehende Revolution in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1886. Preis 1 Mk.

Die Offiziere. Gegen Frh. v. d. Goltz und Gesinnungsgenossen. Von dem Verfasser von „Die Vorrechte der Offiziere". 4. Tausend. Preis 60 Pf.

Tschammer-Dromsdorf, Baron. Wie kann die deutsche Landwirthschaft erhalten werden? Preis 50 Pf.

Die Vorrechte d. Offiziere im Staat u. i. d. Gesellsch.

Motto: „Die Offiziere müssen mit demselben Maße gemessen werden, wie die übrigen treuen Staatsdiener.

(Kriegsminister a. D. v. Kamecke im deutschen Reichstage.)

VII. Tausend. 1883. Preis 40 Pf.

Die Brochüre erörtert in objectiver und sachgemäßer Weise die Vorrechte der Offiziere und stellt einen Vergleich an zwischen den Pflichten der Offiziere und denjenigen der Civilbeamten. Sie ist daher nicht nur für Militärs, sondern auch für Civilisten lesenswerth.

J. S. Preuß, Berlin W., Kronen-Str. 22.